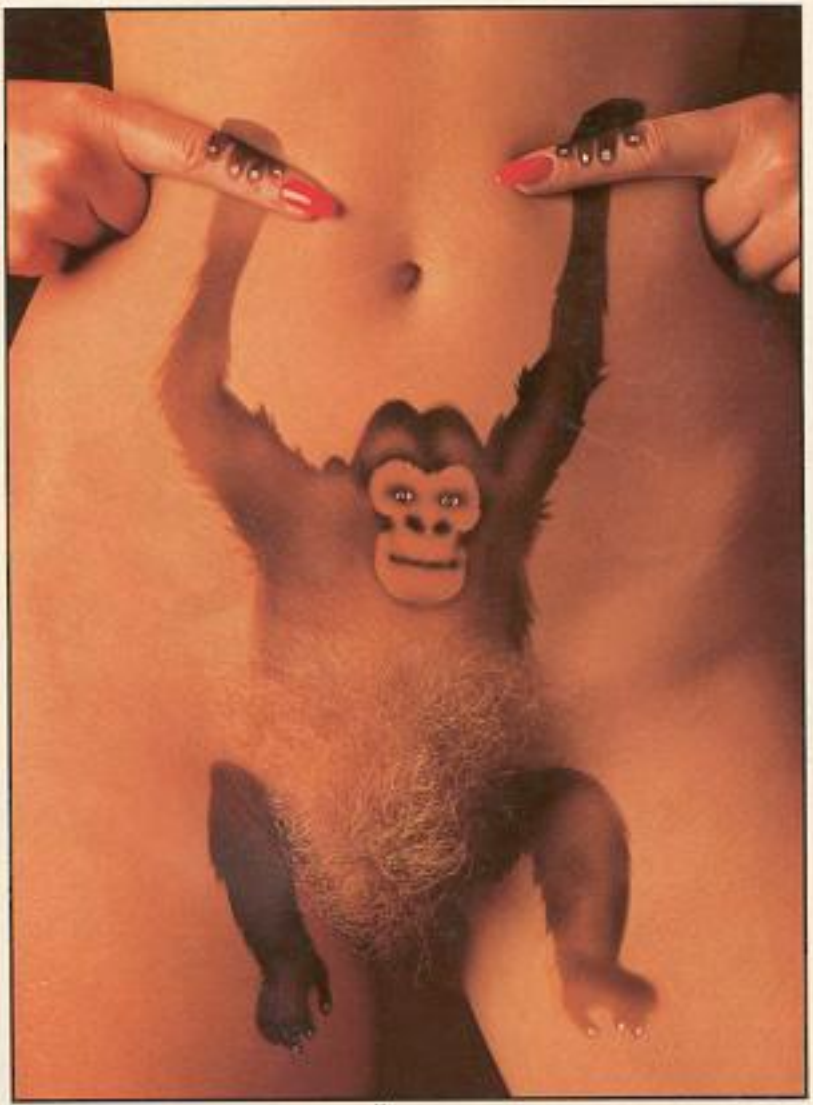
konkret

8 Mark 1980

SEXUALITÄT



DAMPFKESSEL-SEX PÄDOPHILIE **PROSTITUTION**
NINA HAGEN **NARZISMUS** TRIEBTÄTER **THERAPIE**

in Sexualität konkret 1980

Editorial

Sexualität als Dampfkessel? von Eberhard Schorsch

freundlich fatal von Herbert Ladendorf

Therapie und Politik von Volkmar Sigusch

Wenn Romeo und Julia zu Vertragspartnern werden von Heinrich Epskamp

Zu Sexualität und Moral. Leidenschaft hat keinen sittlichen Ort von Martin Dannecker

Nur die Sau rauslassen? von Günter Amendt
Bei der Pädophilie-Diskussion sind viele Interessen im Spiel. Aber kaum die der Kinder

Pädophilie - Tabus und Vortabus von Helmut Kentler

Niemand liebt mich so wie ich von Jörg Bopp
Was ist eigentlich am Narzißmus so schändlich?

Liebe unterm Nierentisch von Hermann Peter Piwitt

In meiner WG von Caroline Fetscher

Trieb und Täter von Eberhard Schorsch, Herbert Maisch
Sexualwissenschaft im Strafprozeß - zwei Gutachter berichten

Geschlecht und Recht. von Peggy Parnass
Erregte Staatsanwälte und Landgerichtsdirektoren und Reporter als öffentliche Ärgernisse

Der feministische Mann von Peter Gorsen

Lenzel und die Frauen von Fritz Rasch

Das 600-Marken-Zeichen von Walter Beh
Viele teure Hotels haben ihre Lounges zu Puffs umgerustet. Walter Beh hat eines besucht

Die Grenzen der Natur von Hermann L. Gremliza
Porträt eines Unternehmens der mittelständischen Wirtschaft

»Deutsches Mann viel Scheisse« von Hans Eppendorfer
Wie ausländische Arbeiter eine Marktlücke füllen

»Dieses schwindelerregende Ballett von Beinen, Armen, Küssen« von Ulrich Clement
Ulrich Clement stellt ein Buch über »Die neue Liebesunordnung« vor und warnt.

»Ruhe im Glied!« von Christian Klippel
Das ist die Liebe der Matrosen und anderer Waffengattungen

»Na, das sind so lasche Typen« von Sonja Schwarz-Arendt
Wie die neuen Hausmänner kochen und backen, Kinder pudern und wickeln, nähen und stricken gelernt haben, wie sie sich dabei fühlen und wie sie gesehen werden

Manchmal hilft ein Tiefkühl-Hähnchen von Ingrid Klein
Ingrid Klein über die Alternativen zum Kreißsaal

Maria 1 bis 1000 von Stefan Hinz
Kacheln, Sagrotan, Oxytocin, eine Mutter, ein Monitor, ein Kind

Einmal und nie wieder von Werner Heine, Ingrid Klein
Die Erfahrungen eines vasektomierten Mannes und einer sterilisierten Frau

»Die gehören alle ordentlich durchgefickt« von Ruth-Esther Geiger
Ulrike Fürniß, 27, kaufmännische Angestellte und Betriebsrätin in einer norddeutschen Groß-Druckerei, erzählt, wie die ständige sexuelle Anmache der Kollegen nervt

Verdammt Unzucht von Karlheinz Deschner
Wie und wann das Christentum zum Feind der Lust wurde

Nina Hagen: My way von Hartmut Schulze, Nina Hagen
Hartmut Schulze hat sich mit Nina Hagen über den Skandal Nina Hagen unterhalten

Hitparade der Stellungen von Rudolf Müller
Zur Funktion der sogenannten Sexualreports

Alltagsliebe von Friedemann Pfäfflin
Antwort auf eine redaktionelle Zumutung

»Komm in mein Wigwam« von Henning Venske
Wie sich der deutsche Mensch in seinem Schlager fortpflanzt

Konkret-Sexualität 1980, S. 4

Editorial

Es scheint nur paradox: Weil das erste Heft von SEXUALITÄT KONKRET nicht pornographisch war, wurde es in der bayrischen Provinz beschlagnahmt, auf dem katholischen Land unterm Ladentisch angeboten und von Pressegrossisten in Hamburg zwei Monate lang nicht an die Kioske ausgeliefert. Wo sonst auf zig Quadratmetern schmierigste Pornografie auf abwaschbarem Hochglanz-Papier feilgeboten wird, wo ganz große und ziemlich kleine Verleger mit sexuellen Ängsten, Nöten und Perversionen ihren Reibach machen, mußte SEXUALITÄT KONKRET obszön wirken - nicht trotz, sondern wegen seines Versuchs, die Erkenntnisse der Sexualwissenschaft zu popularisieren, Ängste zu nehmen, Nöte zu erklären, kurz: die Geschäftsgrundlage der Porno-Presse zu demolieren.

Der Versuch war dennoch erfolgreich:

Erstens wurden trotz der zahlreichen Vertriebsbehinderungen mehr als 100.000 Hefte SEXUALITÄT KONKRET verkauft. Und zweitens gaben schließlich auch die Verfolger auf: Die bayrischen Büttel stellten die Verfahren ein (die sechs betroffenen Einzelhändler bekamen ihre Anwaltskosten vom Neuen Konkret Verlag ersetzt), selbst in Hamburg war SEXUALITÄT KONKRET im September endlich an den Kiosken. Länger dauerte es nur noch bei den Öffentlichen Bücherhallen der Hansestadt, wo eine Lektorin das Heft so »begutachtet« hatte: »Müs*sen wir wirklich jeden, der sich da als Tabuverletzer und Regime-Gegner geriert und von daher die Verbreitung dieser Postille in den Öffentlichen Bücherhallen fordert, eilfertig zu willen sein ?«* Es dauerte neun Monate, bis die zuständige Kommission die erregte Lektorin korrigiert hatte.

Die Reaktion der Leser und der fortschrittlichen Fachleute war einhellig: positiv bis begeistert. Das hat uns ermutigt, aus dem Sonderheft SEXUALITÄT KONKRET eine einmal jährlich erscheinende Zeitschrift zu machen. Zumal das Bedürfnis nach seriöser und zugleich verständlicher Information über Sexualität weder (natürlich) von den tausend Sex-Blättern noch (leider) von den sexualwissenschaftlichen Publikationen befriedigt werden kann.

Auch SEXUALITÄT KONKRET 2 ist wieder in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. med. Volkmar Sigusch, dem 1. Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung entstanden. Mit ihm konnten auch diesmal fast alle wichtigen bundesdeutschen Sexualforscher als Autoren für SEXUALITÄT KONKRET gewonnen werden.

Konkret-Sexualität 1980, S. 5

Eberhard Schorsch

Sexualität als Dampfkessel?

Wie gut, daß niemand weiß, was Sexualität eigentlich ist (wahrscheinlich gibt es sie so gar nicht). Deshalb läßt sich so gut über sie schreiben, von allen Seiten: Die Mediziner haben sich ihrer angenommen und anfangs mehr, später weniger verschämt die körperlichen Abläufe studiert; Psychiater bestaunen die Auswüchse; Psychologen, Soziologen fragen: Wie oft und warum und dann immer häufiger: Warum nicht? Pädagogen formen daran herum; über Heterosexualität, Homosexualität, Bisexualität gibt es Bibliotheken; der Impotenz und Frigidität haben sich die Therapeuten und in den letzten Jahren zunehmend die therapeutischen Macher angenommen; neuerdings gibt es gar »Sonderhefte Sexualität«, die, ähnlich wie der »Geschlechtstrieb«, bereits Wiederholungszwängen zu unterliegen scheinen.

Einhellig und treuherzig ist die Ansicht, ein jeder solle seinen Orgasmus, seine »Triebabfuhr« haben; und wenn dem nicht so ist, so muß abgeholfen werden. Als Beweggründe für solche Ansichten müssen in der Regel simple biohygienische Vorstellungen herhalten: Theorien von Sexualität gehen fast ausnahmslos von einem biologisch vorgegebenen, konstanten Sexualtrieb aus, der als ein mehr oder weniger vehementes Energiebündel vorgestellt wird; biologische Prozesse im Körper erzeugen ständig sexuelle Spannungen, die von selbst immer stärker werden, auf Abfuhr und Entladung drängen und so den Menschen zu sexueller Aktivität treiben. Wird diese Energie unterdrückt, ein Output verhindert, gibt es Verklemmungen; es resultieren Neurosen und Krankheiten aller Art. Diese Dampfkesselvorstellung von Sexualität liegt den Vulgäranschauungen ebenso zugrunde wie explizit biologistischen Konzepten bis hin zur klassischen Psychoanalyse; Wilhelm Reich hat dieses Konzept am konsequentesten ausformuliert.

Daß dieses Dampfkesselmodell der Sexualität wohl kaum gerecht wird, sollte man schon deswegen argwöhnen, weil es offenbar eine spezifisch männliche Sicht von Sexualität darstellt (etwas wird durch ein Ventil von innen herausgeschleudert) und auf die Sexualität der Frau nicht mehr so recht übertragbar erscheint.

Diesen zwar wissenschaftlich widerlegten, aber offenbar unausrottbaren Vorstellungen von Triebenergien ist die schlichte Tatsache entgegenzustellen: Das, was mit dem Begriff Sexualität umschrieben wird, ist eine Möglichkeit des Erlebens; sie wird in den Dienst genommen von Phantasie, Erinnerung, Innenwelt, wird zu einer Funktion voneigenen Gefühlen, Wünschen, Sehnsüchten, Hoffnungen, Ängsten, Konflikten, Risiken und Gefahren, die alle in der eigenen Geschichte wurzeln. Die Frage nach der Bedeutung von Sexualität wendet sich also an die individuelle Lebensgeschichte; es kann sich dann z.B. ergeben, daß es für einen Menschen durchaus sinnvoll sein kann, keine Sexualität zu erleben.

Diese *intrapsychische Dimension* von Sexualität hat der amerikanische Psychoanalytiker Stoller in einem provokativen Artikel aufgedeckt. Stoller's Ausgangspunkt ist die Analyse von sexuellen Tagträumen, Phantasien, Partnerwahl, Gefühlen vor, während und nach sexuellen Aktivitäten. Er stellt die Frage, wie es kommt, daß bestimmte Formen von Sexualität für bestimmte Menschen eine besondere Faszination haben und für andere nicht - und dies bei »sexuell normalen« Männern und Frauen. Seine Antwort lautet folgendermaßen: In der sexuellen Erregung wird etwas in Szene gesetzt, das besondere Traumata, Konflikte, Ängste aus der eigenen frühkindlichen Entwicklung thematisiert. Es geht um die verstellte und symbolische Rekonstruktion eines traumatischen Stücks der eigenen Geschichte. Dies geschieht in einer verfremdeten Form, so daß die Traumata nicht bewußt werden; die Verfremdung ist jedoch nicht so stark, daß die Traumatisierungen, die frühen Wunden in Ansätzen dennoch Ängste hochkommen lassen.

Das Besondere der sexuellen Erregung und Lust liegt darin, daß die wiederaufgesuchten Traumen in Lust verwandelt werden, die frühen Niederlagen in Siege, die Ängste in Triumph.

Sexualität ist damit ein Akt von symbolischer Konfliktlösung, verbunden mit einem intensiven Glücksgefühl; damit sind nach Stoller Angst, Gefahr, Risiko unverzichtbare Bestandteile einer lustvollen Sexualität. Sie sind zwar nicht so stark und unmittelbar darin enthalten, daß bewußt Ängste entstehen, die dann zu Impotenz oder Abwehr von sexuellen Gefühlen führen könnten, aber immerhin stark genug, um nicht Indifferenz oder Langeweile entstehen zu lassen. Darin liegt die starke Faszination von Sexualität. Weil es in der sexuellen Erregung um die verschleierte Thematisierung von Ängsten, Wunden und Traumatisierungen geht, die bewältigt, ungeschehen gemacht werden, ist in der sexuellen Erregung ein Element von Kampf enthalten. Feindseligkeit, »hostility« wird zu einem wesentlichen und, wie Stoller meint, unverzichtbaren Bestandteil sexueller Erregung. Diese Feindseligkeit, die mehr oder weniger intensiv, mehr oder minder verdeckt sein kann, ist der Preis dafür, daß es um das Ungeschehenmachen kindlicher Traumatisierungen geht. Sexuelle Erregung dort, wo sie intensiv ist und nicht fade Routine, ist immer auch ein Spiel mit der Gefahr, die triumphal überwunden wird durch die Zelebrierung des Orgasmus.

Wichtig an dem Stoller'schen Konzept ist dies, daß Sexualität als ein Verarbeitungsmechanismus innerer Spannungen, als eine Bewältigungsform verstanden wird, eine Bewältigungsform, die deswegen einzigartig ist, weil sie im Unterschied zu anderen psychischen Verarbeitungs- und Abwehrmechanismen mit einem intensiven Erleben von Lust und Befreiung verbunden ist. Weil im sexuellen Akt unbewußt eine momentane symbolische Konfliktlösung geschieht und keine reale und dauerhafte Verarbeitung, deshalb kommt Sexualität nicht zu einem Ende, sondern sexuelle Erregung und Befriedigung werden immer wieder gesucht und gefunden nach Art eines Wiederholungszwangs. Dies erklärt die Periodik von Sexualität einleuchtender als das biologisch energetische Konzept des Dampfkessels. Dadurch wird z.B. erklärbar, daß »Triebstärke« keine Konstante ist, sondern daß sie intraindividuell starken Schwankungen unterworfen ist. Man kann z.B. beobachten, daß sexuelle Bedürfnisse in Zeiten psychischer Krisen erheblich ansteigen oder abflauen können; Libido und Potenz können extrem schwanken je nach Situation, Partner, Praktik etc.. Die inneren Spannungen, die sich im Orgasmus lösen, sind eben keine quasi physischen Triebkräfte.

Das Stoller'sche Konzept hat einen düsteren Unterton, wenn er seinen Aufsatz mit dem Satz beschließt: »Meine Theorie macht sexuelle Erregung einmal mehr zu einem Beispiel für das, was andere seit 1.000 Jahren gesagt haben: Daß der Mensch kein sehr liebendes Wesen ist, vor allem nicht dann, wenn er Liebe macht. Zu schade.« Düster ist dieses Konzept, weil es den Aspekt der Feindseligkeit so stark in den Vordergrund stellt, als sei Sexualität darauf reduzierbar. Es fehlt etwas in diesem Bild von sexueller Lust und Erregung: Erlebnisqualitäten wie Zuneigung, Geborgenheit, Nähe, Sicherheit, Vertrautheit. Bei Stoller ist sexuelle Aktivität Kampf, ein untergründig feindseliges Ringen, an dessen Ende Sieg und Triumph stehen. Der Partner wird zum fetischierten Substitut, zum Statisten in einem imaginären Arrangement und Spiel; d.h.: sexuelle Partnerschaft wird zu einer narzißtischen Beziehung, die ars amandi zu einer Kunst zu hassen. Dennoch enthält sein Konzept einen Ansatz zu einer Theorie von Sexualität, der ausbaubedürftig ist. Ich will einige Überlegungen in dieser Richtung anstellen.

Die frühe Geschichte der Selbstentwicklung ist nicht nur eine ununterbrochene Folge von Frustration, Traumata, Wunden, besteht nicht nur aus Erinnerungen an Gefahren, die Angst erzeugen. Wir tragen ebenso unterbewußte Erinnerungen an sehr frühe, - verlorene und nicht wieder herzustellende Gefühlszustände von Glück und Vollkommenheit in uns, die Sehnsüchte wachhalten - Erinnerungen an paradiesische Zustände, wie sie in Mythen und Märchen ihren Niederschlag finden. Nicht nur Ängste und Wunden, auch die Ahnungen und Sehnsüchte dieser frühen infantilen Glückszustände leben momentan in der sexuellen Lust wieder auf. Sexuelle Lust ist nicht nur Umwandlung von Traumata in Triumph, sondern zugleich auch die momentane symbolische Erfüllung von Sehnsüchten nach früher Vollkommenheit, die in der Regression des Orgasmus flüchtig wieder auflebt. Es läßt sich allgemein formulieren: In der sexuellen Erregung und Lust werden die essentiellen Ereignisse der eigenen frühen Geschichte momentan in der Regression wieder lebendig - dazu gehören die Wunden, die Traumata und Ängste ebenso wie die Zustände von Glück und Erfüllung. Sexuelle Lust kann so zu einem umfassenden und intensiven Sich-selbst-Erleben und Sich-selbst-Erfahren werden von den eigenen Wurzeln und Ursprüngen und von den eigenen Grenzen her.

Man könnte die Aspekte der Wunscherfüllung näher benennen. Ich will dies nur andeuten. Es sind einmal sehr frühe Zustände und Sehnsüchte, die aktuell wieder aufleuchten können - Erinnerungsspuren an den Zustand von Vollkommenheit vor der Individuation: Der Aspekt von Verschmelzung, Auflösung der Ich-Grenzen, die Aufhebung der Trennung, die Aufgabe von Selbstkontrolle, Idealisierung, die momentane Symbiose mit einem flüchtigen Anklang an primär-narzißtische androgyne Vollkommenheit, der Aspekt von Sättigung und Gesättigt-Werden, Verblassen von rationaler Realitätskontrolle - all das kann momentan und sehr flüchtig im Orgasmus anklingen, verbunden zugleich mit einem intensiven Nur-sich-selbstSpüren mit narzißtischem Hochgefühl. Dieses Zusammenfallen von den polaren Erlebnismöglichkeiten: Ich-Auflösung und Verschmelzung einerseits, Sichselbst-Erleben in narzißtischem Hochgefühl andererseits - ist das wesentliche und unverwechselbare des Orgasmus. Neben dieser frühen »oralen« Thematik sind es Themen der »analen« Entwicklung wie das Ablegen von Schambarrieren, die Lust an Geruch und Körperabsonderungen; ferner Erinnerungen an phallisch-narzißtische Gefühle von Bewundert-Werden, Gefühle des Angenommen- und Aufgehoben-Seins aus den reiferen Beziehungen zu den Eltern etc.

Diese beiden Aspekte von Angstabwehr und Wunscherfüllung erklären die Wichtigkeit der Sexualität für das psychische Gleichgewicht. Die großen Unterschiede innerhalb der normalen Sexualität, was Partnerwahl, Technik, Vorlieben, Phantasien, aber auch »Triebstärke« angeht, erklären sich aus der individuellen Geschichte: Die essentiellen Ereignisse des individuellen Schicksals, die in der sexuellen Erregung und Lust momentan wieder aufleben, sind von Person zu Person andere. Ebenso unterschiedlich ist der Anteil von Angstabwehr und Wunscherfüllung. Je mehr die sexuuelle Erregung der Angstabwehr und Konfliktbewältigung dient, desto stärker wird das Element der Feindseligkeit. Aus diesem Konzept ergeben sich fließende Übergänge von der nicht-perversen Sexualität zu den Perversionen. Was als »Whisper of hostility«, als Hauch von Feindseligkeit in der nicht-perversen Sexualität enthalten sein kann, wird in der Perversion zu erotisiertem Haß.

Diese Hinweise auf die intrapsychische Dimension von Sexualität sollen nicht mißverstanden werden als ein Rückschritt in Richtung auf eine neue, sich selbst genügende, selbstselige Innerlichkeit. Die Entpsychiatrisierung der Sexualität durch die

Psychologie, Sozialpsychologie, Soziologie war sicherlich notwendig; deren Erkenntnisse müssen aber zwangsläufig vordergründig und breitflächig bleiben, solange, wie bisher, die entscheidende Dimension der Sexualität vernachlässigt oder gar übersehen bleibt: Die Phantasie.

Konkret-Sexualität 1980, S. 8

Herbert Ladendorf

freundlich fatal

du
das ist so
du
das ist irgendwie halt so
du
da musst du hindurch
ich wollte dich nicht verletzen
so ging es doch nicht weiter
ruf mich doch mal an
komm doch mal vorbei
du
das passiert doch jeden tag
du
das ist doch nichts besonderes
du
das kommt doch überall vor

mir hat man das leben
irgendwie halt
auch so genommen

Konkret-Sexualität 1980, S. 10

Volkmar Sigusch

Therapie und Politik

Alle Gesellschaftsmitglieder sind gestört. Alle werden behandelt. Jeder Patient hat seinen Therapeuten, jeder Therapeut seinen Supervisor, jeder Supervisor seinen Kontrolleur, jeder Kontrolleur seinen Programmierer, jeder Programmierer ist Patient, viele Patienten sind Therapeuten, jeder Therapeut ist Patient, alle werden überprüft.

Das Bundeskontrollamt (BKA) speichert die seelischen Rohdaten und koordiniert die Einsatzpläne. Die Bundesanstalt für freie Marktwirtschaft (BFM) entwirft und modifiziert die Therapieziele und Erfolgskontrollen. Das Bundesgenesungsamt (BGA) bewertet Effizienz und Ethik der einzelnen Techniken. Der Bundestherapiehof (BTH) entscheidet in letzter Instanz über Streitigkeiten zwischen den Therapieparteien. Der Deutsche Therapiedienst (DTD) berichtet täglich im Anschluß an die Tagesschau über die Eingriffe von morgen. Die Therapeut-Patient-Beziehungen haben die alten Geschlechter- und Liebesbeziehungen abgelöst. Die Therapeuten sind Arbeits- und Sozialamt, Ermittlungs- und Strafbehörde.

Ein Beratungsnetz ist übers Land geworfen. Hatte es mit Selbstmordhilfe und Schwangerschaftskonfliktberatung einst begonnen, sind inzwischen alle Lücken geschlossen. Das Programm reicht vom Biofeedback im Mutterleib bis zum Kommunikationstraining beim Sterben. Die Therapieketten sind wie Massa und Quelle. Sie haben auslaufende Modelle oder leicht verderbliche Techniken im Angebot, sie versenden Frühjahrs- und Herbstkataloge. Auch die Psychoanalyse ist schon längst ein Volksnahrungsmittel und der Gemeinde ganz nah. Die Therapiekosten werden vom Lohn einbehalten.

Der Lebensprozeß als Therapieprozeß, Therapievollzug wie Strafvollzug, therapeutische statt sozialer Bewegung, die Gesellschaftsformation als Krankheit - das klingt absurd und ist es auch. Doch die Tendenzen sind seit Jahrzehnten vorhanden, und vieles von dem, was so verrückt klingt, wird seit langem gedacht, liegt als Programm vor oder wurde bereits teilweise realisiert, namentlich in den USA, die uns in allem Fatalen durchschnittlich um zehn Jahre voraus sind. Dort bieten Verhaltensforscher, Psychologen und Neurophysiologen ihre Errungenschaften schon längst zum massenhaften Zurechtformen, Lenken und Kontrollieren der Menschen an. Ihr Ziel ist die »psychozivilisierte« Gesellschaft. Ihre Objekte sind »gewalttätige« Hausfrauen bereits ebenso wie »aufsässige« Gefangene.

Und hierzulande? Ist die auf den ersten Blick so absurd erscheinende Therapeutifizierung des Lebens einfach von der Hand zu weisen? Schließlich sind wir alle Patienten, nicht nur die Alkoholiker, Drogenabhängigen, Einsamen, Autoaggressiven, Magen-, Herz-, Blutdruckkranken, die Arbeitslosen, die mißhandelten Kinder und Frauen, die Gefangenen, Angestellten, Epileptiker, Alten, Beamten, Funktionäre. Probleme haben wir alle, Mißfunktionen, Körperschmerzen, eingeklemmte Gefühle und soziale Leere. (Während ich das schreibe, berichtet die »Frankfurter Rundschau« am 5. März 1980 über eine Untersuchung, nach der von 1.300 Polizisten im Wechselschichtdienst 49 Prozent über Rücken-, 41 Prozent über Magen- und Bauch, 33 Prozent über Glieder-, 29 Prozent über Kopf- und 18 Prozent über Herzschmerzen klagten; von 350 Polizeibeamten wurden über 70 Prozent aus Krankheitsgründen vorzeitig pensioniert.) Und ein Therapeut als Weggenosse, der uns ernst nimmt und immer da ist, täte uns allen gut. Wo dienten Psychotherapeuten, die mehr als Roboter sind, nicht der Menschlichkeit? In den Anstalten, Behörden, Fabriken, Airports, Bahnhöfen, Kaufhallen, Kasernen, Ehen, Kindergärten, Wohnblocks, Parteien, Gewerkschaften?

Ganz so verwunderlich ist die Psychowelle, die wir gerade erleben, sind der heutige Psychologismus und Therapismus, das Aufschießen der Psychosekten und Heilsbotschaften nicht, die Regression, die Infantilisierung, die Unterwerfung, die kleine Innerlichkeit gegen die große Politik, die Gesellschaftsferne, die rationale Irrationalität der einzelnen gegen die irrationale Rationalität des Ganzen. Gibt es nicht genug Unglück, die Endzeit zu ersehnen? Gibt es nicht genug Elend, den Erlöser zu erhoffen? Gibt es nicht genug Schwäche, einen Halt zu suchen? Gibt es nicht genug Einsamkeit, einem anderen zu folgen? Gibt es nicht genug Mutlosigkeit, Hoffnung auszuleihen? Gibt es nicht genug Vergesellschaftung, im Individuellen das Andere zu erzwingen?

Geht der objektive Zug immer rasender auf die totale Katastrophe, wird die Umwälzung des Ganzen objektiv immer dringlicher, scheint die Sinnfrage gesellschaftlich entschieden, weil nicht gestellt oder immer gleich, quasi naturgesetzlich beantwortet, bieten Irrlehren und die Reise nach innen einen Schutz, täuschen Sinn und Erfüllung vor, können Therapien wie Drogen benutzt werden, zumal Psychopharmaka und Elektroschocks, Konsum und Sex nicht mehr viel fruchten. Man kann auch sagen: Wenn es draußen friert, wärmt man sich drinnen. Das ist menschlich und uns seit Jahrtausenden bekannt. In der vergesellschafteten Gesellschaft bleibt es aber ein Stück der allgemeinen Verblendung.

Der gegenwärtigen Psychowelle ist es schon längst wie der ausgewaberten Sexwelle ergangen, der sie erst auf der Ferse folgte und die sie dann ablöste: kleiner Aufbruch, große Beigabe. Was einmal kritisch begann, ist inzwischen restaurativ umgebogen worden. Erinnern wir uns. Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre kamen Psychiatrie, Psychologie und

Psychotherapie merklich in Bewegung. Jüngere Wissenschaftler legten historische Analysen vor, klatschten den Schockpsychiatern und Madenpsychologen ihre Ideologie ins Gesicht, rissen ihnen die Masken der Menschenfreundlichkeit herunter, benannten ihre gesellschaftliche Funktion. Klaus Dörner 1 schrieb »Bürger und Irre«, Erich Wulff 2 »Psychiatrie und Klassengesellschaft«. Ärzte und Patienten suchten neue Wege, einige sahen Therapie als politische Praxis. Kreise, Verbände, Gesellschaften wurden gegründet. Die Misere der psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung konnte nachgelesen werden, in Serie. Die Schulpsychologie wähnte sich zur Behandlung seelischer Erkrankungen befähigt, rief erst eine Wende und dann die Generalmobilmachung aus. Sie vervielfachte die Anzahl ihrer Stühle, Diplome, Zertifikate, Organisationen, Techniken, Theorien und Praxen. Der Bundestag bestellte eine »Enquète über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik« und begann, ein Psychotherapeutengesetz vorzubereiten. Gewerkschaften und linke Mediziner hatten schon Reformvorschläge unterbreitet. Das Ausbildungsgesetz für Ärzte war bereits modernisiert worden: Jeder Medizinstudent kam jetzt geregelt mit Psycho- und Soziologischem in Berührung. Neurosen durften offiziell beim Namen genannt und dann noch tiefenpsychologisch von Gesetz wegen behandelt werden. Wirklich unerhört!

Und wie sieht es heute aus? Das Elend mit der Psyche, das zwei »Kursbüchern« den Titel gab, ist regierungsamtlich. Aufgelistet und statistisch fortgeschrieben, ist halb gebannt. Derweil betreibt die Anstaltspsychiatrie fast überall ihr trauriges Geschäft weiter - ohn' Aug', ohn' Ohr, ohn' Zahn, ohn' alles. Unter ihrem Schutz können sich alte inhumane Torturen auf neuem technologischen Stand entfalten. 3 Von Reformen, die nicht reformistisch sind, keine Spur. Nicht einmal der revidierbarste Nachlaß der Nazi-Diktatur ist beseitigt worden 4. Gegenpsychiatrische Versuche sind vom Staatsapparat zerschlagen worden oder haben sich verrannt. Ausbildung und klinische Praxis der Medizin sind ungebrochen am Ideal der sog. Naturwissenschaften orientiert; alles andere ist bestenfalls schmückendes Beiwerk. Die ständischen Psychologen-Verbände 5 haben kein anderes Interesse gezeigt, als den Ärzten gleichgestellt zu werden, als allein mit ihnen die Pfründe zu teilen: staatliche Anerkennung als Heilberuf, Liquidation der Leistungen im Rahmen der gesetzlichen Krankenversicherung, öffentlich-rechtliches Kammerwesen, eigene Gerichtsbarkeit, Spezialistenzucht, Verteilung der von den Versicherten aufgebrachten Gelder in eigener Regie, freie Therapie, freie Methode, freie Niederlassung, freie Praxis, freie Marktwirtschaft. Vor allem von der bis dahin bemerkenswert menschenfernen Schulpsychologie ist inzwischen ein Wust von therapeutischen Techniken präsentiert worden. Gab es schon vor 10 Jahren Hunderte von therapeutischen Schulen und Tausende von speziellen Behandlungstechniken, so ist heute die Verwirrung perfekt. Jedes Jahr werden Richtungen und Varianten auf den Markt geworfen: Primär- oder Urschrei-, Gestalt-, Kommunikations-, Gefühls-, Realitäts-, Erkenntnis-, Identitäts-, Relaxations-, Implosions-, Fokal-, Flash-, Partner-, Familien-, Gruppentherapie, Sensitivitäts-, Kreativitäts-, Meditationsübungen, rationale (RPT), rational-emotive (RET), Aranspersonale humansistische, positive, kreative, integrative Therapie, Rollenspiele, Selbsthilfe, Selbstdarstellung, Selbstkontrolltechniken, Musik-, Art-, Tanz-, Farb-, Geruchs-, Leibtherapie, Aktionsanalyse, Transaktionsanalyse, TZI, Biofeedback, Videofeedback usw. usf. Hinzu kommen die Kombinationen, jede mit jeder und jede mit allem. Wer die Zeitschrift »psychologie heute« liest, ist auf dem laufenden; sie trägt ihren Namen zurecht. Hinzu kommen die reinen Privatwissenschaftler, Geldschneider, Lazzaroni, Maquereaus und Heilerpersönlichkeiten, die ihren Mummenschanz auch wissenschaftlich zu drapieren suchen. Jenseits von Allopathie und Schulpsychologie schließlich haben Homöopathie, Chiropraktik und Akupunktur samt Moxibustion, Baunscheithieren, Aurikulotherapie oder Akupressur, Schröpfen, Egeln und Pflastern, Kräuter- und Ozontherapie, Aderlaß und Exorzismus, Besprechen, Magnetismus und dergleichen einen enormen Aufschwung erlebt oder konnten überdauern.

Der Trend der sogenannten Psychotherapien ist eindeutig: möglichst schnell oder massiert, möglichst nur den »Herd« oder mehrere auf einmal behandeln. Alle »klassischen« Richtungen sind beteiligt: ungebremst die Lernpsychologie mit ihren Verhaltensmodifikationen, etwas verhaltener die Tiefenpsychologie mit ihrem Königsweg, der Psychoanalyse. Viele Techniken sind auf den ersten Blick menschenfeindlich: sog. Aversions-»Therapien« mit elektrischem Strom und Brechmitteln, automatisierte und Computer-»Therapien«, Marathon- oder Massenpraxis. Bedenkt man das, hat man die finalen Heilkünste und das schier unerschöpfliche Arsenal schulmedizinischer Waffen schwersten Kalibers vorm Auge, erscheinen verbreitete Naturheilverfahren als nützlich bis harmlos, weil ohne unmittelbare körperliche Wirkung, aber von solcher, die man mechanische, naive, mystizistische oder ungewollte Psychotherapie nennen könnte.

Das Reden vom Siegeszug der Psychotherapie ist Gerede. Es soll uns in die Irre führen oder kommt aus jenen fragwürdig priviligierten Großstadtzirkein, die der Vision von der Durchtherapeutifizierung des Lebens in der Tat sehr nahe sind. Alle »neuen« Therapien sind Abklatsch erprobter, modisches Zeug, wirkungslos, schädlich oder lebensunfähig, nichts als Sirenengesang oder Ausfluß von Sektierertum, bestenfalls Schmalspurvariationen alter Methoden, schlimmstenfalls ein kriminelles Geschäft. Die psychotherapeutische Versorgung der Bevölkerung, selber ein zweischneidiger Maßstab, ist in keiner Hinsicht verbessert worden. Nimmt man das Menschenbild und die Ziele der »neuen« Therapien beim Wort, ist in jeder Hinsicht das Gegenteil der Fall: Auf eine subjektiv niederträchtige, objektiv gesellschaftskonforme Weise dümpeln sie die Not der Menschen. Sie reden von Freiheit, Autonomie, Selbstbestimmung und sind doch nur Geseire und Bandage,

unwahrer als Fußzonenreflextherapie, Ballspiele, Dampfbad oder Fangopackung bei seelischen Leiden. Sie sagen, sie nähmen die Menschen ernst, und tun es doch nicht.

Ihr Ziel ist Anpassung, manchmal auf den ersten Blick kaschiert, am Ende ohne Wenn und Aber. Sie meinen die funktionierende Person, falsch versöhnt mit der unversöhnten Welt. Sie wollen einem zeitgemäßen Typ auf die Sprünge helfen, der den objektiven Gang reflexartig widerspiegelt. Das gilt letztendlich für alle Psychotechniken, die heute kursieren: ob sie nun einzelne Defekte reparieren oder, Vertrauen einflößend und Solidarität versprechend, Identität und Homöostase erreichen wollen (Rogers, Perls, Synanon usw.) oder außeralltägliehe Gemütszustände wie »Betroffenheit« rituell in sog. Encounter-Gruppen zu erzeugen suchen.

Die Vorreiter und Anführer dieser Techniken sind der experimentellen Lernpsychologie verpflichtet, die ihr Bild vom Menschen an der Ratte gewonnen hat. Ihre Reiz-Reaktions-Psychologie ist bei Spulwürmern ebenso wie beim Menschen anzuwenden. Ohne ihre »Anthropologie«, die harmonisch durchschlug, weil sie mit der gesellschaftlichen Manier des Fetischisierens d'accord ist, wäre es vielleicht noch nicht ganz so reibungslos möglich, das zu psychologisieren und scheinbar auf eine höhere Erkenntnisebene zu heben, was zuvor biologisiert worden ist. Der letzte Schrei dieser Psychologie, ihre »kognitive Wende«, ihr »Anerkennen innerer Prozesse«, ihr andernorts aufgeschnapptes »Konzept vom Selbst«, ist ebenso banal wie vergeblich. Immer muß erst der Mensch gedanklich in Stücke zeranalyse (z.B. Jacques Lacan). Die schwarzen Schlammfluten des Okkultismus, von denen Freud irgendwo sprach, sind wieder angestiegen. Die immer hoffnungslosere Suche nach dem historischen Subjekt in der eigenen Formation, nach den Kräften des Humanen, Möglichen, Anderen im Weltgeschehen hat merkliche Teile mehrerer Generationen in Mystik getrieben, allerdings meist in bloß innere, gar nicht mehr chiliastische. Hegels Kritik an Böhme kann sie daher ebensowenig erreichen wie Blochs Insistieren auf dem Noch-Nicht gegen das Nicht-Mehr.

Nichts fällt heraus. Der heutige Irrationalismus entzieht sich nur dem Schein nach der objektiven Rationalität. Wie er realer Ausdruck ihrer fatalen Gewalt ist, wie er gesellschaftliche Art des Denkens bleibt - ob nun »Lohn-Preis-Spirale« oder »Gotteskomplex«, die allgemeinen Mystifikationen und Fetischisierungen sind der Form nach Legion -, so läuft der neue Therapismus objektiv aufs soziale Eingliedern und subjektive Pazifieren hinaus, letztlich auf die Illusion: Antagonismen könnten wegtherapiert werden. Ist das eine therapeutisch geboten wenn es ums individuelle Überleben geht, führt das andere politisch in die Irre. Während heute Psychosoziale und Liberale alles und jeden behandeln wollen und dadurch politische Kämpfe und Entscheidungen behindern, kam die Gegenpsychiatrie vom anderen Ende her. Heute wird Politik in Sozio- und Psychotherapie aufgelöst. Damals ging therapeutische direkt in politische Aktion über. Beidem gemeinsam ist der theoretisch-praktische Trugschluß: daß der Kapitalismus eine Krankheit sei, die man behandeln könne. Gerade von den gegenpsychiatrischen Versuchen aber könnten wir heute lernen, inwiefern Therapie und Politik zwei verschiedene Dinge sind, die weder zusammenfallen können noch dürfen.

Denken wir zurück. Die Anti-Psychiatrie 11 ging von der Erfahrung des Individuums aus, von der totalen Entfremdung. Historisch entleert, erschien Entfremdung als ontologische Kategorie, als existentielle Seinsbedingung à la Sartre. Nur die »Reise« von außen nach innen und von innen nach außen sollte sie aufheben können: »von irdischer Zeit in äonische«, »von kosmischer Fötalisierung zur existentiellen Wiedergeburt« - mit Hilfe »Erfahrener«. Laing schrieb dazu: »In der Psychiatrie würde das heißen: Ex-Patienten helfen zukünftigen Patienten, verrückt zu werden«12. Alle Therapie wurde schließlich negiert, auf Krankheitstheorie verzichtet. Rollenverhalten sollte total beseitigt, die »wahre« Identität wieder hergestellt werden. Es blieb die Illusion, eine Gesellschaft ohne Entfremdung durch die »Reise nach innen« jedes einzelnen summativ herstellen zu können.

Auch der Meta-Psychiatrie 13 war das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft nicht konkret vermittelt, blieb die bestimmte Gesellschaftsformation abstrakt, mißrieten Erscheinungen zum Wesen. Nach Basaglia bestimmten Gewalt und Ausschluß »jede mögliche Beziehung in unserer Gesellschaft«. Familie, Schule, Fabrik, Universität und Krankenhaus waren ihm »Institutionen, die auf einer strengen Rollenverteilung gründen, nämlich der genau festgelegten Arbeitsteilung«14. Schon solche Begriffsbenutzung und -konfusion qualifiziert diese Art von Gesellschaftskritik, die der positivistischen Soziologie ihrer Zeit zu nahe blieb, der die hiesige Gesellschaftsformation nur ein abstrakter Rollen-, Herrschafts- und Verwaltungszusammenhang war. Die Ausgeschlossenen, die seelisch Kranken, die sozialen Randgruppen wurden der Meta-Psychiatrie zum revolutionären Subjekt, zum Träger der gesellschaftlichen Bewegung. Klassenbewußtsein konstituierte sich ihr aus psychischem (und materiellem) Elend, die soziale Revolution verkleinerte sich ihr zur Revolutionierung der Normen, Werte und Rollen.

In der BRD unternahm das Heidelberger »Sozialistische Patientenkollektiv« (SPK) den bald vom Staatsapparat zerschlagenen Versuch, Therapie in politische Praxis zu überführen. Dieser Gruppe erschien Ausbeutung als der Krankheitsproduzent. Kapitalismus wurde mit Krankheit und Krankheit mit Kapitalismus gleichgesetzt. Als »die jetzige, spürbarste Erscheinungsform der Ausbeutung« wurde Krankheit »einerseits Produktivkraft, andererseits, als Identität von Produktion und Destruktion, Begriff der Produktionsverhältnisse. Der Grundwiderspruch von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen ist also so aufzufassen, daß die Krankheit die umfassende Notwendigkeit ist, die ihr eigenes

Gegenteil produziert, die Revolution. Die Kranken sind somit an sich und als bewußt Leidende für sich die revolutionäre Klasse«15. Das SPK ist durch seinen »konsequenten Kampf gegen die mörderischen Verhältnisse zum Feind all derer geworden, die sich noch mit allem oder auch nur wenigem im Kapitalismus abfinden, noch glauben, irgendwelche 'Privilegien' und 'individuellen' Spielraume verlieren zu können. Wer sich nicht als totales Objekt der Verhältnisse begreift und nicht aus subjektivem Leidensdruck den revolutionären Kampf führt, sich also gegen die dialektische Theorie und Praxis stellt, übt Verrat an der Revolution und damit an sich selbst als bewußtloser Sklave des Kapitals«16. Diesmal also ist Krankheit das Wesen des Kapitalismus. Entsprechend erscheint »der Grundwiderspruch«, der wie alle Widersprüche der hiesigen Gesellschaftsformation nur über individuelles Leid zu erfahren ist. Die Masse der Kranken wird zum »Proletariat«, und Heilung kann nur die Revolution der Kranken bringen. Therapie und politische Aktion sind identisch.

Sah die Gegenpsychiatrie noch irgendwie aufs Ganze, auch wenn sie einzelne Momente der gesellschaftlichen Realität als Totalität nahm, hat der laufende Therapismus einzig sein Netzwerk vorm Auge. Entfremdung, Ausschluß, Gewalt und Ausbeutung sind ihm keine Kategorien. Seine Devise lautet: Der Klient muß funktionieren, koste es, was es wolle. Kommt es hoch, hat er statt der Dysfunktion ein Leidensgefühl im Visier, geht es tief her, macht er sich auf die Reise nach innen, die allerdings schon am ersten Rangierbahnhof zum Stillstand zu kommen pflegt, läßt man die Psychoanalyse einmal außer Betracht. Das Wesen des Kapitalismus, das Verhältnis von therapeutischer und politischer Praxis, von seelischer Krankheit und sozialer Bewegung interessiert ihn nicht. Sein betörendstes Credo heißt Sozialstaat. So wurde der Aufschrei ins Psychosoziale umgebogen: Was wollt Ihr denn, für uns sind ja alle Störungen psychogen, wir nehmen die Familie als Patient und das Milieu dazu.

Vor diesen Therapisten muß man wieder alles verteidigen: Biologie, Psychoanalyse, Gesellschaftstheorie. Unter ihren Lippenbekenntnissen, durch ihre Rundumberatungen zerfließt alles. Sie operieren mit der Hoffnung auf Befriedung dort, wo es weder das eine noch das andere geben kann. Sie entwickeln sich zur Wiederaufbereitungsanlage, zum Entsorgungspark, zur Sinngebungsmaschinerie und Besänftigungsinstanz. Ihre Aktivitäten, in gesellschaftlichem Maßstab gedacht, laufen auf neue Kontrollsysteme hinaus, nachdem die alten längst anachronistisch geworden und die Voraussetzungen für neue ideologisch ebenso wie elektronisch gelegt sind. Konnte man, jedenfalls aus höherer Schicht, den Gefängnissen und Anstalten noch entwischen, verstopft der neue Therapismus alle Löcher: neben jedes Kind einen Sexualpädagogen, an alle Schulen einen Drogenkontaktlehrer, in jede Stadt eine sexuelle Zentralambulanz, die frühe Kindheit jedes Terroristen durchforstet, Ehepaare wie Exhibitionisten in Programmen erfaßt, Frauen- und Männergruppen gebildet, die Verfassungsschützer in Balint-Seminare, die Manager zum Sensibilitätstraining, die Hausfrauen durchs Radio gerichtet: Schöner Psycho-Staat.

Kritische Autoren haben Psycho- und Psychotherapipboom auf diverse »soziokulturelle Prozesse« zurückgeführt 17. So war bereits die Rede von der Tendenz des Spätkapitalismus, krasse Widersprüche zu umgehen, sanfte Methoden der Krisensteuerung und Sozialkontrolle zu entwickeln. Oder davon, daß die »PsychoIndustrie« die »wahren« Bedürfnisse freizulegen und Glück zu finden verspricht, wobei allerdings jedes Therapiekonzept sein eigenes »Subjekt« erst vorfabriziert, um dann sagen zu können, was es wiederzufinden beabsichtigt. Oder es war die Rede von der sog. Legitimationskrise, also davon, daß die Institutionen, angefangen bei Familie und Schule, zunehmend außerstande sind, den Menschen einen Sinn fürs Leben zu liefern. Ist der Psychotherapeut in der einen Sicht eher Polizist, wird er in der an - deren zum Priester.

Solche Interpretationen haben einiges für sich, treffen aber nicht das Ganze. Ebenso fragmentarisch bleibt der analytische Rückgriff auf kurzfristige oder gar aktuelle ökonomische Entwicklungen. Schlägt extensive in intensive Mehrwertproduktion um, wie für die 60er Jahre beschrieben 18, wird die Arbeitsproduktivität gesteigert, die Intensifikation der Arbeit erhöht, nehmen Automatisierung, Mechanisierung, Arbeitsteilung, Teil-, Nacht- und Schichtarbeit zu, wird die Arbeit immer monotoner, inhaltsleerer, anonymer, wächst die Arbeitshetze, die Angst vor der Dequalifikation durch neue Lohnsysteme nach Maßgabe von REFA, MTM usw., vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, nimmt durch solche Veränderungen der Lohnarbeit und ihre Folgen in der Sphäre der Reproduktion die seelische Belastung enorm zu und zeigt sich das an einer unübersehbaren Zunahme dessen, was Krankheit genannt wird, zählt unterm Tauschwertprinzip letztendlich nur dies: Ist eine Reservearmee ausreichend qualifizierter und »gesunder« Arbeitskräfte vorhanden? Falls nicht: Beeinträchtigt dieser »Störfaktor« den Produktionsablauf erheblich? Sind die Behandlungskosten geringer als die Verluste durch Ausfall und Verschlechterung der Produktion? Stellen sich diesem Standpunkt psychoanalytische Psychotherapie und Psychosomatik, Sozialpsychiatrie und Beratungspsychologie als sinnvollste Maßnahme heraus, wird es, nach dem unumgänglichen Hin und Her, in großem Maßstab auf sie hinauslaufen. Imponieren wird das dann als Humanisierung der Arbeit und des Lebens.

Wird die warenproduzierende Tauschgesellschaft, in der wir leben, zur krankheits- und psychotherapieproduzierenden Konfliktgesellschaft umgedacht, ist das falsches Bewußtsein und enthält Richtiges zugleich. Sind Individuum und Gesellschaft ebenso entzweit wie zusammengebrannt, ist die Separation des inneren vom äußeren Leben richtig und unrichtig zugleich. Richtig, weil die Differenz alles andere als ein Hirngespinst ist; weil sie mehr von der gesellschaftlichen Trennung auszudrücken vermag als die beflissene Hereinnahme von »Umwelt« und »gesellschaftlichen Faktoren« in

Theorien und Therapien nach der Manier der pluralistischen Synthese; weil sie, auch wenn sie es nicht will, den Primat des Ökonomischen anerkennt und die seelischen Entäußerungen als das behandelt, was sie sind: als individuelle belanglos, als kollektive Öl oder Sand im Getriebe der objektiven Maschinerie. Unrichtig, weil die Separation eine treffende Theorie der Gesellschaft unterläuft; weil den Subjekten kategorial und nicht nur vorübergehend eine solistisch-einzigartige Beschaffenheit unterstellt wird, obgleich doch die Objektivität, hinter ihnen sich vollziehend, ohne sie nicht zu denken ist; weil das Seelenleben keine Krypte des Besonderen ist, die ganz und gar oder je nach dem vom Allgemeinen verschont wird oder sich künstlich abschotten läßt. Adorno 19 hat das alles übrigens schon vor 25 Jahren radikal durchdacht.

Warum aber wird heute mancherseits mit so viel Behagen auf dem Psychologischen insistiert? Kant und Hegel hatten das, was wir heute Psychologie nennen und was als eigene Disziplin blutjung ist, gegenüber der transzendentalen Sphäre, der objektiven des Geistes als zufällig und irrelevant herabgesetzt. In der Tat ist alle Psychologie bürgerlich. Es gibt sie in der vorindividuellen Gesellschaft noch nicht und in der total vergesellschafteten nicht mehr. Heute ist Psychologie außer Kraft gesetzt und in aller Munde - als wenn seelisch noch etwas zu bestellen wäre. Sind die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen wie Bewegungen von Sachen, haben sich zwischen sie Abstraktionen geschoben, bewegt der Tausch das Ganze, ist Psychologie perdu. Dem objektiven Gang bleibt das Seelenleben des einzelnen äußerlich, hat es doch keinen Einfluß auf ihn, entspringt er ihm doch nicht. Insofern kommt der Schrei nach Psychologie aus der Totenlade, ist der Psychoboom ein Dienstleistungsgeschäft und ein Ablenkungsmanöver ebenso wie ein Notruf in historisch bestimmter Gestalt.

Als den Menschen der Logos dieser Formation eingebrannt wurde, standen Selbstbestimmung, individuelle Geschlechtsliebe und Gesellschaftsmoral historisch als Idee und Möglichkeit erstmalig auf dem Plan. Im Leben ist daraus nichts geworden. Als sie sich diesen Logos gegenseitig selber immer wieder aufs neue beibrachten, als sie gesellschaftlich nur noch vermittelt durch den Tausch als Halterung für abstrakt-allgemeine Arbeit zählten, waren ihnen die Produkte ihrer Arbeit längst als leblose, dingliche Realität, als ihr Leben schicksalhaft bestimmend gegenübergetreten. Angesichts der Ideen und Möglichkeiten ist ihnen heute nur gestattet, Notdurft zu verrichten. Klingt jedes Reden über Glück nach Propaganda und Pornografie, hat Moral unterm Kalkül à la Nutzen und Kosten nichts zu finden, scheint der Kampf mit dem Außen entschieden, sticht die alte Phrase, es komme alles auf den Menschen an, in neuem Gewand. Der Kampf ums Innere, der Drang nach innen, »neue« Subjektivität und Rückzug führen sich auf, als gäbe es doch noch ein Seelenheil in einer Welt des Unheils. Je fragwürdiger für viele die Vernunft des Ganzen wird, desto eher können irrationale Momente ihrem Erhalt dienen. Je umfassender die gesellschaftlichen Antagonismen werden, desto nebensächlicher wird der individuelle Konflikt. Je näher die totale Katastrophe rückt, desto fruchtbarer ist der Boden für therapistische Lehren und karitative Dienste. Je wichtiger das individuelle Seelenleben zu sein scheint, desto ferner kann das Verständnis von Gesellschaft rücken. Sind die Menschen »mit sich selber« befaßt, mit ihren »eigenen« Problemen, bleibt ihnen um so weniger Kraft für sich selber, für ihre eigene Not.

In dieser Sicht ist die Psychowelle - wie es die mit ihr verbundene Sexwelle war - ein gewaltiges (und gäbe es den gesellschaftlichen Immanenzzusammenhang in persona: ein raffiniertes) Ablenkungsmanöver. Andererseits ist sie Opposition und Aufschrei, gibt sie zu erkennen: daß sich das nie zu sich gekommene Individuum noch gegen die Vereinnahmung ohne Rest, gegen Automatisierung, Leere, Gleichschaltung zu wehren vermag, daß es nicht ganz und gar unter den objektiven Zug gekommen ist.

In der durchrationalisierten Gesellschaft wird Psychologisches zum Ballast, der den Betriebsfrieden stört und die Friedhofsruhe durchgellt. Werden die alten Bewältigungssysteme damit nicht mehr fertig, obgleich es objektiv geboten ist, und genügen sie ideologisch nicht mehr, müssen neue her. Sind die Zeichen objektiv auf Vernichtung gestellt, bietet sich subjektive Behandlung an. Jetzt werden Ratschläge erteilt, Symptome beseitigt, wird umstrukturiert und verstanden. Die Menschen müssen daran glauben, diesmal als Subjekte genommen zu werden, und sind bloß ein und dasselbe Objekt. Die meisten Beratungs-, und Therapieprogramme machen daraus gar kein Hehl, weder theoretisch noch technisch. Sie ringen sich auch keine Vorstellung von der »gesunden«, »vernünftigen«, »reifen« Persönlichkeit ab; ihre Konzepte versuchen nicht, der Wirklichkeit zu widersprechen.

Können die Menschen, vergesellschaftet und vereinzelt ineins, sich nicht in der Gesellschaft und diese nicht in sich erkennen, werden sie in gesellschaftlichem Maßstab abstrakt, als Dinge, von ihrer individuellen Beschaffenheit unabhängig bestimmt, gerät Psychologie zur Pathologie, Seelenkunde zum Verhaltensscreening, Individualtherapie zum Gruppenterror. Wo früher die »Heilung der Gesamtperson« die therapeutische Losung war, wird heute nur noch gesessen und geschrien, gelegen und gerollt. Die Psychologisierung, richtiger jetzt: die Psychopathologisierung und Klinifizierung von Gesellschaft, der das SPK ebenso aufsaß wie der gegenwärtige Psychoboom, ist immer falsches Bewußtsein, das uns in verschiedener Gestalt zu betören sucht. Heute soll die Illusion verfangen, das verdinglichte Leben könne durch Bearbeitung und Analyse des einzelnen vermenschlicht werden, in die zwischenmenschlichen Beziehungen könne Mitmenschlichkeit gebracht werden, unter entfremdeter Arbeit, Liebeseuthanasie, gefrorener Lust, Amoralität und innerer Leere lägen, ganz individuell, Produktivität, Leidenschaft, Genußfähigkeit, Objektkonstanz, volles Gefühl, Anstand und Sitte vergraben, die man nur freizulegen brauche. Wie gehabt: Es komme nur auf den Menschen, auf einen selber an. Der durch und durch individualistische und liberale Begriff des Psychologischen ist die historische Fassung, der Inbegriff dieser Ideologie.

Diese aber drückt objektive Realität aus. Der »neue« Irrationalismus samt Sektiererei läßt die Irrationalität der allgemeinen Rationalität besonders schrill zutage treten und verweist ebenso wie die akademisch-ständische Wende der Psychologie zum Handeln, wie der sozialstaatlich integrierte Therapismus auf die Lage der Individuen unterm alles durchdringenden Tauschwertprinzip. Die Suche nach dem Anderen, nach Sinn und Glück wird nicht nur übers Individuum abgelenkt, sondern auch auf die gesellschaftliche Tagesordnung gesetzt. Leiden alle, haben alle Störungen, brauchen alle Drogen, sind Angst, Unruhe, Spannung, Depression nicht mehr über den einzelnen zu isolieren, läßt sich nur noch der als »gesund« bezeichnen, der, undurchsichtiger betäubt, schematisch funktioniert, kommen nicht nur flächendeckende Therapiestrategien in Mode. Der alte Krankheitsbegriff ist passe. Wider die gesellschaftliche Ohnmacht der Wahrheit bekräftigt und akzentuiert die Einsicht in den Grad des individuellen Elends jene humanistische Forderung, nach der das Ganze zu stürzen ist, damit es die Menschen in ihm aushalten, ohne massenhaftes Entrücken und Bandagieren.

Grundsätzlich ist Psychotherapie unter hiesigen Lebensverhältnissen - und nur darüber spreche ich - sinnvoll und sinnlos, notwendig und vergeblich, Widerstand und Kapitulation zugleich. So wie niemand das Recht hat, beschädigte Menschen im Namen einer höheren oder zukünftigen Sache vor die Hunde gehen zu lassen, als »revolutionäres Potential« zu verheizen, so kann heute niemand sagen, wer gesund ist, wer nicht behandelt werden sollte. Der junge Mann etwa, der auf dem Weg zu seinem faschistischen Vater einen Migräneanfall bekommt, der Beamte, der immer unter Alkohol steht, der Opel-Arbeiter, dem das Magengeschwür blutig aufbricht, der Jurist, der mit 40 Jahren nicht weiß, ob er homosexuell ist, der Häusermakler, der betrügt, der Verwaltungsangestellte mit dem hohen Blutdruck, der Journalist, der lügt, der Arbeitslose, der depressiv geworden ist? Nimmt man sie gesellschaftlich als »Kranke«, wird der Widerstand psychopathologisiert, werden objektive Widersprüche als subjektive genommen. Betrachten wir sie als »gesund«, sind wir entweder der Ideologie des SPK sehr nahe oder haben uns im Bestehenden eingerichtet.

Auf der Differenz von Therapie und Politik ist nach allen Seiten hin zu insistieren, augenblicklich in unseren Kreisen besonders nach psycholinks und psychosozial. Die hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse werden nicht durch Beratung und Behandlung humanisiert. Einzelne Wissenschaftler und soziale Dienste können nur so menschenfreundlich sein, wie die Verhältnisse es zulassen, wie der objektive Zug es gestattet. Werden ihre Ideen in den Massenmedien propagiert, ihre Techniken massenhaft angewandt und von Amts wegen betrieben, dienen sie schon lückenlos dem destruktiven Ganzen. Der Kapitalismus ist keine Krankheit, die man behandeln könnte. Krankheit ist schon gar nicht sein Wesen. Dieser Gesellschaftsformation kann Psychotherapie ernsthaft nichts anhaben, auch dann nicht, wenn sie sich noch so »revolutionär« oder »kritisch« gibt. Das, was diese Formation zusammenhält und den Verblendungszusammenhang ausmacht, entzieht sich jedem therapeutischen Zugriff. Soziale Bewegungen können nicht durch therapeutische ersetzt werden. So wie die, die als krank zu bezeichnen wir uns angewöhnt haben, nicht als *solche* die Kraft sind, die am Rad der Geschichte dreht, so sind nicht die, die als gesund erscheinen, als *solche* die Träger der sozialen Bewegungen. Der Standpunkt des Allgemeinen und Notwendigen wird nicht von Kranken oder Gesunden vertreten.

Kann Psychotherapie politische Arbeit auch niemals ersetzen, so kann sie doch dazu befähigen. Erst und nur hier ist der Ansatz für die Vermittlung von therapeutischer und politischer Praxis beim einzelnen zu suchen. Werden Symptome, Konflikte, Erkrankungen, die im alltäglichen Leben stark behindern, die das Denken besetzt halten oder dazu zwingen, die Welt wie durch eine Röhre wahrzunehmen, im Verlauf einer Behandlung beseitigt oder abgeschwächt, wird ein Stück Selbstverfügung gewonnen, dessen das Individuum zur politischen Arbeit bedarf. Deren Kategorien und Ziele jedoch sind jenseits aller Therapien zu bestimmen und durchzusetzen. Das, was wir heute gemeinhin als schwere seelische Erkrankung begreifen, ist nicht selben mit zusätzlicher bis weitgehender Unfreiheit im Denken und Handeln verbunden. Die offen oder latent vertretene Vorstellung, ein Patient, der sein Problem erst einmal als in der konkreten historisch-gesellschaftlichen Zurichtung menschlicher Verfassung verwurzelt zu sehen gelernt hat, könne auch nach dieser Einsicht handeln, ist eine Illusion. Auf nichts anderes läuft die Hoffnung hinaus, eine Krankheitstheorie, die den psychophysischen Dualismus überwinde, eine »materialistische« Therapiekonzeption könne die Lebensnot der Menschen erfassen.

Sofern die Patienten ernstgenommen werden, wird das Ergebnis jeder Therapie unter hiesigen Lebensbedingungen prinzipiell zwei Seiten haben: eine, die die reibungslosere, rentablere Vereinnahmung des Individuums bezeichnet, und eine, die der objektiven Irrationalität tendenziell die subjektive Matrize entzieht. Behandlungstechniken, in denen die zweite Seite gar nicht angelegt ist, laufen bestenfalls auf das Beseitigen eines behindernden Symptoms hinaus, häufiger aber auf nichts als Geschäft, Astrologie, Geschwätz oder Agitation. Sie sind umstandslos geeignet, in das staatliche System sozialer Sicherung integriert oder, wie in den USA, Programm, in offen menschenverachtender Manier zum Manipulieren und Überwachen benutzt zu werden.

Jene Therapeuten und Patienten aber, deren gemeinsame Arbeit überhaupt noch vom Widerspruch zwischen Eingemeinden und tendenziell Befreien gezeichnet ist, müssen ihn ertragen, solange die Einsicht in, die Notwendigkeit der einschneidenden Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mit der realen Möglichkeit ihrer Durchsetzung zusammentrifft. Wider die psychosozialen Phrasen und den ebenso kursierenden Kulturpessimismus sollten sie sich wesentlicher Qualitäten der Gattung Mensch bewußt bleiben: der Fähigkeit, die Welt gedanklich erfassen und tätig

verändern zu können. Keine Verblendung, keine Verdinglichung schafft sie total aus der Welt.

Anmerkungen:

1 Dörner, K.: Bürger und Irre. Frankfurt/M. 1969

2 Wulff, E.: Psychiatrie und Klassengesellschaft. Frankfurt/M. 1972

3 Ich denke hier vor allem an die sog. Psychochirurgie. Vgl. dazu Sigusch, V.: Medizinische Experimente am Menschen. Das Beispiel Psychochirurgie. Argument-Studienheft 12 (auch in V. Sigusch: Medizin und Sexualität. Köln 1979)

4 Ich denke hier z.B. an den sog. Halbierungserlaß von 1941, nach dem die RVO-Kassen bei Psychiatrie-Patienten bis heute nur die Hälfte des sonst üblichen Pflegesatzes tragen. Vgl. dazu und zur Problematik insgesamt die Denkschrift »Holocaust und die Psychiatrie« der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie, vorgelegt zum 1. September 1979

5 Vgl. dazu z.B. Henkel,D.und D.Roer: Die Politik der klinisch-psychologischen Standesverbände. Das Argument 91, 387-422,1975

6 Vgl. Bopp, J.: Der linke Psychodrom. Kursbuch 55, 73-94,1979

7 Alles laut einer Annonce des Syndikat-Verlages im Kursbuch 55, 1979

8 Richter,H.E.: Der Gotteskomplex. Reinbek 1979

9 Alle Zitate aus einem Bericht der »Frankfurter Rundschau« vom 15.3.1980 über staatliche Behandlungsprogramme

10 Zit. n. »Frankfurter Rundschau« vom 3.3.1980

11 Vgl. bes. Laing, R.D.: Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt/M. 1969; Cooper, D.: Psychiatrie und Antipsychiatrie. Frankfurt/M. 1971

12 Laing, a.a.O., S.117

13 Vgl. bes. Basaglia, F.: Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Frankfurt/M. 1973

14 Basaglia, a.a.O., S. 124

15 Dokumentation, Teil 2, Sozialistisches Patientenkollektiv Heidelberg, hrsg. von der Basisgruppe Medizin Gießen und von der Fachschaft Medizin Gießen 1971, S. 144, 207

16 Dokumentation, a.a.O., S. 144 f.

17 Vgl. z.B. Inflation der Therapieformen, hrsg. von H. Nagel und M. Seifert. Reinbek 1979

18 Vgl. z.B. Henkel und Roer, a.a.O.

19 Adorno, Th.W.: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie (1955 sowie Postscriptum 1966). GS, Bd. 8. Frankfurt/M. 1972

Konkret-Sexualität 1980, S. 18

Heinrich Epskamp

Wenn Romeo und Julia zu Vertragspartnern werden

Jeder weiß ..was Liebe und was eine gute Zweierbeziehung ist oder doch sein sollte: Da finden sich zwei freie und gleiche Menschen und entscheiden sich, zusammen zu leben und zu lieben, gemeinsame Interessen aneinander und miteinander und nur aneinander und miteinander zu entwickeln und zu befriedigen. Warum das dann nicht klappt, hat sich ebenfalls herumgesprochen. Entweder liegt es daran, daß die umgebende Gesellschaft die beiden einschränkt und belastet, also nicht zueinander kommen läßt, oder daran, daß diese Menschen keine 'freien' und 'gleichen' sind, sondern nur 'Bürger', also Erwachsene, die nicht über den Schatten ihrer Erziehung springen können und deshalb die Entwicklung gemeinsamer Interessen zu etwas ganz anderem verändern, nämlich zu einem Streit um Rechte und Pflichten, und so ihre Beziehung zerstören.

Die ideale Zweierbeziehung, die romantische Liebe, wie es im vorigen Jahrhundert hieß, ist genauso ein legitimes Kind des aufkommenden Kapitalismus und der ihn tragenden Gesellschaftsform, wie seine verrechtlichte Karikatur, die bürgerliche Ehe. Nur historisch Bescheid zu wissen, ist erst die halbe Vernunft. Die Frage ist, was wir aus der Geschichte lernen können.

Sicher ist es viel zu anstrengend, ununterbrochen Romeo und Julia zu spielen. Trotzdem ist die Liebe dieser beiden das, was den Bürgern in der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen aufgegeben wird Eigentlich sollte da der Argwohn nicht fernliegen, daß diese völlig in sich selbst ruhende und alles andere ausschließende Liebe eine schon in sich widersprüchliche Konstruktion ist. Scheinbare Progressivität wendet sich gegen diesen Verdacht mit dem Argument, daß es die bürgerliche Gesellschaft selber sei, die der Realisation ihrer eigenen Ansprüche ständig und notwendig im Wege steht.

Daraus würde paradoxerweise folgen, daß man erst mal Revolution machen muß, um die Träume der bürgerlichen Gesellschaft im Wachzustand erleben zu können. Das ist natürlich falsch. Die Träume der bürgerlichen Gesellschaft haben eben nicht die Funktion, die Sehnsucht nach postrevolutionären Zuständen zu wecken, sondern genau umgekehrt, Wirklichkeit so erscheinen zu lassen, daß sie begriffen und akzeptiert werden kann. Die Ideale der bürgerlichen Gesellschaft sind zunächst nichts anderes als bloße Ideologie, Apparate zur Erzeugung von Sinnestäuschung, Mechanismen zur Verhinderung von Einsicht als Voraussetzung für die Veränderung der Wirklichkeit.

Der Widerspruch, der in der 'romantischen Liebe' steckt, entlarvt sich selbst, wenn die bürgerliche Ehe analysiert wird. Das, was in der Liebe Ausdruck der Freiheit ist, die Konzentration der ganzen Privatheit, des Vertrauens und der Sexualität auf den einen anderen, wird in der Ehe sichergestellt, vertraglich geregelt und insofern erzwungen. Offenbar deswegen, weil die Regelungen solcher Beziehungen wichtiger sind als die Beziehungen selber.

Darin steckt etwas Richtiges: Welchen Grund sollten auch die freien und gleichen Individuen für die 'wahre' Liebe haben? Die gemeinsame Entwicklung von Interessen mit- und aneinander ist ja gerade die Idee von einer freien Gesellschaft überhaupt und hat vom Anspruch her nichts mit Exklusivität, mit Beschränkung auf eine Person zu tun -auch nicht in sexuellen Bereichen. Exklusivität ist im Ideal der romantischen Liebe der eigentlich bürgerliche Anteil, abgeleitet aus der Idee des Privateigentums und angewendet eben nicht auf Sachen, sondern auf Individuen.

Aber auch die andere Seite der Medaille, die Idee der Zweierbeziehung als Ort der Realisation der eigentlichen Interessen des einzelnen hat ihre gesellschaftliche Wurzel in der Ökonomie. Der Kapitalismus hat die gesellschaftliche Wirklichkeit in zwei Hälften geteilt, in die der Arbeit und in die der Bedürfnisbefriedigung. Wer arbeitet, verzichtet in der Zeit, für die er seine Arbeitskraft verkauft hat, auf Realisation der eigenen Interessen zugunsten der Realisation der Interessen desjenigen, der seine Arbeit bezahlt. Alles, was darüber an der Arbeit schön sein mag, kaschiert nur diesen der Idee der Lohnarbeit zugrundeliegenden Sachverhalt. Lohnarbeit ist Abstraktion der Tätigkeit von der Persönlichkeit. Liebe soll ihrem Anspruch nach genau das Umgekehrte sein: Konkretion der eigenen Persönlichkeit in der Tätigkeit. Die bürgerliche Gesellschaft schreibt das eine wie das andere in Verträgen fest, das Prinzip der Lohnarbeit im Arbeitsvertrag, das Prinzip der Liebe im Ehevertrag.

In der Wirklichkeit gelten beide Prinzipien nicht rein: So wie die Persönlichkeit mitkommt, wenn der Mensch arbeiten geht, so kommt der Lohnarbeiter mit, wenn die Persönlichkeit sich entfalten soll. Für die privaten Beziehungen zwischen zwei Menschen heißt das, daß der Anspruch zunächst nur als Anspruch gewahrt bleibt. Das ganze funktioniert dann wie eine Sozialversicherung, die davon lebt, daß nicht alle Ansprüche, die gegen sie bestehen, auch eingelöst werden müssen. Womit wir wieder bei dem Punkt wären, daß man nicht ständig Romeo und Julia spielen kann. Das ist aber noch nicht alles.

Die Strukturanalyse der romantischen Liebe und der bürgerlichen Ehe gibt noch keine Auskunft über deren Entwicklung. Die Gesellschaft hat sich mit der Ökonomie weiterentwickelt, und die Ehe ist nicht mehr das Privileg weniger, wie noch vor hundert Jahren, sondern sie ist der gesellschaftliche Alltag fast aller geworden. In dem Maße, wie die Zweierbeziehung in den eigenen vier Wänden selbstverständlich und vom materiellen Druck von außen prinzipiell entlastet worden ist, also die Partner nicht mehr Rücken an Rücken, sondern Gesicht zu Gesicht stehen, wird die Brüchigkeit der Konstruktion sich selbst isolierender Paare sichtbar.

Die polare Struktur von privaten Zweierbeziehungen einerseits und öffentlicher Lohnarbeit andererseits kann so, wie sie ideell gefertigt wurde, materiell nicht mehr gehalten werden. Die Wirklichkeit einer Gesellschaft, in der alles zu haben ist, so man über das nötige Geld verfügt, wuchert in die private Lebenswelt hinein und macht aus der romantischen Liebe einen emotionalen und sexuellen Supermarkt, in dem vom höchsten Orgasmus bis zur tiefsten Persönlichkeitskrise alles zu haben ist.

Die zählende und messende Logik des Produktions- und ökonomischen Verteilungsprozesses der Gesellschaft macht nicht halt vor dem, was der Idee nach gerade ausgeklammert werden sollte. Die Qualität einer Beziehung wird gemessen an der Frequenz der sexuellen Kontakte, an der Zahl der Krisen und Versöhnungen, und möglicherweise noch an der Zahl der zugelassenen Zweitbeziehungen. So werden die Beziehungen dann auch untereinander ohne weiteres vergleichbar, oder schlimmer, sie werden den Schablonen angenähert, die die Massenkommunikation als Modelle zur Verfügung stellt.

Das Resultat kann entweder ein Erstarren der Beziehung in einer solchen Schablone als unhinterfragtes Rollenspiel sein, oder aber das Scheitern der Beziehung. Dabei ist meist nicht die Beziehung als solche gescheitert, sondern ihre Anwendung auf den Partner. Das 'falsche' Idealbild, projiziert als Erwartungshaltung auf den jeweils anderen, wird nicht durch den Zusammenbruch der Kommunkation zwischen den beiden zerstört, sondern aus dem Konflikt herausgehalten. Die Folge ist der Partnerwechsel, die ständige Suche nach dem Partner, mit dem man die ideale Beziehung dann haben kann. Was dabei herauskommt ist eine Folge von Verhältnissen, die nur einer rückwärtsgewandten Perspektive als Fortschritt erscheinen können.

Der Traum von der guten Zweierbeziehung ist so, wie er in unserer Gesellschaft geträumt wird, falsch. Das ändert nichts daran, daß er als Modell gültig ist, an dem dann freilich jeder scheitern muß, gerade wenn die äußeren Bedingungen für die Realisation scheinbar erfüllt sind. Die Notwendigkeit des Scheiterns steckt schon im Modell selbst, nicht in demjenigen, der es zu verwirklichen sucht. Nichts-destoweniger ist dieses Scheitern kein Abstraktes, seine Folge ist Leiden, blinde Auflehnung gegen gesellschaftliche Konventionen, Flucht in den Sektismus -nichts jedenfalls, was emanzipative Chancen in sich birgt. Das Individuum bleibt beschädigt, isoliert und ratlos zurück, dankbares Objekt für therapeutische Arbeit.

‚Das Dilemma der therapeutischen Arbeit tritt überall da auf, wo gesellschaftliche Ursachen individuell bekämpft werden. Therapie ist immer ambivalent: Einerseits lindert sie individuelles Leiden, andererseits stabilisiert sie die Ursachen dieses Leidens, indem sie Folgen mildert und damit möglichem Protest ein Stück Heftigkeit stiehlt. Diese Widersprüchlichkeit steckt in jeder Therapie. Die Frage ist, wie sie sich in unserem Bereich durchsetzt. Linderung individueller Leiden heißt entweder Anpassung der Person an gegebene Verhältnisse oder aber die Suche nach einer Nische, wo der Betroffene noch existieren kann. Gesellschaftliche Praxis ist beides, der Effekt ist ein doppelter: Individuelles Leiden wird zumindest weniger sichtbar, für den strukturellen Schaden wird ein gesellschaftlicher Reparaturmechanismus bereitgestellt, das Problem ist damit zunächst einmal verdrängt.

Damit ist aber noch nicht Schluß. Der Anspruch der Therapie ist mehr als bloße Fürsorge. Therapie hat immer ein Ziel: Die Wiederherstellung dessen, was sie für den Normal- oder sogar für den Zielzustand einer Persönlichkeit hält. Der Satz, daß der gute Therapeut jedem Betroffenen hilft, seinen eigenen Weg zu finden, ist nur teilweise richtig. Selbst wenn es für den Weg stimmt, für das Ziel stimmt es nicht. Das Ziel ist immer das des Therapeuten. Dieses Ziel, je nach der beruflichen Sozialisation des Therapeuten verschieden formuliert, meint stets das gleiche. Die Individuen müssen trotz ihrer Beschädigung lernen, ihre Interessen so autonom und frei zu verwirklichen, wie es jene Zone privaten Lebens, die in unserer Gesellschaft möglich ist, kaum erlaubt. Dabei wird unterstellt, daß diese Zone dafür tatsächlich groß genug ist. Therapeut und Therapierte werden sich so über die Möglichkeit einer funktionierenden Zweierbeziehung einig.

Dem zu Therapierenden geschieht so gesehen nichts Neues, er braucht seinen Glauben nicht zu wechseln. Die Therapie propft diesem nur entweder die Illusion auf, noch eine Chance zur Lösung seiner Beziehungsproblerne zu besitzen, oder aber die Resignation, also den Verzicht auf eigentlich legitime Ansprüche. Was dabei herauskommt, ist entweder die Restauration einer alten oder aber die Etablierung einer neuen Beziehung, die entweder wieder im unveränderten Anspruch scheitern muß oder aber gekürzt wird auf das Rollenklischee.

Das ist aber genau das, was bei der Geschichte sowieso herausgekommen wäre. Therapie verkürzt nur den Weg zu diesem Resultat oder verlängert ihn um eine weitere Station. Das Resultat selbst ändern kann sie nicht. Ihre gesellschaftliche Funktion bleibt davon unbeeinträchtigt, nämlich: Die Ideologie der Vereinbarkeit von bürgerlicher Gesellschaft und individuellem Glück in der Zweierbeziehung aufrechtzuerhalten. Die Idee der Therapie wird dadurch konstituiert, daß ein

solches Arrangement im Prinzip möglich ist. Keine therapeutische Arbeit kann diese Voraussetzungen negieren, sie bestritte dann die Möglichkeit ihrer eigenen Existenz.

Konkret-Sexualität 1980, S. 20

Martin Dannecker

Zu Sexualität und Moral. Leidenschaft hat keinen sittlichen Ort

Die Ethik hat sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, allemal schwer getan mit der Sinnlichkeit der Menschen. Nirgendwo wird indes die uralte Furcht vor der Sinnlichkeit der Menschen so offenbar wie in jener Spezialbranche der Moral, die sich Sexualethik nennt. Wenn es wahr ist, daß die Angst vor den Menschen und ihren Trieben das verborgene Motiv aller konservativen Moral und Anthropologie und zugleich ihr entscheidendes Charakteristikum ist, dann sind die Hauptströmungen der Sexualmoral ausnahmslos konservativ zu nennen. Gedanken, die sich über den sozialen Zwang hinausbewegen, und in denen die Menschheit in einem besseren Zustand aufscheint, fehlen entweder oder bleiben blaß und blutleer. Auf sicherem Terrain bewegt sich die Sexualethik dagegen, wo sie die bisherige Unterdrückung der menschlichen Triebe nicht nur als historisch notwendig, sondern über den historischen Befund hinaus für erforderlich und damit für vernünftig erklärt.

In jenen sexualethischen Schriften, die positiv genannt werden müssen, weil sie der Sexualität die Richtung weisen, ist der Gang der Gedanken von einem Begriff von Sexualität bestimmt, der diese weitaus stärker in die Sphäre des Pathologischen abdrängt, als in Zonen ansiedelt, in denen Lust, Glück und humane Fähigkeiten zu denken wären. Hinter diesem pathologischen Begriff von Sexualität, der freilich nicht entfaltet wird, sondern unreflektiertes Selbstverständnis ist, verbirgt sich die alte, um eine metaphysische Schuld kreisende Vorstellung von Sexualität.

Bringt man die offenbar nicht zu beruhigende archaische Furcht vor Sexualität mit den Entdeckungen der Psychoanalyse zusammen, dann drängt sich die Vermutung auf, daß sie durch deren Erkenntnisse neue Nahrung erhalten hat. Ihr muß die von Freud behauptete enge Verwandschaft der sogenannten pathologischen Sexualität mit der sogenannt normalen wie eine Bestätigung ihrer schlimmsten Alpträume vorgekommen sein. Insbesondere die Behauptung der Psychoanalyse, daß sowohl die »normale« als auch die »pathologische« Sexualität einer Quelle entspringen und nicht etwa zwei völlig voneinander verschiedenen, gegensätzlichen Bereichen entstammen, muß das alte Grauen vor der Sexualität gestärkt haben.

Zwei Hauptrichtungen lassen sich in der Sexualmoral unterscheiden. Da wären zuerst einmal jene Versuche zu nennen, die nicht müde werden, Dämme gegen die Leidenschaft wiederzuerrichten, die bereits eingerissen waren. In diesen Umkreis gehört alle explizit christlich orientierte Sexualethik. Und das letzte große Dokument der katholischen Kirche zur Sexualität, die »Erklärung zu einigen Fragen der Sexualethik«, hat die Intentionen einer derartig orientierten Sexualmoral noch einmal in Vollendung gezeigt.

Ihr Blick reicht weit zurück in die Geschichte. Allerdings geht die Erinnerung an eine andere Organisationsform menschlicher Sexualität nur zurück und bleibt, fasziniert von der höheren Ordnung, die dem Vormaligen zugeschrieben wird, bei diesem haften. Kein Blick mehr geht von der Geschichte in die Gegenwart, es sei denn ein haßvoller. Vergangenes wird nicht mit Gegenwärtigem vermittelt. Stattdessen wird die untergegangene Form sexuellen Verhaltens den gegenwärtigen Menschen als ehernes Maß entgegengehalten, mit dem zwischen Gut und Böse unterschieden wird.

Eine solche Form der Sexualmoral ist sowohl absolut als auch dogmatisch. Über die wirklichen Menschen verbreitet sie eisige Kälte. Erlaubt sie es doch keinem mehr, sich in dem guten Gefühl zu sonnen, das dann auftritt, wenn man selber will, was man moralischen Forderungen gemäß soll. Ihr offenkundiger Anachronismus macht sie indes schwach. Das von ihr gegeißelte veränderte Sexualverhalten hat sich längst stabilisiert, nicht nur an der Oberfläche. Es ist inzwischen mit dem individuellen Gewissen der Menschen vereinbar, weil dieses Züge des Gegenwärtigen integriert und obsolete Teile ausgestoßen hat. Eine solche Sexualmoral produziert schlimmstenfalls erhabene Sünder, die der Reue nicht fähig sind.

Naher an der psychischen Verfassung der Menschen und deshalb auch folgenreicher sind jene sexualmoralischen Unternehmungen, die sich lustfreundlich gerieren, sofern die Lust das ihrige in der Ehe, in der Vorehe oder in vergleichbaren heterosexuellen Beziehungen sucht. Diese Form der Sexualmoral ist gewissermaßen zu sehr von dieser Welt, als daß die in ihr enthaltenen expliziten oder impliziten Verdikte an den Menschen spurlos vorbeigingen. Ihre säkularisierte Gestalt ermöglicht es, sie in politisches Handeln der säkularisierten Gesellschaft zu überführen. Diese Stufe der Sexualmoral liefert die Argumente für das, was ohnehin geschieht: die Abweichenden im Namen der Sittlichkeit zurechtzustutzen. Je nachdem, ob sie sich auf der normativen oder auf der theoretischen Ebene bewegt, wird sie die geläufigen Verdikte »asozial« oder »unmoralisch« bestätigen oder begründen.

So lustfreundlich wie sie sich geriert, ist auch diese Strömung der Sexualethik nicht. Das ist sowohl an ihren Ausführungsbestimmungen, mit denen die eben zugestandene Lust sogleich wieder eingefangen wird, als auch an dem vorgelegten Kanon akzeptierter sexueller Verhaltensweisen abzulesen. Ihr Begriff von Sittlichkeit geht über das, was Sitte

und Gewohnheit der großen Zahl ist, nicht wirklich hinaus. Einen Begriff von Sittlichkeit, der sich innerhalb der von der Gewohnheit gezogenen Grenzen bewegt, wird man aber unkritisch nennen müssen. Er kann vor der Vernunft nicht standhalten. Nur weil ein Verhalten allgemein ist, ist es noch nicht vernünftig, ebensowenig ist ein Verhalten, das selten ist, allein deswegen schon unvernünftig. Mit den Ausnahmen, dem sogenannten abweichenden Verhalten, tut sich diese Form der Sexualmoral kaum weniger schwer als ihre sakrale und offen lustfeindliche Schwester.

Aber nicht nur weil die Sexualmoral, gleich welcher Provenienz, an Sitte und Gewohnheit klebt, verhält sie sich den lebendigen Menschen gegenüber feindlich. Ihre Ferne zu den Menschen ist ihr, solange sie positiv betrieben wird, notwendig inhärent. Um sich Ethik nennen zu können, muß sie Vorstellungen von gut und böse entwickeln und sei es auch noch so zaghaft. Unterließe sie das, wäre sie keine positive Moral mehr. Als positive Moral gewinnt sie ihre Kategorien, indem sie die gesellschaftliche Dynamik stillhält und ihre Vorstellungen von gut und böse über den Menschen entwickelt. Die Kategorien positiver Sexualmoral sind nicht nur starrer und widerspruchsfreier als die wirklichen Menschen, sondern sie verhalten sich diesen gegenüber, weil sie ein Maß für gut und böse enthalten, notwendig dogmatisch.

Ihre prinzipiell feindliche Haltung gegenüber dem Leben der wirklichen Menschen wird Sexualmoral nicht los, solange sie positiv als ein von den anderen Wissenschaften isoliertes Fach betrieben wird. Negativ, das heißt: kritisch betrieben, verlöre sie ihren starren Charakter, weil sie damit tendenziell in Gesellschaftskritik überführt würde. Als kritische Sexualmoral müßte sie vom Individuum aus gegen Gesellschaft und deren Zumutungen andenken, was ihr allerdings, da im Individuum selber sich Gesellschaftliches reproduziert, das Aufstellen eines festen Wertekanons erheblich erschwerte. Bislang denkt Sexualmoral, ihrem Selbstverständnis zum Trotz, dagegen von der Gesellschaft und ihren Institutionen aus gegen die Individuen an.

Eine über die gegenwärtige Gewohnheit und die gültigen gesellschaftlichen Einrichtungen hinausweisende Sexualmoral kann schon deshalb nicht positiv betrieben werden, weil sie damit zur Sexualutopie würde. Eine solche zu entwerfen aber verbietet sich, weil sich bestenfalls ahnen, keineswegs aber beschreiben oder gar bestimmen läßt, wie die Menschen sein werden, wenn sie die Verhältnisse, unter denen sie leben, geändert haben werden.

Wenn schon die Utopie an ihrer Verhaftung mit dem Gegenwärtigen scheitert, dann gilt das mehr noch für jene Strömungen der Moral, die, auf einer Utopie aufbauend, sich als neue auszugeben pflegen. Solche Moralvorstellungen entstehen dadurch, daß aus dem ausgemalten Bild der Zukunft Formen des Zusammenlebens abgeleitet und in die Gegenwart rückprojiziert werden. Die auf diesem Boden entstandenen Moralvorstellungen treten besonders harsch auf, wohl deswegen, weil ihre Herkunft aus der Gegenwart, über die sie sich erhaben dünken, verleugnet wird. Nicht wenige Mitglieder linker politischer Gruppierungen leiden unter derartigen Moralvorstellungen. Eifernd verlangen diese vom einzelnen schon jetzt so zu sein, und zwar in Vollendung, wie die Menschen der Utopie gemäß werden sollen. Weil nun aber keiner schon ein neuer Mensch ist, schon gar kein vollendeter, wird das hervorbrechende Alte beim jeweils anderen gnadenlos diskreditiert.

Alle Sexualmoral zeichnet sich durch einen asketischen Zug aus. Noch da, wo sich sich dem Genuß vorgeblich freundlich zuneigt, wird die einschränkende Bemerkung nicht fehlen, man wolle keineswegs einem schrankenlosen Hedonismus das Wort reden. Gewiß, Askese kann nichts anderes hervorbringen als Asketisches, auch wenn sie mit der Lust poussiert. Aufhören sollte man dann aber, ihren Einflüsterungen zu glauben. Ihre Behauptung, hemmungsloser Genuß führe allemal in Hemmungslosigkeit, ist asketischer Wahn. Hemmungsloser Genuß führt zum Genuß, nicht weiter, und gehemmter Genuß ist keiner.

Freilich hat es das asketische Ideal zunehmend schwerer, Gehör zu finden. Nicht unbedingt, weil der Sexualität selber mehr Genuß zugestanden worden wäre als vordem. Das asketische Ideal ist obsolet geworden aus ökonomischen Gründen. Schließlich müssen die rasch wechselnden Moden auch konsumiert werden. Das Ökonomische schlägt durch ins Sexuelle. Und so hat, ungewollt zwar, aber gleichviel, die Zahl derer abgenommen, die sich damit zufrieden geben, ihre Sexualität in der Ehe verdampfen zu lassen.

Jene Spezies Mensch, die in einer sowjetischen Ethik aus den sechziger Jahren noch als Ideal dargestellt wurde, dürfte in den entwickelten kapitalistischen Ländern augenblicklich jedenfalls nicht mehr nachwachsen. In der in dieser Ethik enthaltenen Abteilung Sexualmoral wurde, als Beleg dafür, daß die »neuen Menschen« ihren Frauen treue Ehegatten sind, der folgende Ausspruch eines sowjetischen Schriftstellers überliefert: »Ich habe mir niemals einen übertriebenen Begriff von den Genüssen der Liebe gemacht und war folglich gefeit gegen jegliche Enttäuschung und jedes Erkalten der Liebe.«

Möglicherweise war dieser Zeitgenosse zufriedener als es jene Menschen sind, die mit dem Leben deswegen nicht so leicht fertig werden, weil sie mehr erwarten, als sie bekommen. Ihre höheren Erwartungen aber scheinen trotz Enttäuschungen hartnäckig, auch diejenigen, die sich auf die Sexualität richten. Die Bereitschaft der Menschen, das desexualisierte Liebesideal, welches nicht nur in den Köpfen der Kleriker herumspukt, zu akzeptieren, hat fraglos nachgelassen. Das aber bedeutet keineswegs, daß die Menschen aufhören, einander zu lieben; nur scheinen sie das auf andere Weise als vordem zu wollen. Abzulesen ist das an der epidemischen Ausbreitung jener Therapieformen funktioneller Sexualstörungen, die das

Paar in ihrem Zentrum haben. Was auch immer die »Paartherapie sexueller Funktionsstörungen« sonst noch für Implikate haben mag: sie enthält einen Hinweis darauf, daß sich das Liebesideal der Menschen zu sexualisieren beginnt.

Ob allerdings die Ehe in ihrer bisherigen Form die von der Sexualisierung des Liebesideals ausgehende Dynamik aushält, ist fraglich. Durch die Resexualisierung des Liebesideals wird in der Ehe ein Widerspruch lebendig, der bisher lediglich in latenter Form in ihr enthalten war. Gemeint ist der Widerspruch zwischen dem der Leidenschaft wohl nicht zu Unrecht zugeschriebenen kurzen Verweilen bei zwei Liebenden und der langen Zeit, welche die Ehe dauern soll. Dieser als Konflikt erlebte Widerspruch spiegelt sich ebenfalls in der Paartherapie funktioneller Sexualstörungen wider. Wird von ihr doch erwartet, den Paaren den unterbrochenen Strom des Begehrens wieder zuzuführen.

Wie das mit der Leidenschaft in der Ehe oder in einer »Zweierbeziehung« auch immer sein mag, daß sie in einem prekären Verhältnis zur Dauer steht, ist schwer zu übersehen. Und so wird Brecht wohl recht gehabt haben, wenn er sang: die Liebe dauert oder dauert nicht. Für die Individuen mag die mangelnde Zuverlässigkeit leidenschaftlichen Begehrens leidvoll sein; für die Gesellschaft ist sie fatal. Auf ein dermaßen flüchtiges und unzuverlässiges Gefühl läßt sich nicht bauen. Mit ihm ist im wörtlichen Sinne kein Staat zu machen.

Weil in der Sexualität so viel zufällige Subjektivität herrscht und die leidenschaftliche Liebe sich mehr um sich selbst als um das Gemeinwesen kümmert, mußte sie in den Hintergrund treten und neutralisiert werden: In der Ehe. Erst in ihr konnte Liebe, und Sexualität, wie Hegel wußte, sittlich werden. Ebenso wie die Ehre ist ihm die Liebe »nur die zufällige Leidenschaft des Subjekts zum Subjekt, und, wenn auch durch Phantasie erweitert, durch Innigkeit vertieft, doch nicht das sittliche Verhältnis der Ehe und Familie«. Noch deutlicher wurde Kierkegaard, der illusionslos das desexualisierte Liebesideal christlich-bürgerlicher Ehevorstellungen aussprach: »Im Heidentum hat es einen Gott für die Liebe gegeben und keinen Gott für die Ehe; im Christentum gibt es ... einen Gott für die Ehe, keinen für die Liebe. Die Ehe ist nämlich ein höherer Ausdruck für die Liebe.«

Bis heute sieht die positive Sexualmoral ihre wichtigste Aufgabe darin, den Konflikt zwischen Neigung und Pflicht, zwischen leidenschaftlicher Liebe und desexualisiertem Liebesideal zu entschärfen. Gelöst hat sie diese Aufgabe in graduell unterschiedlicher Weise, je nachdem, ob sie es mehr mit der Pflicht oder mit der Neigung hält. Immer aber behält die Pflicht die Oberhand, und einen besseren Ausweg als den der Ehe konnte die Sexualethik bislang nicht anbieten. Wenn sie doch einmal andere Lösungsformen vorgeschlagen hat, begegnen uns darin bei genauem Hinsehen die wesentlichen, in der Ehe geltenden Elemente wieder.

Es hätte aber keiner speziellen Sexualmoral bedurft. Der Blick Hegels und Kierkegaards reicht tief genug, uns das eigentliche Drama der Sexualität vor Augen zu führen: die Leidenschaft hat keinen sittlichen Ort. Zwar hat man ihr einen Platz in der Ehe zugewiesen, aber in die paßte sie nur als Domestizierte. Leidenschaftliche Sexualität und Ehe vertragen sich nicht so recht miteinander. Nicht ohne Grund haben die großen bürgerlichen Romane die Leidenschaft jenseits der Ehe angesiedelt. Zu haben war sie auch dort nur um den Makel des Unsittlichen. Und so ist das Leben von Effie Briest und Emma Bovary zu dem geworden, was der Ausdruck immer auch implizierte: Passion. Daß großes Lieben gleichbedeutend ist mit großer Passion, liegt jedoch weniger an der Liebe als am sittlichen Gefüge der Gesellschaft, das für die Leidenschaft keinen Raum hat.

Konkret-Sexualität 1980, S. 23

Günter Amendt

Nur die Sau rauslassen?

Bei der Pädophilie-Diskussion sind viele Interessen im Spiel. Aber kaum die der Kinder

Warum schreibe ich über ein Thema, das mich bisher wenig interessierte, von dem ich mich persönlich kaum betroffen fühlte, über das ich - infolgedessen - wenig gearbeitet habe? Zum Thema hab ich wenig gelesen. Erklärungsversuche des Phänomens Pädophilie überzeugen mich wenig; am ehesten noch leuchten mir psychoanalytische ein. Vieles, was sich an Fallschilderungen und Interpretationen über die Ursachen und Folgen sexueller Beziehungen zu Kindern populär gibt und für den Grenzbereich einer wissenschaftlichen und allgemeinen Öffentlichkeit bestimmt ist, scheint mir von allzu durchsichtigen Interessen gelenkt. Einiges ist unübersehbar Rationalisierung, manchmal auch Idealisierung und oft nur schlichte Propaganda eines sexuellen Verhaltens, das sich zu »befreien« anschickt und sich dabei an Emanzipationsbestrebungen im Sexuellen anhängt, ohne sich zugleich am politischen Anspruch emanzipatorischer Bewegungen zu messen oder messen zu lassen.

Genau da fühle ich mich angesprochen, wie sich jeder Sexualwissenschaftler angesprochen fühlen sollte, der wissenschaftliche und publizistische Arbeit als Beitrag zur Emanzipation von gesellschaftlich verursachten Zwängen und als Hilfe zum Widerstand gegen ein System kollektiver Unterdrückung und individueller Selbstunterdrückung versteht.

Immer häufiger wird mir in jüngster Zeit in privaten Gesprächen und öffentlichen Diskussionen vorgehalten, meine sexualpädagogische Arbeit trete nur halbherzig für das Recht von Kindern und Jugendlichen auf sexuelle Entfaltung ein. Konsequent und überzeugend sei emanzipatorische Sexualpädagogik nur dann, wenn sie das Problem der Pädophilie nicht tabuisiere.

In der Tat bin ich bisher davon ausgegangen, daß ein vom Erwachsenenstandpunkt postuliertes Recht auf Sexualität von Kindern und Jugendlichen nicht das Recht von Erwachsenen auf die Sexualität der Kinder einschließt. Auch wenn mir eine derartige »Rechte«-Koppelung gänzlich undenkbar, verwerflich und absurd erscheint, fühle ich mich nicht entlastet. Ich habe erlebt, mit welcher Vehemenz und teilweise inquisitorischer Schärfe die Pädophilie-Diskussion im Anarcho-Sponti-Milieu geführt wird. Warnungen, seine Zeit nicht für ein Modethema zu vergeuden, sind wenig produktiv. Auch wenn das Thema für die bürgerliche Großpublizistik reichlich Stoff enthält zur Überbrückung einer publizistischen Flaute, spricht vieles dafür, daß im Milieu die Pädophilie-Diskussion einen Mediensommer überdauern wird.

Es geht hier um eine politische Diskussion, die geradezu verblüffend unpolitisch geführt wird. Verblüffend, weit man bei flüchtigem Hinhören von der politischen Begrifflichkeit und der politischen Tradition dieser Begriffe beeindruckt und vielleicht sogar beruhigt sein mag: »Emanzipation«. »Befreiung von« und »Recht auf« - das scheinen nicht nur Worte sondern Sprachinhaltezu sein, für die einzutreten viele bereit sind. Mehr jedenfalls, als den Vertretern der herrschenden Moral lieb sein könnte. Doch Assoziationen, die sich einstellen, lassen sich kaum noch auf einen politischen Nenner bringen und schon gar nicht in eine Tradition einordnen, die das Thema Sexualität einmal politisch wieder aufgenommen hat, und dabei von Anfang an Herrschaft, die Sexualität unter den gegebenen Umständen innewohnt, einbezog als untrennbar zum Thema gehörig.

Begriffe wie Herrschaft, Ungleichheit, Ausbeutung und Unterdrückung tauchen in der aktuellen Diskussion kaum auf. Das bedrückt und beschäftigt mich. Das hat Alice Schwarzer beschäftigt und bedrückt, als wir uns zu einem Gespräch Über die Pädophilie-Diskussion trafen (das inzwischen in »Emma« veröffentlicht wurde). Einige meiner Überlegungen beruhen auf diesem Gespräch.

»Wir Kinder fordern das Recht auf Sexualität. Egal mit wem«. Der das sagte und sich dabei als Kind ausgab, war sechzehn, vielleicht siebzehn Jahre alt. Die ihm zuhörten - zuhören mußten - waren Schwule, die eigentlich zum Abschluß ihres Treffens auf »Homolulu« Berichte von Arbeitsgruppen hören wollten. Nicht zum ersten Male bei derartigen Veranstaltungen hatte die »Indianer-Kommune« zugeschlagen, das Mikrophon erobert und eine Selbstdarstellung von Pädophilen erzwungen. »Indianer-Kommune«: So nennt sich eine Gruppe von Pädophilen, irgendwo im Fränkischen zuhause, von wo aus sie die Befreiung der Pädophilen propagiert. Sie drücken es anders aus. Sie reden von »der Befreiung der Kindheit«, meinen aber nichts anderes als die Freiheit von Erwachsenen, sexuelle Beziehungen zu Kindern unterhalten zu dürfen.

Aber geht hier nicht einiges durcheinander? Verwechselt jener Sechzehnjährige nicht Kinder mit Jugendlichen? Irrtum? Keineswegs. Absicht! Mit Absicht wird da ein Begriffswirrwarr angerichtet. Sprachvernebler versuchen, einen auszutricksen. Es gibt keinen Grund, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was die Forderung des Sechzehnjährigen mit Pädophilie zu tun haben soll. Sie hat nichts damit zu tun. Sie hat aber viel zu tun mit der Art, wie seit einiger Zeit über Pädophilie bevorzugt in der Anarcho-Sponti-Scene diskutiert wird. So geht es im folgenden denn auch weniger um

Pädophilie als um die Pädophilie-Diskussion. Es ist also nicht die Rede von sexuellen Beziehungen Erwachsener zu geschlechtsreifen Jugendlichen, sondern von sexuellen Beziehungen Erwachsener zu vorpubertären Kindern.

Der Trick mit dem Sechzehnjährigen ist einfach und geht so: Ein Sechzehn- oder Siebzehnjähriger »gesteht« eine Beziehung zu einem Älteren. Er selbst oder andere definieren dieses Verhältnis als eine »pädophile Beziehung«. Da kein vernünftiger Mensch grundsätzlich etwas gegen die »Beziehung« eines Sechzehnjährigen zu oder mit einem Älteren haben kann, wird er automatisch zum Befürworter der Pädophilie gemacht.

Um das Fragwürdige und Relative der menschlichen Entwicklungsphase, die wir als Pubertät bezeichnen, deutlich zu machen bedarf es keiner ausschweifenden ethnologischen oder anthropologischen Exkurse. Geschenkt als, daß wir von Kulturkreisen wissen, die das, was wir als Pubertät bezeichnen, nicht kennen. Es gibt folglich auch nicht *die* Kindheit oder *die* Geschichte der Kindheit. Die Geschichte der Kinder ist die Geschichte der Klassen, denen sie angehören.

Die Klassengeschichte der Kinder wiederum ist beeinflußt von sehr unterschiedlichen religiösen und kulturellen Traditionen. Wichtig für die Diskussion um die es hier geht, ist nur eines: Wir kennen eine Entwicklungsperiode, die wir als Pubertät bezeichnen. Unter Pubertät im engeren biologischen Sinne wäre jene Periode der Geschlechtsreifung zu verstehen, die beim Mädchen mit der Menarche beim Jungen mit der Polluarche abschließt. Nach unserem soziokulturellem Verständnis wird dieses Ereignis jedoch mit dem Beginn der Pubertät gleichgesetzt. Über den Zeitpunkt, an dem Pubertät abgeschlossen ist, läßt sich also nur schwer eine definitorische Übereinstimmung finden. - Bei ungestörten Entwicklungsbedingungen könnte man die Pubertät mit dem ersten Geschlechtsverkehr als abgeschlossen betrachten.

Aber von Naturwüchsigkeit kann auch in dieser Wachstumsphase nicht die Rede sein. In der Schwierigkeit, Dauer und Abschluß der Pubertät zu bestimmen, spiegeln sich die gesellschaftlichen Widersprüche, sozialen Konflikte und emotionalen Schwierigkeiten unter denen Pubertierende 'ihre' Pubertät erleben. Diese subjektiv konfliktreich erlebte - oft genug erlittene - Entwicklungsphase ist objektiv, das heißt gesellschaftlich bedingt. Deshalb ist die politische Forderung, rundweg auf ein Schutzalter für Jugendliche zu verzichten - eine Forderung, die zum Repertoire der Pädophilen-Propaganda gehört - äußerst zwielichtig. Kein Zweifel: So wie die herrschenden Institutionen Jugendschutz verstehen und betreiben, stellt sich Jugendschutz als Schutz der Erwachsenen vor den Bedürfnissen, Wünschen und Interessen der Jugend dar, als Verweigerung vor allem der sexuellen Rechte von Kindern und Jugendlichen. Jugendschutz könnte aber auch - und daran ist festzuhalten - Schutz vor Ausbeutung und Unterdrückung sein, verbunden mit dem allseitigen Recht auf Bildung und Ausbildung und eben auch dem Recht auf Sexualität.

Ober die sexuellen Rechte der Jugend - und damit meine ich auch Rechte im juristischen Sinne - muß erneut diskutiert werden. Es ist höchste Zeit. Denn die Schutzalterbestimmungen sind willkürlich und zudem diskriminierend. Diskriminierend, weil auch nach der Reform des Paragraphen 175 jugendlichen Homosexuellen erst ab dem achtzehnten Lebensjahr die sexuellen Rechte zugestanden werden, die Heterosexuelle bereits ab sechzehn beanspruchen dürfen, »egal mit wem. « Willkürlich weil - selbst unter der Bedingung einer Gleichbehandlung von Hetero- und Homosexuellen - das Schutzalter 'bis sechzehn' fragwürdig ist.

Bedenken und Einwände, die sich gegen die Senkung des Schutzalters einstellen, will ich nicht leichtfertig beiseite schieben. Es sind im Prinzip die gleichen Bedenken, die mich zum Gegner von sexuellen Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern machen. Die Diskussion um das Schutzalter meint ja nicht nur sexuelle Beziehungen von Jugendlichen untereinander, sie schließt auch Beziehungen zu Älteren ein. Je jünger einer oder eine in der Beziehung zu einem Älteren ist, je größter also die Altersdifferenz, desto größer das Macht-Ohnmachtgefälle, desto größer die Gefahr von Ausbeutung und Unterdrückung. Wenn ich trotzdem eine wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Senkung des Schutzalters fordere, dann nur deshalb, weil die Erfahrung lehrt, daß Gesetzesregelungen Ausbeutung und Unterdrückung nicht verhindern können. Wie auch immer: Mir geht es um die sexuellen Rechte von geschlechtsreifen Jugendlichen, nicht um sexuelle Beziehungen Erwachsener zu vorpubertären Jungen und Mädchen. Um die aber geht es, wenn von Pädophilie die Rede ist.

Nicht nur die Gleichsetzung von Kindern und Jugendlichen gehört zum Repertoire der Pädophilen-Propaganda. Aus der bildungsbürgerlichen Ecke wird als Hilfsargument eine in jeder Hinsicht schiefe historische Analogie angeschleppt. Die Rede ist von den alten Griechen oder der Antike. Die alten Griechen aber trieben es mit geschlechtsreifen Knaben. Reiche und Dannecker haben bereits darauf hingewiesen, daß Beziehungen zu vorpubertären Jungen streng tabuiert waren. Unerträglich ist jener Hinweis auf das Geschlechtsleben der alten Griechen aber vor allem auch deshalb, weil mit ihm die miefige Mystik einer frauenfeindlichen 'mann-männlichen Erotik' als Identifikationsmuster unter die Leute gebracht wird. Die Institution der Knabenliebe diente der Herrschaftssicherung zu Lasten von Frauen und Sklaven, denen die Rolle von Gebär- bzw. Arbeitsmaschinen zugewiesen wurde. Herrschaftswissen und Kenntnisse des Kriegshandwerks zu vermitteln, war die wesentliche Aufgabe der auch sexuellen Beziehungen zwischen heranwachsenden und erwachsenen Männern. Noch heute berufen sich Eros-Pädagogen mit feuchten Augen und Vibrato in der Stimme auf ihre Aufgabe, *Knabenlenker zu* sein. Und wer lenkt die Mädchen? Wer die pädagogischen Prinzipien der griechischen Knabenliebe als positive

Idendifikationsbeispiele darstellt, muß wissen, daß er damit Frauenfeindlichkeit und Sklaventum propagiert. Auf diese Säulen der materiellen Produktion und Reproduktion stützte sich die Knabenliebe der Antike.

Der Hinweis auf Völker, Sippen oder Stämme, von denen wir aufgrund historischer Überlieferungen sagen, sie seien besonders bejahend in Bezug auf die Sexualität von Kindern und Jugendlichen, spricht nicht für die Selbstverständlichkeit altersüberschreitender sexuellen Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen. Solche »Gesellschaften« haben eigens Institutionen und Freiräume geschaffen - Jugendhäuser zum Beispiel - in denen Jugendliche miteinander und untereinander sexuelle Erfahrungen machen können.

Schief sind auch jene historischen Querverbindungen, die zu einem angeblich natürlichen Umgang mit dem Sexuellen unter mittelalterlichen Bedingungen gezogen werden. Abgesehen davon, daß unser historisches Wissen über die »Geschichte der Kindheit« begrenzt ist, geben die Beispiele, die in der Anti-Pädagogik-Diskussion im Umlauf sind, lediglich Auskunft über die Geschichte von Aristokraten-Kindern und Kindern des aufsteigenden Bürgertums. (Details über das Schicksal von Kindern aus dem Volk sind kaum bekannt. Hinter all diesen historischen Analogien steckt eine Natürlichkeitsideologie, die verkennt, daß die Gattung Mensch zum Teil einer zweiten Natur geworden ist. Auch unsere Sexualität ist nicht einfach *die* Sexualität des Menschen. Sie ist gesellschaftlich überformt. Auch verformt. »Sexualität und Liebe«, dieses Begriffspaar, an dem uns so viel liegt, ist ein historisch Gewordenes. Mittelalterliche Unmittelbarkeit und Unbefangenheit zu preisen und gar als Beispiel einer natürlichen Sexualerziehung auszugeben, würde als sexualpädagogische Zielvorstellung bedeuten, Kinder zum Rammeln abzurichten. Sehr viel anders hat man es unter mittelalterlichen Bedingungen kaum getrieben. Solche Ideologien sind nahe an einer Art Sexualdarwinismus: das Recht des Stärkeren über den Schwächeren. Man fragt nicht länger, was richte ich an, mit dem was ich im Sexuellen tue. Man fragt: Was tue ich *mir* an, wenn ich *meinen* Bedürfnissen nicht nachkomme? Wenn ich meinen Sado-Masochismus, meinen Fetischismus, meinen Exhibitionismus oder eben meine pädophilen Bedürfnisse nicht ausagiere. Das *ist* Sexualdarwinismus.

Wem nützen »die neuen Lolitas« ?

Während auf der einen Seite ständig Beispiele herangeschafft werden, die das Recht auf sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern begründen sollen, wird andererseits in den pädophilen Selbstdarstellungen alles drangesetzt, sexuelle Beziehungen zu leugnen. Was zunächst wie ein bewußter Trick erscheint, hat aber auch eine unbewußten Anteil. Der Begriff Pädophilie signalisiert eine idealistische *Haltung,* in der sich das Sexuelle nicht materialisiert.

Solche sprachlichen Sexualitätsverleugnungen haben eine bildungsbürgerliche Tradition. Noch heute ziehen es viele bürgerliche Homosexuelle vor, sich als *Homophile* oder *Homoerotiker* zu bezeichnen. In der deutschen Sprachtradition hat das Begriffspaar Erotik und/oder Sexualität einen ähnlich disharmonischen Klang wie Kultur und/oder Zivilisation. Erotik und Kultur stehen für Höheres. Da muß es auch ein Niederes geben: Sexualität und Zivilisation. Das vermeintlich Niedere, Schmutzige, Animalische, Unedle, eben das Sexuelle, soll sprachlich eliminiert werden, wie ein überflüssiger Wurmfortsatz abgeschnitten. Und so verwandelt sich Erotik unversehens in Neurotik.

In dem West-Berliner Scenenblatt »Zitty« schlägt ein pädophiler Mann vor, von Pädosexualität anstatt von Pädophilie zu sprechen. Den Augenblick von Erleuchtung und Ehrlichkeit relativiert er aber sofort wieder, weil er glaubt, damit »schon wieder diesem unterdrückerischen Schwindel auf den Leim gegangen zu sein, als wenn es mehrere Sexualitäten gäbe. « Das Argument von der unteilbaren Sexualität klingt ebenso sympathisch wie einleuchtend. Ist in ihm doch die Kritik an einer leistungsorientierten verdinglichten Genital-Sexualität enthalten, eine Abwendung vom Reich des Bumszwangs und Hinwendung zur prägenitalen, den ganzen Körper, den ganzen Menschen umfassenden Sexualität. Das klingt »progressiv« und ist doch Sexualitätsverleugnung. Auf einer Podiumsdiskussion in einem Bordell mag dies die angemessene Argumentation sein. Aber man muß einfach einmal ein öffentliches pluralistisch besetztes Diskussionsforum erlebt haben, in dem es um Rechte von Jugendlichen auf Sexualität geht. Da verkündet plötzlich einer die Parole: »Sexualität ist mehr.« Und alle nicken mit ihren Köpfen: Evangelische Diakone, katholische Pfaffen, reaktionäre Medizinmänner und jugendtümelnde Pauker. Sie haben schon richtig verstanden: »Sexualität ist weniger.« Das haben sie schließlich schon immer gesagt. »Sexualität ist mehr«: Pädo-Pädagogen benutzen die Parole als Schutzbehauptung. Verhinderte Prügelpädagogen benützen sie, um Jugendlichen das Recht auf genitale partnerschaftliche Sexualität so lange wie möglich zu verweigern. Spätestens seitdem die Waschmittelindustrie den Slogan »Rettet die Zärtlichkeit« innovierte, sollte der Begriff Zärtlichkeit suspekt sein. Zärtlichkeit wurde zum wohlfeilen Ersatzangebot für das Sexuelle. Sexualität ist unteilbar, aber anders. Solange man Zärtlichkeit gegen Sexualität auszuspielen versucht, so lange man das eine gewährt oder gewähren läßt, um das andere zu verhindern, degeneriert Zärtlichkeit :zu einem neurotischen Bewegungsritual. !Denn das Zarte und Sanfte kommt erst durch das Sexuelle hindurch zu sich.

Wem eigentlich nützt diese Pädophilen-Propaganda, die nach Alice Schwarzers Recherche mit einem Artikel in »betrifft: erziehung« eröffnet, von der »Quick«unter dem Titel »Die Neuen Lolitas« übernommen und nun von Scenen-Blättern erst

richtig in Gang gebracht wird? Am wenigsten den Pädophilen selbst. Am wenigsten jenen Pädophilen, die zwanghaft und unausweichlich ihre Sexualobjekte unter Kindern suchen müssen. Ihre Lage ist tragisch weil Pädophilie für sie psychisch die *Lösung* eines schweren Konflikts darstellt, der oft weit in die Kindheit zurückreicht. Tragisch, weil die alternative »Lösung« oft Suicid oder Psychose ist. Tragisch, weil *ihre* Lösung gesellschaftlich nicht akzeptierbar ist, weil sie auf Ausbeutung und Unterdrückung zwangsläufig beruht. Weil sie Opfer zwingt, neue Opfer zu schaffen.

Wer es wagt, im Zusammenhang von Pädophilie von Tätern und Opfern zu sprechen - oder auch nur nach Opfern vorsichtig fragt - wird von den Propagandisten der Pädophilie flugs dem staatlichen Repressionsapparat zugeschlagen und verdächtigt, verkappter Staatsanwalt zu sein. Die Diskussion über sexuelle Beziehungen zu Kindern - einem der letzten und - wie Adorno einmal schrieb - 'mächtigsten Tabus' ist selbst von Tabus, Frage- und Denkverboten überlagert. Stellt man sich stur und fragt dennoch beharrlich nach, hat man seine Unschuld schnell verloren und im Milieu auch seine Glaubwürdigkeit. Schuldgefühle sollen einem das Maul stopfen, das schlechte Gewissen soll einen sprachlos machen. Der Mechanismus funktioniert nicht schlecht, denn Schuldgefühle und schlechtes Gewissen stellen sich ein. Unweigerlich.

Fast jedermann - fast jeder Mann - hat Gründe, seine eigenen Empfindungen zu durchforsten, wenn er sich auf dieses Thema einläßt. Ohne das Eingeständnis einer prinzipiellen Betroffenheit wird man den Thema kaum gerecht, es sei denn, man lebte völlig isoliert von Kindern und hätte auch in seiner Phantasie nichts mit ihnen zu schaffen.

Damit wäre jeder 'gefährdet', der in einem pädagogischen Beruf arbeitet. Aber auch Eltern und ältere Geschwister, nahe Verwandte und Freunde können leicht in den Verdacht geraten, sich an Kindern sexuell »vergangen« zu haben. Das macht die Schwierigkeit der Diskussion aus. Das macht sie zu einer Gratwanderung: auf der einen Seite droht man in den Abgrund einer gefühllos reaktionären Pädagogik zu stürzen, auf der anderen Seite im Sumpf einer pseudo-emotionalen ausbeuterischen Libertinage zu versacken.

Dort wo sexuelle *Beziehungen mit Kindern* justiziabel werden, sind sexuelle *Handlungen an* Kindern gemeint, die als Unzucht gebranntmarkt und vom Strafgesetzbuch geahndet werden. Doch was ist eine unzüchtige Handlung? Worin unterscheidet sich beispielsweise sexualbejahende Erziehung von sexuellen Übergriffen? Das Problem liegt ja nicht dort, wo offene Gewaltanwendung gegenüber Kindern Definitionen überflüssig macht, sondern da, wo Traditionen, politische Auffassungen und emotionale Einstellungen sexuelle Handlungen als noch »züchtig« oder schon »unzüchtig« definieren. Entscheidend scheint in solchen Grenzfällen der soziale Ort sexueller Handlungen und die Personen zu sein, von denen sie begangen werden.

Bestimmte sexuelle Handlungen (oder als sexuell interpretierbare sinnliche und körperliche Handlungen) werden als in Kernfamilien üblich angesehen, gelten im Rahmen der erweiterten Familie bereits als problematisch und über den Familienkreis hinaus als Schweinerei. Aber nicht nur das. Bereits die Rollen von Vater und Mutter werden oft sehr unterschiedlich definiert., Ihr sexueller Handlungsspielraum gegenüber den Kindern wird nach sehr unterschiedlichen Maßstäben abgesteckt. Der Blick ins Badezimmer von schräg oben aus der Nachbarwohnung von gegenüber: Ein Vater betupft vorsichtig mit dem Badeschwamm die zarten Porzellanbrüste seiner elfjährigen Tochter, während - gleiche Szene gleicher Ort - die Mutter den zwölfjährigen Sohn gewohnheitsgemäß in die Genitalhygiene einweist. Aus der Sicht eines denunziationsbereiten Nachbarn könnte sich der Waschvorgang als unzüchtige Handlung des Vaters begangen an der minderjährigen Tochter darstellen, während der entsprechende Vorgang, von Mutterhand betrieben, Chancen hat, unter Mutterliebe rubriziert zu werden.

Am Abbau des Pädophilie-Tabus, daran kann kein Zweifel bestehen, müssen alle interessiert sein, die für gleichberechtigte Eltern-Kind-Beziehungen eintreten, in denen auch das Sinnliche in einer Balance von Intimität und Offenheit ohne Tabus und sexuelle Mythen existieren kann. Also doch keine Opfer? Doch. Aber zum Kreis der Opfer zählen nicht nur Kinder und Jugendliche, denen gegen ihren Willen unter Einsatz überlegener Erwachsenenmacht sexuelle Beziehungen aufgezwungen werden. Opfer sind auch die Kinder und Jugendlichen, deren Entwicklung von sexuellen Tabus und Ängsten der Erwachsenen gehemmt wird, die in einem Klima der Prüderie und emotionalen Verarmung aufwachsen.

Glaubt man nun den 'Fall'-Geschichten, die von den Propagandisten pädophiler Beziehungen präsentiert werden, dann scheint es kaum Belege für negative »Nebenwirkungen« zu geben. Im Gegenteil: Alles scheint für derartige Beziehungen zu sprechen. Unübertrefflich ist die Selbstlosigkeit des Pädophilen, der als Gönner und Förderer auftritt und nur das Wohl des Kindes im Auge zu haben scheint.

Zum Bestandteil eines klassischen Plädoyes pro homosexuelle Pädophilie gehört die Gegenüberstellung der sozialen und emotionalen Lage des beteiligten Jungen mit den daran gemessen harmlosen psychischen Folgen des sexuellen Kontaktes. Konkret: Muß man nicht einen Mann verteidigen, der sich um einen emotional vernachlässigten und sozial isolierten Jungen liebevoll kümmern? Hat nicht jeder unsere Sympathie, der sich zärtlich einem in Heimen großgezogenen Jungen ohne Berufs- und Bildungschancen zuwendet, indem er dessen trostlose Lebensperspektive scheinbar abwendet, auch wenn der Preis für solche Anteilnahme sexuelle Beziehungen zwischen Mann und Kind ist? Und das, wenn zudem, was durchaus glaubwürdig klingt, das Sexuelle von den betroffenen Jungen oft noch positiv geschildert wird?

Dieses Argumentationsmuster beschreibt eine der typischen Rationalisierungen in der Pädophiliediskussion. Als läge die Lösung sozialer Probleme der Jugend in der Pädophilie und nicht in der Lösung der sozialen Probleme selbst. Solche Hilfskonstruktionen mögen vor Gericht zu rechtfertigen sein, grundsätzlich lenken sie von der elenden Situation eines Teiles der Jugend ab. Mehr noch: Sie verlagern die Lösung eines politischen Problems auf eine karitativ-fürsorgliche Ebene und verewigen somit die Benachteiligung aller zukünftig Betroffenen.

Und auch das eine zwar gerichtsverwertbare, grundsätzlich aber fragwürdige Beobachtung: Zwischen Tätern und Opfern besteht häufig eine Wechselbeziehung. Nicht selten ziehen sie sich gegenseitig an. Doch nur deshalb, weil das Opfer bereits Opfer emotionaler Vernachlässigung war, bevor es nun Opfer emotionaler Zuwendung wird, die auf der Machtlosigkeit, Ungleichheit und Abhängigkeit des Jungen beruht.

Trotzdem scheinen im Falle von männlichen Jugendlichen die negativen Folgen sexueller Erfahrungen mit erwachsenen Männern weniger psychosexueller als psychosozialer Art zu sein. Phalluszentrierte »Spiele« zwischen einem geschlechtsreifen Mann und einem vorpubertären Knaben liegen auf der Linie der gewohnten und üblichen Aufmerksamkeit, die dem männlichen Genitale 'gebührt'. Das ausgewachsene männliche Genitale dürfte auf einen kleinen Jungen weniger bedrohend oder gar traumatisierend wirken als auf ein kleines Mädchen. Dabei unterstelle ich, daß es in der Mann-Jungen-Beziehung nicht zu Penetration oder zu Penetrationsversuchen kommt.

Bevorzugt pflegen homosexuellpädophile Männer darauf hinzuweisen, daß ihre ehemaligen Schützlinge früher oder später heterosexuelle Beziehungen aufgenommen hätten. Diese Feststellung soll zum Beweis dafür herhalten, daß der Erwachsene sich nicht an den kindlichen Geliebten klammert und ihm Entfaltungs- und Wahlmöglichkeiten ä t. Eher allerdings wird mit dieser Feststellung die Tragödie der pädophilen Objektwahl beschrieben. Denn die zwanghafte Fixierung auf ein kindliches Sexualobjekt ist zwangsweise durch die körperliche Wachstum und die geistige Entwicklung des Kindes begrenzt. Ein möglicherweise vorhandenes Bedürfnis auf Dauer und Verbindlichkeit wird so nie seine Erfüllung finden.

Gerade weil ich aus prinzipiellen Gründen genital-sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern als Herrschaftsverhältnis ablehne, habe ich Schwierigkeiten, Erfahrungen einzuordnen, die für das Gegenteil einer Herrschaftsbeziehung zu stehen scheinen. Ich weiß von pädophilen Erwachsenen, die in einer Weise das Macht-Ohnmachtgefälle zwischen Kind und Erwachsenem reflektieren, wie ich es von den meisten hetero- oder homosexuellen Erwachsenen-Beziehungen nicht kenne. Und gemessen an den sozialen Chancen vieler Jungen in solchen Verhältnissen, läßt sich nicht bestreiten, daß ihre Beziehung zu diesen erwachsenen Männern als sie fördern und stützend zu bezeichnen ist.

Hingegen steht das Beispiel des heute zwanzigjährigen Richard geradezu idealtypisch für die negativen sozialen Folgen .einer Mann-Kind-Beziehung.

Seine Erfahrungen kann man kaum positiv bewerten. Weder förderten noch stützten sie die Entwicklung des Jungen. Solche Erfahrungen widersprechen auch allen Vorstellungen von einer gewaltfreien, die Rechte eines Kindes achtenden, letztendlich antiautoritären Erziehung.

Auch dieser Aufsatz läuft Gefahr, ein Vorurteil zu bestätigen, das sich im öffentlichen Bewußtsein festgesetzt hat. Pädophilie sei ausschließlich eine Variante männlich-homosexuellen Verhaltens. Unbestreitbar sind es die Homosexuellen unter den Pädophilen, die am offensten und teilweise aggressivsten die »Befreiung der Pädophilen« fordern.

Bei den meisten in der Öffentlichkeit diskutierten 'Fall'-Geschichten handelt es sich um Beispiele homosexuellpädophiler Beziehungen; um Randgeschichten also gemessen am tatsächlichen Vorkommen pädophiler Beziehungen und pädophiler Wünsche. Der typische Pädophile ist heterosexuell. Deshalb auch setze ich mich hier nicht mit der Variante weiblich-homosexueller Pädophilie auseinander, wenn es die überhaupt gibt. Alice Schwarzer führt in unserem EMMA Gespräch gute Gründe an, deren Existenz zu bezweifeln. Auch den Mutter-Sohn-Inzest halte ich für so marginal, daß ich hier nicht näher darauf eingehe.

Liebe mit Kindern: Kaum ein Thema stellt sich öffentlich so verzerrt dar. Was an die Oberfläche tritt, steht fast immer auch zur gerichtlichen Aburteilung an, geht quasi um Leben und Tod, mindestens aber um Freiheit oder Unfreiheit, und zwingt, angesichts einer unmenschlichen Justiz, zur Rechtfertigung von Tätern, deren Taten für sich genommen nicht zu rechtfertigen sind. Weil es aber hier und im Augenblick um grundsätzliche Überlegungen zum Thema Pädophilie geht und nicht um ein gerichtsverwertbares Gutachten, kann auf Rücksichtnahmen verzichtet werden.

Die Zahl ausschließlich heterosexuell-pädophiler Männer kenne ich nicht ' auch nicht die Häufigkeit der Mann-Mädchen-Beziehungen, in denen sich Vater-Tochter-Inzest mit Pädophilie paart. Seitdem ich mich aber mit dem Thema beschäftige und mit Frauen darüber spreche, öffnen sich Schleusen. Der Verdacht einer immensen, schockierenden (wen eigentlich?) Dunkelziffer scheint sich zu bestätigen. Ich habe vorhin versucht, bei aller prinzipieller Ablehnung homosexuell-pädophiler Beziehungen, die sexuellen Folgen für das betroffene männliche Kind zu entdramatisieren. Aber auch da könnte ich mich irren. Die psychosexuellen und psychosozialen Folgen für ein Mädchen, das Opfer eines Pädophilen wird, sind so gravierend eindeutig, daß jeder Irrtum ausgeschlossen ist. Es gibt nichts, das eine solche Beziehung rechtfertigen könnte.

Am erschütterndsten vielleicht ist die Ausweglosigkeit, in die ein kleines Mädchen gerät * Einem Jungen in seiner Lage, der meistens in die Hände eines Fremden gerät, bleibt die Möglichkeit wegzulaufen, wenn er die Beziehung nicht will. Wohin soll ein Mädchen laufen, das sich von den Umarmungen eines Vaters - seines Vaters - befreien will, weil der ihm sexuell nachstellt? In die Arme der Mutter womöglich, die in der Kindtochter eine Rivalin sieht? Von der das Mädchen annehmen muß, sie könne in ihr die sehen, die ihr den Mann wegnimmt?

Die Erfahrungen von Ursula, deren Bericht ich hier veröffentliche, dokumentieren diese Ausweglosigkeit. Ich bin mit Ursula seit Jahren befreundet. Erst jetzt habe ich von ihrer Geschichte gehört. Außer mir hat sie wenige in das, was sie hier beschreibt, eingeweiht. Denn - auch das scheint typisch für die besondere Situation eines Mädchens - ihre Lage unterscheidet sich nicht von der einer vergewaltigten Frau. Sie spürt einen Rechtfertigungsdruck oder glaubt ihn zu spüren. Nein: Sie hat konkret Verdächtigungen erlebt, von Männern, die ihr nahestehen, wenn sie auch nur andeutungsweise über das Thema zu sprechen begann. Alice Schwarzer sagte: »Außerdem ist die Pädophilie mit kleinen Mädchen immer auch eine Potenzierung der Herrschaftsbeziehungen: beim Jungen ist es der Erwachsene mit einem Kind, beim Mädchen ist es der Erwachsene mit einem Kind und zusätzlich der Mann mit einem Mädchen.« Hinzuzufügen wäre: ... und zusätzlich der Vater mit der Tochter. Es kann keine größere Abhängigkeit im kindlichen Alter geben als die sexuelle Beziehung zu einem, der Erwachsener ist, zudem ein Mann und zudem der Vater.

Über dem pädophilen Vater-Tochter-Inzest liegt das Dunkel von Familieninteressen und Rücksichtnahmen. Wer Kinder sexuell begehrt, weil er in ihnen ein leicht verfügbares Sexualobjekt sieht oder aber mit ihnen und durch sie seine Kindheit zurückholen will, muß zwangsläufig eine widersprüchliche Haltung zu Kindern entwickeln. Er muß sie lieben und hassen. Er liebt in ihnen, was er ersehnt: Kindheit. Er haßt in ihnen, was er niemals wieder erreichen kann: Kindheit. Solche Spannung zeugt Gewalt oder wenigstens doch Gewaltphantasie. Sie habe sich ernsthaft überlegt, und das nicht nur in einem »Fall«, ob sie eine Therapie fortsetzen oder ob sie zur Polizei gehen sollte - das sagt eine Analytikerin und fortschrittliche Frau dazu über ihre Therapieerfahrungen mit heterosexuellen Pädophilen. So viel Gewalt. So viel Gewaltphantasie. Ich kenne den Verlauf ihrer analytischen Therapie nicht, weiß nicht, was dort hochkam. Aber ich kann es mir vorstellen. Ein erwachsener, ausgewachsener Mann, der mit seinem Prügel ein kleines Mädchen bedroht. Das ist Gewalt.

Das Tabu ist längst gebrochen

Es geht um die Pädophilie-Diskussion und weniger um Pädophilie selbst. Daran sei noch einmal erinnert. Warum diese Diskussion ausgerechnet jetzt, und warum in diesem pseudo-progressiven Milieu?

Ich bin nur zu Mutmaßungen imstande. Interpretationen, die sich als naheliegend aufdrängen, liefern bei genauem Hinsehen nur Versatzstücke einer Erklärung. Etwa: In der Anarcho-Sponti-Scene verstehe man sich nun mal als Tabubrecher. Warum aber, wäre dann zu fragen, kapriziert man sich auf die Liebe zu Kindern? Warum nicht auf die Liebe zu Alten? Wo bleibt die »Befreiung der Gerontophilen«?

Und wird mit der aktuellen Pädophilie-Diskussion überhaupt ein Tabu angekratzt oder gar gebrochen? Liefert die Anarcho-Sponti-Scene, indem sie in ihren Zeitungen und ihr nahestehenden Zeitschriften die Diskussion »eröffnet«, nicht nur die Rechtfertigung für den Bruch eines Tabus, das schon ins Rutschen geraten ist? Denn tendenziell ist das Tabu sexueller Beziehungen zu Kindern doch längst gebrochen. Und zwar massenhaft im Nord-Süd-Gefälle. Die Sexualobjekte des internationalen Sextourismus werden immer jünger. Wie soll man den Nordafrika-Tourismus europäischer, den Mexico-Tourismus US-amerikanischer Schwuler erklären? Und wer sind die Kunden der Kinder vom Bahnhof Zoo? Was geile Heteros aus Europa, Japan und den USA im Tross des Imperialismus, der sich über asiatische Städte ergießt, zu kaufen suchen, sind Kinder. Das Ausmaß der Kinderprostitution in den Slums am Rande afrikanischer und lateinamerikanischer Städte ist unerhört doch wohlbekannt. Familienvätern und Ehemännern aus den imperialistischen Metropolen beispielsweise. Sie sind die devisenkräftige Kundschaft dieses Kinderstrichs.

Also: Tabubruch schon lange. Wenn auch nicht *jeden* Preis, so doch um den der Prostitution.

Propagandisten der Pädophilie hierzulande werden sich mißverstanden fühlen. Sie werden sagen, das sei billig. Und sie haben nicht einmal unrecht, wenn man den Preis dieser Art Kinderliebe international ins Verhältnis setzt zu Lebensstandard, Kursniveau und Kaufkraftgefälle.

Mit solchen Rechenexempeln macht man sich unbeliebt bei den Gurus der Scene. Offen über Tauschverhältnisse zu sprechen, gilt als uncool. Ein mäzenatisches Vokabular kommt besser an. Sie verstehen sich als Gönner und Förderer, als Entwicklungs- und Bewährungshelfer. Niemandem scheint aufzufallen, daß sich hinter derartigem Mäzenatentum schon immer Mächtige verschanzt haben.

Auch gemessen am ursprünglichen politischen Anspruch der Anarcho-Sponti-Scene ist diese Diskussion nur noch ein Symptom politischer Verwahrlosung. Der Zeitpunkt ist nicht zufällig. In bestimmten Strömungen der sich auflösenden

APO führte bereits die an sich produktive Auseinandersetzung über anti-autoritäre Erziehung zu Ausbrüchen einer verdächtigen Kindertümelei. Um sich mit eigenen Enttäuschungen, Frustrationen und dem Gefühl der Resignation erst gar nicht auseinandersetzen zu müssen, projizierte man alle Hoffnung und Träume nach Veränderung auf die Kinder. Wenn überhaupt, dann sollten sie einmal erreichen, was man selbst nicht erreichen konnte. Damit war eine Regionalisierung des Bewußtseins verbunden, die systematische Entpolitisierung eines Teils der Scene und das Sich-einrichten in sogenannten alternativen Subkulturen. Noch einmal kommt so die Stellvertreterpolitik der Studentenbewegung zu Ehren - wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen. Jetzt läßt man sich vertreten. Durch Kinder. Bei den ideologischen Anführern der Scene fällt diese Entwicklung zusammen mit der lebensgeschichtlichen Krise des Altwerdens. Die »ewige Jugend der Linken«, gestern noch im »Kursbuch« beschworen, wird vom Alter eingeholt. Und darauf waren die meisten nicht vor bereitet. Verstärkt wird die Alterskrise durch eine enorme Geschlechtsrollenverunsicherung. Die Frauenbewegung und in gewisser Hinsicht auch die Schwulenbewegung hinterlassen Spuren und zeigen Folgen. Dagegen: Das kleine Mädchen. Es ist nicht nur Kind, in ihm verkörpert sich auch jener Typ der gefügigen, anschmiegsamen, duldenden und aufblickenden Frau, der immer weniger unter erwachsenen Frauen der Scene anzutreffen ist.

Selbstverständlich ist all das nur Spiel nach den Regeln eines Scenenrituals, das mit Langeweile viel zu tun hat. Langeweile, die nur möglich ist auf der Grundlage gigantischer politischer Verdrängungen. Man spielt. Mit Kindern *und* Pädophilen. Beide werden benutzt. Denn ebensowenig, wie nach meiner Beobachtung eine Zunahme bisexueller Praktiken festzustellen ist, obwohl doch jeder davon redet, ebensowenig wird es in der Scene zu vermehrten padophilen Beziehungen kommen.

Kinder sind selten kindisch

In der Pseudo-Pädophilie steckt die vielleicht subtilste Gemeinheit gegenüber den wirklich Betroffenen, die mit ihrem Schicksal kämpfen. Rigoros werden sie untergebuttert. Die Besänftigungsformel lautet: »Im Grunde sind wir doch alle ... « So hat man auch versucht, Schwulen die Identität zu rauben.

Irgendwann wird dann einer - wie unlängst der Verfasser der Mescaleroschrift - im Kursbuch händereibend verkünden, es sei alles nicht so gemeint gewesen. Im Sumpf herumzustochern, den Schlamm aufzuwühlen, »die Sau rauszulassen«, darauf komme es an. Das ist ihr »Politikbegriff«.

Weil sie Spieler sind, werden sie alle, die ihnen mit Argumenten entgegentreten, als Spielverderber denunzieren. Sie reklamieren nicht nur das Monopol auf Sinnlichkeit und Lust, sie sind dabei auch das Monopol auf das Wohl der Kinder für sich zu beanspruchen. Ihre Gegner pflegen sie als phantasielose Monster darzustellen, als Repräsentanten der herrschenden Moral, denen die Fähigkeit, Utopien zu denken, abhanden gekommen sei.

Das wäre, wenn er zuträfe, ein schwerwiegender Vorwurf. Aber die Utopie einer Gesellschaft, in welcher der Gegensatz von Kindheit und Alter, Reife und Unreife nicht mehr existiert, ist bei diesen »Paradies Now«-Vögeln schlecht aufgehoben. Sie haben sich längst arrangiert und eingerichtet, wo andere Widerstand leisten und fremd sind. Fremd bleiben bis die Bedingungen für die Verwirklichung unserer utopischen Phantasien politisch erkämpft sind. Bis dahin sind wir gezwungen, erwachsen zu werden, mit der Trauer um den Verlust der Kindheit. Die Weigerung, erwachsen zu werden, ist bloß kindisch. Kinder sind selten kindisch.

Kasten auf Seite 28:

Zum Beispiel Richard

Richard hatte vom zehnten bis zum vierzehnten Lebensjahr ein »Verhältnis« mit einem verheirateten Arzt, der bei Beginn der Beziehung vierzig Jahre alt war. Der sexuelle Anteil der Beziehung ist nach Richards Erinnerung unbedeutend, d.h. das Sexuelle ist ihm weder als besonders angenehm noch als besonders unangenehm in Erinnerung. Den Zufall, daß sich seine eigenen, allerdings noch nicht als solche erkannten homosexuellen Bedürfnisse mit denen des erwachsenen Mannes trafen, könnte man als günstige Fügung begreifen, wenn Richard nicht gerade daran aus der Sicht eines heute Zwanzigjährigen Homosexuellen zweifelte. Theoretisch hat diese Beziehung das »coming out« des Jungen beschleunigt und ihm in einer Art gleitendem Übergang die oft qualvollen Umwege der Selbstakzeptierung erspart. Richard kann darin allerdings kein Privileg sehen. Nur die frühe Erkenntnis, daß Beziehungen unter Gleichgeschlechtlichen offenbar nicht 'abnorm' sind, habe ihm möglicherweise Probleme erspart. Seine heutigen Schwierigkeiten aber, aktiv einen Partner zu suchen und zu finden, sei eine der negativen Folgen der damaligen Beziehung. Von Anfang an sei ihm das Verbotene der Beziehung bewußt gewesen und die daraus resultierende Abhängigkeit des Älteren. Er habe - so Richard heute - eine Erpressermentalität entwickelt, die den älteren Freund zwang, ihm alle Wünsche zu erfüllen. Meist sei es um kleine

Wünschen gegangen, aber im Bewußtsein vorgebracht, daß auch die Erfüllung großer Wünsche möglich wäre. Jedenfalls sei es nie eine Frage gewesen, wer das Eis bezahle, das Kino finanziere und wer den Zirkus in die Stadt hole. Daraus habe er eine mädchenhaft abwartende Haltung entwickelt, eine Passivität, die ihm heute noch zu schaffen mache.

Im übrigen frage er sich, ob die Selbstverständlichkeit, mit der der Homosexualität als solche und schließlich die Homosexualität in sich akzeptierte, nicht nötige Lernschritte verbaute. Probleme, wie sie ihm von anderen Homosexuellen als typisch für das »coming out« beschrieben worden seien, habe er damals nicht gekannt. Um so mehr fühle er sich heute mit ihnen konfrontiert, ohne aber das Selbstbewußtsein und die Widerstandskraft gegen Anfeindungen und Diskriminierung entwickelt zu haben, die er bei anderen - auch jüngeren - beobachten könne.

Richard sieht keinen gefühlsmäßigen Zusammenhang zwischen seinen frühen sexuellen Erfahrungen mit einem älteren Mann und seinem »coming out« als Homosexueller. Negativ habe sich die zeitliche Überschneidung der Beziehung mit seinem »coming out« ausgewirkt. Solange die Beziehung dauerte, sei er von Gleichaltrigen völlig isoliert gewesen. Über die Gründe, die schließlich zur Auflösung der Beziehung führten, habe er wenig nachgedacht. Er neige aber heute zu der Ansicht, daß das Interesse des Älteren an ihm mit der Geschlechtsreife nachgelassen habe. Kontakt habe er keinen mehr zu seinem ehemaligen Freund. Vor allem wohl deshalb, weil die Beziehung des Älteren zu ihm angstgeprägt sei. Der Mann fühle sich wohl auch heute noch erpressbar.

Kasten auf Seite 29:

Ursula: Es gibt uns wirklich

Ich war elf, als es anfing. Ein ganz normales Kind. Bürgerlicher Haushalt. Mutter daheim, Vater Beamter, zwei Geschwister, eins jünger, eins älter. Dörfliche Umgebung, 1964. Ich war ein gehorsames Kind. Mutter - lieb, nie betulich oder kalt, zärtlich, aber ohne jeden Widerstand gegen Vater. Sie hatte Angst, genau wie ich. Vater - launisch, unberechenbar und oft brutal, vom lauten Anschreien bis zu ausgedehnten Prügelveranstaltungen.

Ich habe immer die Verwegenheit der Nachbarskinder bewundert, die es wagten wegzulaufen, wenn sie Prügel bekommen sollten.

Ich hielt still und es passierte. Heulen wurde besonders übelgenommen, wegen der Nachbarn. Das erste laute »Nein« war ein Befreiungsschrei. Ich rannte weg von zuhause wie ich war und bin nie zurückgekommen. Da war ich knappe 18 Jahre. Aber das ist eine andere Geschichte.

All diese häuslichen Umstände und Prinzipien muß man kennen, um zu verstehen, warum die Aktionen des ersten Mannes, der sich an mir ausließ, über ein Jahr dauern konnten.

Die Fakten sind schnell erzählt: Familienvater, Mitte 40, unser Nachbar, 16-jährige Tochter, Kollege meines Vaters, hochanständig, angesehen. Ich war gewohnt, ihn zu grüßen, ihm zu gehorchen. Er schickte mich laufend Zigaretten holen. Irgendwann einmal war er allein in der Wohnung. Da fing es an. Ich bringe es nicht fertig, genau aufzuschreiben, was er tat, weil Ausdrücke wie »in den Arm nehmen« inzwischen etwas Schönes für mich sind, und nichts mit dem zu tun haben, was da passierte. Unterm Strich: »Harmlose« Zärtlichkeiten, nichts unter der Gürtellinie. Aber diese Küsserei! Ich bekomme noch heute Brechreiz, wenn ich nur in die Nähe eines Mannes komme, der Rasierwasser benutzt.

Ich war vollkommen gelähmt, dachte nur.- Raus! Aber wie? Nicht ohne Aufwiedersehen zu sagen. Das ist unhöflich. Diese Szenen liefen über ein Jahr. Eines Tages holte Mama das Wesentliche aus mir raus. Entsetzen, Vorwürfe, Warten »bis Vater nach Hause kommt«. Vater kam. Vater war beleidigt über mein »mangelhaftes Vertrauen« und langes Schweigen, gab mir Mitschuld und war im übrigen außer sich.

Genau mitten in diesem Gespräch klingelte es und draußen stand der Nachbar mit der Bitte, ich möge ihm Zigaretten holen. Vater brüllte und sprach mit ihm. Der Nachbar erweichte Vater, ihn nicht anzuzeigen, drohte mit Selbstmord. Ich wurde ins Gebet genommen und gleich in einem Abwasch aufgeklärt. Damit hatte es sich. Der Nachbar hatte als Entschuldigung gesagt, ich sei ihm »entgegengekommen«, Kunststück, wenn man auf dem gleichen Flur wohnt. Meine Eltern gaben mir den Rat: »Benimm dich ganz normal, grüß ihn und geh einfach vorbei.«

Später wurde ich dann rehabilitiert, weil ich nicht das einzige Kind war.

Als ich 13 war, begann mein Vater, sich an mir zu vergreifen. Alles außer Geschlechtsverkehr. Bei mir wieder dasselbe. Gelähmt, kein Wort darüber. Weil es immer nachts passierte, war's für mich einfach nicht wahr. Und deshalb schockte es mich jedesmal, wenn ich davon aufwachte. Meine Mutter stellte sich taub und blind, solange es ging. Ich war 14. Großer Show-down, ich allein mit Mama. Sie war schwach, verzweifelt, fühlte sich schuldig und war gleichzeitig aggressiv. Schwankte zwischen »Soll ich mich denn scheiden lassen?« und: ich nähme ihr den Mann weg.

Ich werde niemals die Kraft haben, mich öffentlich zu »bekennen« wie die Pädophilen oder andere Minderheiten, denn das alles ist mein privates Gespenst. Ich habe Angst, wieder verdächtigt zu werden, mitschuldig zu sein.

Merkt ihr was, ihr stolzen Bekenner der Pädophilie? Wir sind keine Minderheit, aber rechtloser, lobbyloser, entmündigter, wehrloser, sprachloser, einsamer, hilfloser, ausgelieferter, geschundener, schwächer als jede, aber auch jede noch so verfolgte Minderheit. Ich bin ein normales Kind gewesen. Alles war ganz normal.

Und wenn jetzt noch einer unter euch es wagen sollte, zu sagen oder auch nur zu denken, ich sei der Einzelfall, der unmaßgebliche, und eure zärtlichen freiwilligen Verhältnisse sähen grundsätzlich anders aus, dann möchte ich meinen ganzen aufgestauten Haß, meinen Ekel, meine daherrührende Verkrüppelung auf euch ausschütten, daß es euch die Luft nimmt und ihr daran erstickt. Nehmt euch in acht. Wir sind viele, uns gibt es auch wirklich, aber wir werden euch niemals wirklich bedrohen können. Angenehme Träume wünscht euch ein aus dem schlimmsten Gefängnis, »der Kindheit«, entlassenes 28-jähriges Wesen.

Konkret-Sexualität 1980, S. 31

Helmut Kentler

Pädophilie - Tabus und Vortabus

Als ich gefragt wurde, ob ich einen Beitrag über Pädophilie schreiben könnte, war meine erste Reaktion ein hartes Nein (denn man soll sich nie freiwillig in Nesseln setzen). Dann aber siegte meine Vernunft über meine Feigheit.

Schon lange ärgern mich die Vorurteile, die dieses Thema umgeben, macht mich die Scheinheiligkeit wütend, mit der die »sexuelle Reinheit des Kindes« verteidigt wird. Die von allen Medien immer einmal wieder ausgestoßenen Warnungen vor dem Unhold, der unsere Kinder verführen will, verleiten uns dazu, an ganz falschen Fronten für den Schutz unserer Kinder zu kämpfen. Im Jahr werden sechs bis acht Sexualmorde an Kindern begangen. Jahr für Jahr werden 2.000 Kinder bei Verkehrsunfällen getötet. Von 100 an Mißhandlungen gestorbenen Kindern sind ungefähr 95 von den eigenen Eltern umgebracht worden.

Man verstehe mich richtig: Gerade weil ich will, daß alle Kinder am Leben bleiben, bin ich dafür, daß die Gefahren, die sie bedrohen, nicht falsch eingeschätzt werden. Sie lauern nicht hinter Spielplatzbüschen oder hingehaltenen Bonbontüten, sondern auf Autostraßen, und bei Eltern, die ein unerwünschtes Kind haben. Der Mann, der »sich an Kinder heranmacht«, ist im allgemeinen nicht böse und auch kein Fremder. Meist mag er das Kind wirklich. Er will dem Kind etwas geben, worauf er, als er Kind war, verzichten mußte: Liebe. Indem r dem Kind etwas Gutes tut, versucht er, etwas an seiner eigenen Kindheit gutzumachen. Pädophile ziehen sich meist sofort zurück, wenn das umworbene Kind die geringste Ablehnung zeigt. Die Vorstellung, Pädophile seien gewalttätig und würden von den Kindern sexuelle Handlungen erzwingen, beruht nicht auf Tatsachen; sie entspringt unserer Ideologie, nach der Kinder unsexuell zu sein haben. Wir können uns nicht vorstellen, daß Kinder Spaß an Sexualität haben und darum von sich aus sexuell aktiv werden.

Wie immer, wenn Tabus unser Leben regulieren, wird auch das Tabu »Pädophilie« durch zahlreiche Tabus im Vorfeld abgesichert. Selbst bei ihren eigenen Kindern achten Eltern darauf, daß eine Sexualisierung ausgeschlossen ist - zum Beispiel entfernen sich ihre Berührungen, wenn die Kinder älter werden, immer mehr in die peripheren Körperregionen, und schließlich kommen sie nur noch am Kopf, an Schultern und Händen vor. So verkrüppelt Angst vor Sexualität die Liebe.

Es sind diese »Vortabus«, die mir in meiner eigenen pädagogischen Arbeit zu schaffen machen, die aber auch andere verunsichern und ihnen zumindest die Naivität nehmen, im Umgang mit Heranwachsenden ihren Gefühlen zu folgen.

An einem Wochenende bin ich mit Eltern zusammen, die zu ihren eigenen Kindern ein oder sogar zwei fremde Kinder aufgenommen haben. Sie bewahren diese Kinder davor, in einem Heim leben zu müssen. Beim Jugendamt ist ihre Familie als »Pflegestelle« anerkannt. Die Eltern wollen den angenommenen Kindern genauso gute Mütter und Väter sein wie den eigenen Kindern. Einer der Väter berichtet sehr anschaulich, warum das so schwierig ist:

»Unsere Erika fing mit 5 Jahren an herumzuquengeln, sie wolle auch - wie andere Kinder - ein Schwesterchen haben. Aber meine Frau durfte kein zweites Kind bekommen. So fingen wir an zu suchen. Durch das Jugendamt lernten wir schließlich Ulrike kennen. Ulrike war schon einige Jahre im Heim. Anfangs war es sehr schwierig mit ihr. Als sie sich einigermaßen sicher fühlte, benahm sie sich eine Zeitlang fast babyhaft - es war, als wollte sie Versäumtes nachholen. Ich werde nie vergessen, wie sie einen Sonntagsmorgen verlangte, sie wolle zu mir in die Badewanne. Mein erster Gedanke war.- 'Mein Gott, wenn das ein Staatsanwalt sieht!' Dann habe ich sie natürlich zu mir gelassen. Aber ich konnte mit ihr nicht so selbstverständlich zusammen sein wie mit meiner richtigen Tochter.- Ich hab dauernd darauf geachtet, daß unsere Spiele und Berührungen nicht sexuell-gedeutet werden konnten. «

Wie lieb dürfen Erwachsene zu Kindern und Jugendlichen sein? Wann muß der Staatsanwalt einschreiten? Wo liegt die Grenze, die nicht überschritten werden darf: die Grenze zwischen Liebe und Sexualität?

Das Mitarbeiterteam eines Heims für Waisenkinder hat mich eingeladen, um mit mir über sexualpädagogische Probleme zu sprechen. Es dauert nicht lange, da reden wir nicht mehr über die Kinder und Jugendlichen, sondern über unsere eigenen Schwierigkeiten, auf die sie uns aufmerksam machen. Eine Gruppenleiterin berichtet über Dagmar: *»Immer, wenn ich 'Gute Nacht' sage, ruft mich Dagmar; ich muß mich zu ihr aufs Bett setzen, sie nimmt eine Hand von mir, legt sie an ihre Wange und fängt an zu kuscheln. Es ist ganz klar.- Sie will von mir gestreichelt werden. Aber ich fühle mich dabei nicht wohl - schließlich ist sie doch schon 13!«* Alle meinen, man solle Dagmar ruhig ihre Zärtlichkeitsbedürfnisse befriedigen: *»Unsere Kinder brauchen noch mehr Liebe als Kinder, die bei ihren Eltern aufwachsen!«*

Die gute Übereinstimmung wird gestört durch einen noch recht jungen Praktikanten: *»Was heißt hier Liebe? Als ich neulich mit Norbert - der ist auch erst 13 - in der Stadt war, habe ich ihm den Arm um die Schulter gelegt. Ich hab' mir nichts dabei*

gedacht, aber ein Gruppenleiter hat uns gesehen und mich später angesprochen: Ich solle so nahe Kontakte lieber meiden, ich käme sonst in ein falsches Licht. »

In der teilweise sehr heftig geführten Diskussion wird uns klar: Wir haben Angst davor, mißverstanden zu werden und als Leute zu gelten, die an Kindern oder Jugendlichen ihre sexuellen Bedürfnisse befriedigen; es passiert uns aber auch, daß wir Kolleginnen oder Kollegen verdächtigen, wenn wir sehen, daß sie mit einem Mädchen, einem Jungen freundlicher oder sogar zärtlicher umgehen als es üblich ist. Unsere Beziehungen zu den Heranwachsenden sind gestört. Wir wollen nicht lieblos sein - aber wir meiden körperliche Nähe aus Angst, unsere Beziehung könnte sich sexualisieren.

Seit über 20 Jahren arbeite ich mit jugendlichen Strafgefangenen. Sie kommen aus schwer gestörten oder zerbrochenen Elternhäusern, die meisten sind in Heimen aufgewachsen - das Gefängnis ist die Endstation jener Kinder, die zu wenig oder nicht die richtige oder gar keine Liebe bekommen haben. Untersucht man, welchen Stellenwert ihre Straftaten in ihrem Leben haben, dann gewinnt man den Eindruck, sie hätten sich rächen wollen für alles, was ihnen in der Kindheit angetan wurde: Vom Tag ihrer Geburt an waren sie unerwünscht, ungeliebt.

Ich weiß aus meiner Arbeit mit diesen Jugendlichen, daß sie nur dann eine Chance haben, ohne ständige Konflikte mit den Gesetzen zu leben, wenn sie eine Beziehung gegenseitiger Liebe finden, in der sie Versäumtes nachholen können und in der sie lernen, liebesfähig und arbeitsfähig zu werden. Die Liebe, die sie brauchen, muß allerdings sehr konkret - »fleischlich lebendig« - sein: Verständnis, ein freundlicher Blick, ein liebes Wort genügen nicht. Diese Liebe muß sich beweisen in Körpernähe, Wärme, Zärtlichkeit, Kuscheln und Knuddeln. Wer ist fähig, wer ist bereit, so viel Liebe zu geben?

Vor 11 Jahren - ich lebte damals in Berlin in einer Wohngruppe - wurde mir der 13jährige Ulrich gebracht, weil man hoffte, ich würde ihn aufnehmen. Ein Zimmer wäre frei gewesen - aber ich gestehe, daß ich den Jungen nur kurze Zeit ertragen konnte. Er war schwer schwachsinnig. Er redete unkonzentriert, ganz seinen Assoziationen folgend, daher. Er wich einem nicht von der Seite und benahm sich unbeholfen, läppisch.

Die Mutter vom Bahnhof Zoo: Herr Winter

Ulrich war seit seinem vierten Lebensjahr in verschiedenen Heimen gewesen. Vor vier Monaten war er abgehauen, und nun war er »auf Trebe« (er trieb sich allein auf sich gestellt herum). Sein Stammplatz war der Bahnhof Zoo. Er »arbeitete« als Stricher, teils, weil er dadurch Essen, oft auch ein Bett bekam, teils aber auch, weil es ihm Spaß machte, »Männer aufzureißen« (»Da fühl' ick mich ma so überlejen«, sagte er). Die Heimerziehung hatte nicht geschafft, ihm Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Er konnte nicht einmal die Uhr lesen. Dafür, daß er schon so lange unterwegs war, sah er erstaunlich gepflegt aus, und er war gut und sauber angezogen.

Was sollte ich mit dem Jungen machen? Ich kam darauf, ihn zu fragen, wo er am liebsten hingehen würde, ob er jemand kenne, bei dem er gern wohnen würde. Zu meiner Überraschung fing er sofort an, von »Mutter Winter« zu schwärmen.

Herr Winter war Hausmeister in einem großen Wohnblock. Die Jungen vom Bahnhof Zoo kannten ihn alle. Er hatte immer ein bißchen Essen für sie, man konnte bei ihm rumsitzen, während einem seine Maschine die Wäsche wusch, und auch zum Schlafen konnte man zu ihm kommen, sogar dann, wenn man keine Lust hatte, mit ihm zusammen in seinem Bett »zu schlafen«. Ich sagte mir: Wenn die Stricher diesen Mann »Mutter« nennen, kann er nicht schlecht sein.

Mutter Winter war bereit, Ulrich aufzunehmen. Das Jugendamt richtete bei ihm eine Pflegestelle ein, so daß er für Ulrich Pflegegeld bekommen konnte. Ich besuchte die beiden zweimal die Woche, um die Probleme zu besprechen, die zwischen ihnen entstanden.

Ulrich war vier Jahre bei Herrn Winter. Er zog aus, weil er angefangen hatte, sich für Mädchen zu interessieren, und das konnte Herr Winter nicht tolerieren. Aber bis dahin hatte Ulrich Riesen-Fortschritte gemacht. Er konnte - wenn auch nur sehr fehlerhaft - schreiben, er las einfache Texte, beispielsweise Comics, e r konnte die Uhr lesen, und er achtete beim Einkaufen darauf, daß das Wechselgeld stimmte.

Seit fünf Jahren arbeitet Ulrich als Hilfsarbeiter in derselben Stelle, und er ist wegen seiner Zuverlässigkeit sehr beliebt. Seit zwei Jahren ist er fest mit einem Mädchen befreundet. Die »Schwiegereltern« mögen ihn, und Ulrich ist auch gern bei ihnen. Wenn ich Ulrich heute besuche, sitze ich keinem Schwachsinnigen gegenüber, sondern einem Kerl, der sein Leben selbstbewußt und selbständig führt.

Ich kann diese Geschichte heute berichten, weil die Straftaten, die alle Beteiligten begingen, inzwischen verjährt sind. Ulrich und ich haben Glück gehabt. Ulrichs Vorteil war, daß er gut aussah und daß ihm Sex Spaß machte; so konnte er pädophil eingestellten Männern, die sich um ihn kümmerten, etwas zurückgeben. Wir haben Glück gehabt mit Herrn Winter. Aber sicher haben meine regelmäßigen Besuche positiv gewirkt. Denn Beziehungen zwischen Erwachsenen und Heranwachsenden leiden häufig darunter, daß sie sich tarnen und verbergen müssen. Ich war ein Außenstehender, vertrat kontrollierende Öffentlichkeit und war als eine Instanz akzeptiert, vor der Herr Winter bereit war, sich zu verantworten.

Ehe ich mich an diesen Beitrag machte, habe ich gelesen, was heutzutage von Wissenschaftlern über Pädophilie geschrieben wird. Ich stehe dazu in einem Widerspruch. Ich will die Pädophilie nicht austreiben, sondern ich frage: Welche Schäden fügen wir uns, vor allem den Kindern und Jugendlichen, zu, wenn wir eine Sexualisierung der Beziehungen zwischen den Generationen unter allen Umständen zu verhindern versuchen.

Konkret-Sexualität 1980, S. 33

Jörg Bopp

Niemand liebt mich so wie ich

Was ist eigentlich am Narzißmus so schändlich?

»Man muß sich selber lieben lernen mit einer heilen und gesunden Liebe: daß man es bei sich selber aushalte und nicht umherschweife. Solches Umherschweifen tauft sich »Nächstenliebe«: mit diesem Worte ist bisher am besten gelogen und geheuchelt worden. Und wahrlich, das ist kein Gebot für heute und morgen, sich lieben lernen. Vielmehr ist von allen Künsten diese die feinste, listigste, letzte und geduldamste. Für seinen Eigner ist nämlich alles Eigene gut versteckt; und von allen Schatzgruben wird die eigne am spätesten ausgehoben«

Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra

SCHON immer waren die Götter Feinde des menschlichen Narzißmus; denn er macht sie entbehrlich. Und wer verträgt schon jene, die einem bedeuten, man sei überflüssig!

Der schöne Narziß mußte sich gegen das aufdringliche Werben der Götter und Halbgötter wehren. In trotzigem Stolz Bebte er nur sich selbst und wies ihre lüsternen Annäherungsversuche zurück. Da die Götter glaubten, die Menschen hätten sich ihnen jederzeit als Lustobjekte hinzugeben, fühlten sie sich durch Narziß in ihrer Eigenliebe gekränkt. In hinterhältiger Rache banden sie die Liebe des Narziß an sein Spiegelbild, das er stets verzückt betrachten, aber nie in den Armen halten konnte. So bauten sie ihm einen Kerker aus seinen Träumen. Als sich Narziß verzweifelt das Leben nahm, waren die Götter zufrieden. Die Wunde, die er in ihren Stolz geschlagen hatte, verheilte.

Die christlichen Götter sind nicht mehr lüstern wie ihre antiken Kollegen, sondern gut. Sie verbreiten um sich jene Langeweile, die so oft von der Güte ausgeht. Den Mythos von der Bestrafung des Narziß nehmen sie indes begierig auf: »Ihm geschah Recht für seine Sünde«. Die christliche Religion zwingt die menschliche Selbstliebe in den Panzer, der aus den unerbittlichen Forderungen der Gottes- und Nächstenliebe geschmiedet ist. Die christlichen Kirchen betätigen sich als anti-narzißtische Abbruchunternehmen. Wonach die Menschen sich sehnen, Selbstliebe und zwanglose Verliebtheit in jene, die sie anziehen, wird ihnen verwehrt. Die Selbstliebe wird verboten und die Nächstenliebe verordnet.

Aber wer kann auf Befehl lieben? Und wer ist so grausam, solche Befehle zu erteilen? Nietzsche nannte das Christentum deshalb eine »Sklavenmoral«. Was freie Menschen wollen, wird ihnen untersagt; was sie nicht können, wird von ihnen gefordert. So entsteht jene Mischung aus ohnmächtiger Wut, Heuchelei, Schuldgefühlen und Selbstverachtung, die den Menschen den Wunsch zum aufrechten Gang nimmt. Das Christentum hat in uns allen seine Spuren hinterlassen, auch wenn wir gegen die Demütigungen, die es unserem Narzißmus angetan hat, rebellieren. Die Opfer der christlichen Liebesgebote treffen wir täglich in den Sprechzimmern der Psychotherapeuten.

Was die Religion weiß, ist auch den Herrschaftssystemen, die sie entwarfen und am Leben halten, nicht entgangen: Wer sich selbst liebt, schert sich nicht um Priester, Potentaten und Patriarchen; der ist abweisend gegenüber den Beteuerungen verschlagener Propagandisten, man tue alles doch nur zu seinem Besten. Er hört zwar an allen Ecken: »Wer sich selbst liebt, stürzt sich ins Unglück. Hör auf die, die dich besser kennen«; aber er weiß, daß es nur die Herrschenden sind, die sich den Hals brechen, wenn die Menschen sich ihnen nicht mehr ausliefern.

Wer an sich Freude findet, sehnt sich nicht nach der Unterwerfung unter Mächtigere und nicht nach der Unterdrückung der Schwächeren. Er benötigt nicht die sehnsüchtige Bindung an Propheten, die ihm versprechen, was ihm angeblich fehle: Selbstvertrauen und Unabhängigkeit. Wer mit Freude in seinem Körper wohnt, macht ihn weder zum Teufel des Heiligen Geistes noch zum winzigen Glied in den Marschkolonnen, die jubelnd an den Machthabern vorbeidefilieren. Wer seine Haut liebt, trägt sie nicht zum Markt. Mit rotzigem Narzißmus singen die »Ton, Steine, Scherben«: »Wir brauchen keinen starken Mann, denn wir sind selber stark genug. Wir wissen selber, was zu tun ist. Unser Kopf ist groß genug«.

Die moralische Abwertung. des Narzißmus tritt nicht nur in der plumpen Offenheit christlicher Religiosität auf. Sie hat sich heute auch in der geschickten Maskerade von Psychologie und kritischer Kulturtheorie versteckt. Hier kommt der Narzißmus nur als krankhaftes Verhalten in den Blick. Was man früher »schlecht« nannte, erhält heute das Etikett »krank«. Man verzerrt den Narzißmus zur lächerlichen Karikatur, indem man ihn mit Unreife, Infantilität, Phantasielosigkeit, Unterwürfigkeit, Leistungsverweigerung, Verwöhnung, Gefühlskälte und Liebesunfähigkeit verbindet. Was Zeichen eines krankhaft übersteigerten Narzißmus ist, wird zu seinem Wesen schlechthin gemodelt. Die heutigen Kinder und Jugendlichen erklärt man pauschal als narzißtisch gestört. Man sieht: die alte Feindschaft gegen die menschliche Selbstliebe hat ihre Garderobe auf den neuesten Stand gebracht.

Sigmund Freud hat einen Zugang zum Narzißmus freigelegt, der eine scharfe Absage an alle moralisierenden Herabsetzungen enthält. Wie er die Sinnlichkeit aus dem Sexualmuff befreite, so löste er die Selbstliebe aus der Tyrannei

der Nächstenliebe. Nun galt nicht mehr die Liebe zum anderen als »reif« und die Selbstverliebtheit als »unreif«. Hatte die christlich-bürgerliche Moral behauptet, die Menschen seien krank, weil sie sich selbst liebten, so stellte Freud diese Philosophie auf den Kopf: die Menschen werden krank, wenn man ihnen die Selbstliebe verwehrt. Was man früher für das Gift hielt, wurde nun zur Medizin. Der größte Feind der Liebe ist nun nicht mehr die Selbstliebe, sondern die Selbstverachtung.

So setzte Freud den Narzißmus als mächtige Triebfeder der Libido, die er als Einheit von Liebe, Sinnlichkeit und Sexualität versteht, in sein Recht: Der menschliche Libido-Haushalt ist von zwei Triebrichtungen bestimmt. Da ist der Narzißmus, auch »Ichlibido« genannt, der seine Sinnlichkeit, Sexualität und Liebe auf das eigene Selbst »mit Haut und Haaren« richtet; da ist die »Objektlibido«, die diese Wünsche und Strebungen auf andere lenkt. Jeder Mensch besitzt und benötigt beide Liebesmöglichkeiten.

Wie die Psychoanalyse zwischen unreifer und reifer Sexualität unterscheidet, so trennt sie den reifen vom unreifen Narzißmus. Eine menschliche Entwicklung gelingt, wenn das Subjekt es lernt, seine Liebe sowohl auf sich selbst als auch auf andere zu richten, wenn es lernt, für sich selbst zwischen beiden Liebesstrebungen ein ungefähres Gleichgewicht zu halten oder - wo es verloren gegangen ist - wiederherzustellen.

Freilich kann kein Mensch jeden Moment eine Balance zwischen seinen verschiedenen Bedürfnissen herstellen. Die Vielfalt der Gefühle und die anarchische Lust der Sexualität verführen uns ständig dazu, uns hierhin oder dorthin zu verlieren. Es sind die stoischen Weisen, die ständig auf dem goldenen Mittelweg hocken und dabei verschimmeln. »Gleichgewicht« meint nicht das ständige Mittelmaß der ereignislosen Langeweile. Es meint die Fähigkeit, heftige Ausschläge der Gefühle und der Sinnlichkeit immer wieder verkraften zu können, verschiedene Wünsche nebeneinander oder nacheinander ausleben zu können, ohne daß das Selbst zerfällt. Es geht darum, Unterschiedliches und Gegensätzliches genießen, ertragen und in die eigene Gefühlswelt integrieren zu können. Genau diese Fähigkeit nannte Nietzsche »heile und gesunde Liebe«.

In den psychotherapeutischen Gesprächen frage ich bisweilen die Patienten, ob sie ihr Gesicht und ihren Körper gerne im Spiegel anschauen. Meine Frage ruft oft Erschütterung hervor, sei es in Formen von Ärger, Blockierung, Wut oder Trauer. Die Frage ist schmerzhaft, weil sie den Finger in die tiefste Wunde legt. Im Laufe der Therapie stellt sich dann heraus, wie sehr die Patienten von kleinauf einer Demontage ihrer narzißtischen Bedürfnisse durch die Eltern ausgesetzt waren.

Die Eltern beuteten Ohnmacht und Zutrauen der Kinder aus, um die eigene schwache Eigenliebe zu verstärken, natürlich alles mit der öligen Rechtfertigung »wir meinen es ja gut mit dir« und zugleich mit der grausamen Forderung an das Kind, dafür auch noch dankbar zu sein. (In der Psychotherapie lernt man rasch, daß das Gegenteil von »gut« nicht »schlecht«, sondern »gut gemeint« ist.) Lehrer und andere Autoritätspersonen beteiligen sich später an dem Geschäft, das man gewöhnlich »Erziehung« nennt, aber nichts anderes zum Inhalt hat als das Schlagen von narzißtischen Wunden. Gott sei Dank, daß nicht wenige Kinder Taktiken des Überlebens entwickeln, die es ihnen ermöglichen, mit einigermaßen heiler Haut davonzukommen.

Wo das Kind über solche Taktiken nicht verfügt, wo sein Bedürfnis nach Eigenliebe durch die Bleiplatte der erwachsenen Einschränkungen - seien es ausdrückliche Verbote oder unausgesprochene Erwartungen - erstickt wird, entwickelt sich die grausame Philosophie: »Ich werde schlecht behandelt, weil ich ein schlechter Mensch bin; also geschieht mir Recht«. Als Trost entsteht der Selbsthaß. Was man jetzt liebt, sind die eigenen Mängel. So entwickelt sich der Problem-Narzißmus. In bestimmten Regionen hat man heute daraus einen regelrechten Kult gemacht. Aber die Verliebtheit in die eigenen Probleme trägt sich wie ein Gewand aus Stacheldraht: es stößt zwar jene ab, die bedrohlich werden können, zerstört aber die eigene Haut.

Wer sich selbst haßt, ist ein schlechter Liebhaber. Womit sollte er denn die anderen bezaubern? Er ist unersättlich in dem Wunsch, vom Partner eine Heilung seiner beschädigten Eigenliebe zu erhalten; er ist ständig mißtrauisch, ob der andere seine Komplimente auch ernst gemeint habe; er organisiert ständig Zerwürfnisse, um sich zu bestätigen, wie garstig er doch sei; er hat immer Angst, verlassen zu werden und dadurch seine notdürftig hergestellte psychische Balance für alle Zukunft zu verlieren.

Solcher Selbsthaß untergräbt die Liebe des anderen, weil er mit einer Last von Wünschen und Prüfungen beladen wird, die er nicht tragen kann. Es entsteht eine zerstörerische Spiralbewegung: die verletzte Eigenliebe führt zum Scheitern der Liebesbeziehung; dieser Mißerfolg beweist erneut die Liebesunfähigkeit und legt den Grund für neue Mißerfolge; um diesen kränkenden Erfahrungen zu entgehen, wird man zum Einsiedlerkrebs. Man lebt im Gleichgewicht einer verzweifelten Einsamkeit.

Nun will ich nicht der Mode verfallen, sich bei der Beschäftigung mit den menschlichen Wünschen nur auf die pathologischen Erscheinungen zu konzentrieren. Solche Problemlust gilt heute als Zeichen besonderer Kritikfähigkeit. Aufgabe der Psychotherapie ist es, die Libido zu befreien, und nicht, in endlosen Klagegesängen ihre Entstellung zu

bejammern. Deshalb muß sich die Psychotherapie, wenn sie nicht in eine dilettantische Nachahmung religiöser Bußpraktiken schlittern will, mit jedem säuerlichen Moralismus anlegen, welche theoretische Begründung er auch wählt.

Es gibt auch den reifen Narzißmus. Er führt nicht zu Scheitern und Verzweiflung, sondern zu Freude und Lust. In einer gelungenen psycho-sexuellen Entwicklung beleben sich Narzißmus und Liebe des anderen gegenseitig. Wer sich selbst liebt, erwartet nicht alles von den anderen. Er kann sich selbst geben oder anderswo besorgen, wozu der Partner nicht fähig ist. So muß der Partner nicht den Schutzwall gegen befürchtete narzißtische Katastrophen abgeben.

Jeder erlebt die Andersartigkeit der anderen nicht als abgrundtiefe Bedrohung, sondern als Herausforderung, um neue Erfahrungen zu machen. An die Stelle der Angst tritt die Erwartung, an die Stelle der zerstörerischen Zerwürfnisse tritt der Konflikt. Wenn man sich trennt, geschieht es nicht aus Selbsthaß oder aus Wut über ständige Überforderung, sondern weil sich die Interessen nicht mehr decken oder weil man sich schlicht langweilt. Schließlich ist neben der Selbstverachtung die Gewohnheit der größte Feind der Liebe.

Die wichtigste Aufgabe aller Sexualaufklärung ist es zu vermitteln, daß Sexualität Spaß macht. Auch der Narzißmus macht Spaß. Der Stolz auf die eigenen Fähigkeiten regt die Phantasie an. Die Freude an den eigenen Erfolgen gibt ein vitales Lebensgefühl, Die Bewunderung durch andere tut gut.

Die Lust der gemeinsamen Sexualität wird durch den Narzißmus gesteigert. Die ungehemmte Freude am anderen Körper verbindet sich mit der Freude, daß der andere auch meinen Körper genießt, die Haut, die Hände, die Muskeln, die Geschlechtsteile, die Erregungsfähigkeit. Und dazu kommt die Lust daran, daß er auch seinen eigenen Körper mag. Selbstgenuß und Genuß des anderen gehen ineinander über, steigern sich gegenseitig, geben der Lust ihre Kraft, ihre wunderbare Unruhe und den Wunsch, daß sie nie aufhöre. Ohne den Spaß an den Formen und Freuden des anderen *und* des eigenen Körpers reicht es nur zu einem Lüstchen. Wer seinen Körper nicht liebt, ist deshalb ein schlechter Verführer.

Konkret-Sexualität 1980, S. 36

Hermann Peter Piwitt

Liebe unterm Nierentisch

Vor Tagen stieß ich auf ein altes Foto von mir n einem Paß von 1953. Ich gucke darauf ziemlich schräge. Irgend jemand muß mich gezwungen haben, das ganze linke Ohr zu zeigen und dabei in Kamera und Sonne zugleich zu sehen. Trotzdem hat es mich, mildernde Umstände inbegriffen, erschreckt. Diese Mischung aus Hochmut und lauernder Angst in diesem langen unfertigen Kopf, der noch länger wirkt dadurch, daß er - Kotau vor dem Vater - bis über die Ohren hoch rasiert ist. Diese weichen gutmütigen Nasenflügel. Dieser aufgesetzte Zynismus in den Mundwinkeln.

Wie mühsam hier einer seinen Kram zusammenhält, daß er ihm nicht wegfliegt vor lauter Nerven, Schwärmerei und Verlangen nach Freundlichkeit. Mich ekelt vor diesem Gesicht mit all seinen Unvereinbarkeiten und gleichzeitig zieht es mich an. Es ist ein Gesicht zum Reintreten, in dem alles daran arbeitet, damit es nicht geschieht. Es ist eine Überlebensfassade. Und wenn ich es recht erinnere: ich wollte in jenen Jahren nichts als überleben, denn an 'leben' mit dem, wozu man uns hergerichtet hatte, war überhaupt nicht zu denken.

Damals, mit 18, als das Foto gemacht wurde, hatte ich noch nie eine Frau oder einen fremden Mann nackt gesehen; und daß es Homosexualität gab, dämmerte mir erst drei, vier Jahre später, als ich mir Nachstellungen nicht mehr anders erklären konnte. Ich verehrte ein Mädchen, das mit mir denselben Nachhilfelehrer in Latein hatte, und machte - zu singen nach dem Hauptthema des 1. Satzes aus Mozarts Klarinettenkonzert - einen Vers auf sie, in dem von einem Engelsbild die Rede war, das nicht von dieser Erde ist. Onaniert wurde nach andern Vorbildern: 'Thalysia', 'Triumph' ... Einmal, das war noch drei Jahre früher, schwor ich bei Gounods Faustwalzer, 14 Tage lang nicht zu onanieren.

Ich hielt es drei Tage durch; und als ich es wieder machte, tat ich dabei so, als schliefe ich, als geschehe es im Schlaf. Trotzdem fühlte ich mich anschließend schrecklich. Ich beschimpfte Gott; ich verlangte laut, wenn ich denn schon versagt hätte, solle er sich wenigstens zeigen und mich strafen. Daß er endlich den Beweis erbrachte, daß es ihn gab. Ich holte meinen Schwanz raus, stellte mich vor den Spiegel im Elternschlafzimmer und sprach das 'Vaterunser'. Nichts passierte. Wie auch. Gott, hatte ich zuhaus gelernt, ist 'in uns'; und mein Vater sagte: 'Wir spüren ihn, wenn wir abends durch die reifen Felder gehen, und es uns innen hebt' ...

Ein paar Jahre später: Ich hatte inzwischen den ganzen Nietzsche gelesen und die Sache mit Gott ein für allemal erledigt. Aber am Hals hatte ich - tant pis - nun Nietzsche, - und das alte Begehren, das immer wieder ins Leere ging. Ich drehte mich nachts zum Bettrand und ließ - damit Flecken im Laken mich nicht verrieten - alles die holzgetäfelte Wand hinunterlaufen. Aber auf dem weißgestrichenen Holz zog die farblose Flüssigkeit gelbbraune Schlieren.

Meine Mutter, wenn sie Betten machte, sagte, ohne aufzusehen: 'Hast Du wieder gespuckt?' -'Hast Du wieder geschwächt?', hieß es bei uns zuhaus', erzählte mir später Fuchs. Ob geschwächt oder gespuckt: Ich kann mich nicht erinnern, in den letzten drei, vier Schuljahren jemals richtig wach geworden zu sein. Es waren nicht nur die Schuldgefühle deswegen, es war die Onanie selbst, was mich so niederhielt. Dies immer wieder Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-Werden in einem Alter, wo man mit Macht aus sich heraus will. Da ist kein Echo, keine Bestätigung dafür, daß man lebt. Und ich bin sicher: Außer den Honoratioren-Söhnen am Ort, die schon Parties gaben, ging es allen in der Klasse so.

Ein ganz hübscher Kerl im Sommer 1955

Abitur. Der erste Kuß. Es war klar, daß man damit einander versprochen war. Die Brüder, die Eltern, alle hatten sie - Mutter wenigstens behauptete das - ihre erste Liebe geheiratet. (Mutter: 'Papa wollte eine saubere Frau'). Das Mädchen studierte Medizin und war ein paar Jahre älter. Und als Briefe ausblieben, lag ich tagelang wie tot herum und aß nichts. Ich sagte mir: So ist das also: Du hast Dich ganz gegeben und bist zurückgewiesen worden. Ich wollte eine Lehre daraus ziehen. Aber noch Jahre danach halste ich Mädchen immer wieder einen verzweifelten Haufen Mensch auf, erklärte das für 'Liebe' und sie dadurch für gebunden.

Woher die Verzweiflung? Daß es sinnvoll sei, nach dem Sinn des Lebens zu fragen, ist etwas, was man lernt ebenso wie die Antwort, die es damals darauf gab: Daß das Leben sinnlos, absurd sei ohne Gott, ohne den Glauben. Daß das Elend der Zeit, des Nazismus, des Krieges herrührte von der 'Glaubensarmut der Masse, die die alten Werte nicht mehr ernstnahm' (Sonntagsblatt 195 3), war eine öffentlich ausgemachte Sache. 'Oberhalb der Geschichte steht der lebendige Gott, und bei ihm lauten die Begriffe: Zorn und Strafe und Gericht und Schuld und Buße, aber auch Vergebung von Schuld und Barmherzigkeit und Läuterung und Wandlung.

Unterhalb der Geschichte steht der lebendige Mensch: Und bei ihm lauten die Ursachen des Geschehens: Glaubensarmut und Verfall der sittlichen Werte, Feigheit, Mutlosigkeit, Angst, Entleerung, Verlust der Mitte ...' Einer der einflußreichsten Ideologen der Zeit, der Oberkonsistorialrat und Bundestagspräsident Gerstenmaier, beklagte 'die Lösung des Menschen von seinem Urgrund und den Verlust seiner Eigentlichkeit in der Überrollung durch die Massen und ihre Mechanisierung'. Und von Ludwig Erhard stammte der Satz: 'Jeder ist seines Glückes Schmied. Die Umkehrung aber lautet: Das Unheil erwächst immer aus eigener Schuld.'

Und wir? Wir - das waren damals Becker und ich - wir waren zwar vom Religionsunterricht befreit und mußten die Stunde in einem leeren Klassenraum absitzen; aber, ausgeliefert den 'anonymen Mächten' außer uns und den 'dämonischen in uns' fühlten wir uns doch ständig vor die Instanz eines Gewissens zitiert, das völlig unbrauchbar war; denn es war bar jeden sozialen Wissens und jeder politischen Urteilskraft, allenfalls ein Instrument gigantischer Selbstquälerei.

Auf der Universität lernten wir es dann noch genauer: Daß das Leben ist, wie es ist, nämlich Sein, 'Sein zum Tode'. Daß alles vergeblich war. Daß nur eines blieb: Der freie Wille, in einer Welt ohne Ausweg unterzugehn wie Gary Cooper in 'Wem die Stunde schlägt' oder Joel McCrea in 'Sacramento'. Das war der Überbau. Und wir nahmen ihn für die Basis unbekümmert um diese. So lebten wir: gerade zwanzig, aber mit den letzten Dingen von der Hand in den Mund. *

Die Wirklichkeit war, daß wir überflüssig waren. Und das galt für die ganze Generation derer, die in den 50er Jahren erwachsen werden mußten, - soweit sie sich nicht einfach verwenden ließen; denn am Drücker waren andere: Dran waren die, die im Krieg gelernt hatten, wie man mit Hilfe eines Gasmaskenfilters Äthylalkohol gewinnt. Dran die alten Vermögen, die mit neuen Krediten schon längst wieder auf und davon waren. Dran sogar ein bißchen die, die in den ersten antifaschistischen Jahren nach dem Krieg wenigstens einen politischen Gegner hatten ausmachen können. Und dran natürlich all die alten Nazis, die kleinen und großen, die in den CDU-Staat bruchlos einbringen konnten, was ein Gerstenmaier nun als 'christliche Tugenden' pries: 'Pflichtgefühl, Hingabe, Opfermut, Ehrerbietung und Gehorsam'.

Für sie war er voll im Gange, der Oklahoma-Run auf die noch freien Terrains, die noch unverstopften Märkte. Und wir: Wir trauten dem Schwindel zwar nicht, aber besser wußten wir es auch nicht. Wir konnten weder vom Krieg erzählen noch hatten wir auf dem Schwarzen Markt eine müde Mark gemacht. Wir waren weder Juden noch öffnete uns der Ruf, welche umgebracht zu haben, gewisse andere Türen. Der 'rücksichtslose Materialismus' überall: Ja! Aber hatte man nicht mit Hitler ein für allemal abgeschlossen und war nun dabei, etwas Leidliches aufzubauen: Die Demokratie. 'Demokratie'?

in Hessen hatten 1946 sich 72% der Wähler für den Paragraphen 41 der Landesverfassung ausgesprochen, der die Überführung der Grundstoff- und Energiewirtschaft in Gemeineigentum vorsah. Worauf die amerikanische Militärregierung den Paragraphen streichen ließ. Im Mai 1947 drohte der US-Gouverneur Newman in einer Rundfunkansprache die Kürzung der Lebensmittelrationen allen jenen Arbeiterführern an, die weiter auf dem Paragraphen 41 bestanden. Und das hieß: Maul halten oder verhungern! Aber wo, in welcher hessischen Schule, wurde das gelehrt?

in der Gemeinschaftskunde lernten wir den Unterschied zwischen KG, AG und GmbH, von Kultur und Zivilisation, von Zweck, Selbstzweck und Sinn, von Staat, Gesellschaft und Gemeinschaft, und daß man sich nicht ungestraft außerhalb der letzteren stellt ... Und die Rebellionen? Auch die hatten schließlich andere gemacht. Die Leute vom 20. Juli zum Beispiel; denn von anderen erfuhren wir nicht. Und waren nicht auch sie gescheitert? Vergeblichkeit überall. Das Nichts allgegenwärtig, die Leere. Und niemand auszumachen, der daran schuld war, wenn nicht 'anonyme Mächte', das 'Dämonische im Menschen' im Menschen an sich. Und so kehrte sich all unser Überdruß und unser Ekel gegen das Leben selbst, und das hieß: gegen uns, die wir es in uns hatten, als 'Krankheit zum Tode', wie es damals hieß.

Sommer 1955. Das erste Semester in Frankfurt. Ich mußte inzwischen ein ganz hübscher Kerl geworden sein. Wenigstens bestehen Freunde und Bekannte darauf, zeige ich ihnen Fotos von damals. Ich sah das anders. In der Straßenbahn, im Bus glaubte ich mich von Blicken verfolgt. War das nicht blanker Spott? Ein Mann durfte damals gut aussehen, aber nicht hübsch sein. Ich wurde rot, wann immer mich jemand ansah. Was wußten die Leute von mir? Meine Schlechtigkeit? Die ewige Wichserei? 'Was war an mir? Roch ich? War ich schon dabei, wahnsinnig zu werden? Daß 'Apoll mich geschlagen hatte', wie es in den Büchern stand? Ich ging nicht mehr aus dem Haus, ohne mich vorher mit zwei, drei Schnäpsen zu beruhigen. Ich schrieb eine Geschichte, in der der Heilige Sebastian, von Blick-Pfeilen durchbohrt, an einer Straßenbahnhaltestelle zusammenbricht.

Stundenlang saß ich vor dem Spiegel. Und dann entdeckte ich es, dies ewige kindliche Lächeln in den Mundwinkeln, das feststand, fast spastisch, egal wie ich mich fühlte. Ich wäre damals gern Gerard Philipe gewesen. Auch er hatte immer so ein Lächeln um den Mund. Aber konnte ich reiten, fechten, Frauen damit erobern? Ich beschloß es wegzumachen. Ich zog die Mundwinkel mit Gewalt herunter und kräuselte die Stirn. Düster und männlich wollte ich aussehen. Daß sie mich endlich ernst nahmen. Daß sich endlich keiner mehr durch mich beleidigt oder zum Spott herausgefordert fühlte. Daß ich endlich meine Ruhe hatte.

Und einmal, an einem dieser schrecklich langen Sonntage, die ich zuhaus verbrachte, arbeitend womöglich (wenn das Wetter danach war) auf dem Balkon, und eine Frau von kaum dreißig war gegen über eingezogen, allein wie ich saß sie

jedes Wochenende am offenen Fenster und nähte an irgendetwas herum, - da ruft sie zu mir herüber: 'Du hast so wunderschöne blaue Augen!' Sie sang das, versuchte es zu singen, es war der Schlager der Saison damals; und dann winkte sie mir zu. Und ich: stehe auf, gehe ins Haus; mußte plötzlich weinen. Wie kann eine Frau sich so vergessen? Dachte ich.

Der Mann trägts raus, die Frau trägts rein

Die Frau gehört ins Haus. - Ein Mann soll sich vor der Ehe austoben, und eine Frau ist so klug, ihn in der Ehe an der langen Leine Zu halten. - Der Mann hat die Hosen an. - 'Laß die Finger von den Mädchen, solange du studierst!' - Ein Mann lebt, um etwas aus sich zu machen; eine Frau, um etwas aus ihm zu machen. - Ein Mädchen mit 'Vergangenheit' ist keine Frau zum Heiraten und soll dankbar sein, wenn sie einen Mann findet, der es gut mit ihr meint. - 'Die Frau besitzt die naturgegebene Anlage, erotisch treu zu sein, während die Mannestreue stärker in Pflicht- und Berufskreis in Erscheinung tritt als in der Erotik.' - Der Mann trägts raus, die Frau trägts rein ...

Die Geschlechtsmoral der 50er Jahre: teils - wie auch viele der politischen Maximen - aus dem Faschismus direkt übernommen, teils, mit christkonservativer Absegnung, noch weit hinter diesen zurückfallend. Das ist bekannt. Unterschlagen wird heute manchmal etwas anderes: Die uns eingespeicherten Weisungen erlebten wir als innere Stimme; aber sie hätten uns kaum so in die Irre geführt, wären sie nicht so leicht in Einklang zu bringen gewesen mit dem, was auch Mädchen an 'ewigen Wahrheiten' einprogrammiert war, - vorausgesetzt man erfüllte deren rücksichtslosen Versorgungsanspruch.

Diese sogenannten 'besseren' Mädchen: Sie konnten selten eine Kinokarte allein kaufen; sich an der Kasse anzustellen, überforderte sie. in einen Mantel kamen sie allein weder hinein noch hinaus. Man hatte sie 'auszuführen' - so hieß das damals - wie einen Hund. Ununterbrochen kam es darauf an, überlegen, selbstsicher zu sein. Und hatte sich eine wenigstens den Traum von Selbständigkeit bewahrt, dann träumte sie allenfalls davon, an der Seite des 1. Liebhabers vom Stadttheater das 'Kätchen' zu spielen. Vernarrt konnten wir in sie sein, gut. Aber wie konnten sie erwarten, daß wir sie ernst nahmen, respektierten?

Natürlich, es waren selbst wiederum Männer, die sich diese Daisy Ducks eingebrockt hatten. Und wer sich ein Haustier anschafft, soll sich nicht beklagen, wenn er es an den Hacken hat. Es gut abzurichten und zu versorgen, - darauf kam es an. Und wir, die Freunde und ich, akzeptierten das, wie wir überhaupt die Gebote und Verbote der Sexualmoral der 50er Jahre selbst dann noch akzeptierten und propagierten, wo wir glaubten, uns bohemehaft darüber hinwegzusetzen. Beziehungsweise, wo wir selbst am meisten unter ihnen litten; denn gegenüber dem Mann, der damals gefragt war, jenem dynamischen, unternehmenden, gern starkleibigen Typ mit Hornbrille und Bürstenfrisur blieben wir ja hoffnungslos im Hintertreffen.

Das Geheimnis der 50er Jahre: Vertrauen erwecken, damit sich ein 'anständiges' Mädchen auf seine 'Bestimmung' besann, dem Mann ein aufmerksamer Hintergrund zu sein. War das einmal erreicht, und die Frau unterm Daumen, notfalls durch Heirat und Kinder stillgelegt, dann war Polen offen und man konnte sich Affären erlauben, womöglich einen ganzen Harem. Und alles weitere lief dann nach dem Grundsatz des tollen Bomberg ab: 'Man erzieht seine Frau am besten, indem man sie vernachlässigt.'

Ich erinnere mich an G., mit der ich zwei Jahre lang 'ging'. Auf der Universität galt sie als 'Intellektuelle'. Aber die einzige echte Begeisterung, die ich, glaube ich, je bei ihr ausgelöst habe, war verursacht durch einen Brief, in dem ich in einem verzweifelten Versuch, sie zu halten, einen Zeitplan für die kommenden Jahre entworfen hatte: die und die Seminarscheine noch, dann die Doktorarbeit, das Examen spätestens 59, natürlich ein solider Job danach, und dann die Heirat ... Die Wirkung des Briefes hielt nicht lange vor: Sie verließ mich und die Uni und heiratete einen, der beruflich mit dem zu tun hatte, was in der Freizeit ihre Schwäche war: Das Theater.

Die Tulpe, die Schnecke, die Schnepfe und die dicke Brasch

Sie hatte das Richtige gemacht, im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Wie hätten wir auch Vertrauen wecken sollen? Wir hingen herum in gestopften Sachen und blankgescheuerten Velours und tranken den Wermut zu 98 Pfennig von Latscha; wir hatten selten mehr als 55 Pfennig für den Espresso und die 40 für die Viererpackung 'Rothändle'; wir jobbten, hatten sozialrebellische Stimmungen bei 'Sixteen Tons' und träumten dabei von einem 'besseren' Mädchen, das wir der Mutter vorstellen konnten, einem im Schneiderkostüm, hübsch, insgeheim heißblütig, von Natur aus treu, in Maßen gebildet und so gut wie ungebraucht, kurz, man mußte sich damit wirklich sehen lassen können, und zwar so, daß es immer schön im Hintergrund blieb.

Und einmal lag ich mit einem Mädchen im Bett, die zwar noch 'unschuldig' war, aber sonst keine dieser Voraussetzungen erfüllte. Schuh, mit dem Magert und ich damals in der Stadt herumzogen, hatte ihre beiden Freundinnen schon entjungfert.

Ich verspürte wenig Lust, bei E., die mir zugedacht war, dasselbe zu tun. Ich mochte sie, aber sie reizte mich nicht. Aber Schuh sagte: 'Jetzt oder nie, Freundchen. Willst du dich lächerlich machen?' In ihrem kleinen Zimmer kämpften wir über eine Stunde miteinander. Ich erinnere mich deshalb so gut, weil ich in der Zeit eine Langspielplatte mit Bach-Suiten genau viermal gewechselt habe. Ich sagte mir, dieser ganze Vorgang ist nur zu bewältigen, solange die Stimmung nicht erlischt. Endlich wehrte sie sich nicht mehr.

Als ich das kleine Platzen des Häutchens hörte, überkam mich für Sekunden ein Anflug von Zärtlichkeit, der schnell dem Gefühl des Stolzes wich, als ich bemerkte, wie sie feucht wurde. Sieh mal, dachte ich, wieviel Spaß sie hat, sie ist ja schon ganz naß! Und um mich unvergeßlich zu machen, zog ich die Sache schön in die Länge. Ja, daß sie geradezu wegzuschwimmen schien, spornte mich zu immer neuen Leistungen an ... Als ich endlich von ihr abließ, war sie ganz weiß im Gesicht. Weggeschwommen war sie - aber vor Blut. Das Laken, die Matratze, das Oberbett - alles war durchtränkt. Ich glaube, es war ein Mißverständnis, sagte ich.

Zwei Tage drauf trafen wir uns alle. Schuh fragte, was sie am Tag vorher gemacht habe. Sie habe den ganzen Tag gewaschen, sagte sie. Schuh lächelte herüber. Er schien zufrieden mit mir. Wie hatten wir das wieder gemacht?

Von Magert lernte ich, wie man eine Frau schlecht behandelte, damit sie Respekt bekam. Laß sie einfach mal hängen, wenn du merkst, sie zieht, sagte er. 'Geh einfach nicht zur Verabredung, ruf einfach nicht zur verabredeten Stunde an, sagte er, dem Grundsatz des tollen Bomberg getreu.

Mit einem Mädchen, das ich zu lieben glaubte, ist mir das nie gelungen. Liebe war für mich damals gleichbedeutend mit Nicht- allein-gelassen-werden; und Allein-gelassen- werden ist für jemand, der sich selbst nicht leiden kann, ein scheußliches Gefühl. Ich war ständig in Panik, mich einer Zuneigung versichern zu müssen. Ich verbrachte Nächte in kalten Hausfluren, um festzustellen, ob 'sie' auch 'wirklich treu' ist; ich konnte nie gehen, bevor nicht 'alles geklärt' war. (Die 'Versöhnung'!). Und ich kehrte zurück, zwei, dreimal die Nacht: so hielte ich es nicht aus, mit der Ungewißheit, sagte ich. Ich erinnere mich an Carla in Berlin: Ich glaubte sie müde und krank vögeln zu können, daß sie an allem anderen außer mir die Lust verlor.

Aber darüber müde und krank wurde nur ich. Ich schlug auf sie ein, als sie darauf bestand, etwas allein unternehmen zu wollen. Und erst beim drittenmal, als sie zurückschlug, ließ ich es. War sie nicht im Recht, wenn sie sich wehrte? Sie schwärmte für Remarque, für unsägliche Schauspieler; auf einem weißen Pferd wollte sie durch die Camargue reiten ... Sie hatte bestimmt nicht weniger Mist im Kopf als ich. Aber warum ging ich denn nicht? Warum hielt ich still, widersprach nicht, aus Angst sie zu verlieren? Und was sollte sie anfangen mit einem, der sich selbst nicht leiden konnte? Dann hatte sie wirkliche Affären, und ich dachte an nichts als die Blamage. Und das war fast schon wieder realistisch: Denn was galt ein Mann, der seine Frau nicht halten konnte? Er konnte einpacken; genauso wie eine Frau, die in der Clique rum war.

Aber das war schon Anfang der sechziger Jahre. Und es hatte auch nicht angefangen bei ihr mit diesem Gefühl wie beim Fahrstuhl-Abwärtsfahren, mit Herzklopfen und allem. Sie hatte ein Verhältnis mit einem Theatermann, als ich sie kennenlernte. Und als ich nach dem ersten Mal von ihr wegging, fühlte ich mich wie ein Student bei Schnitzler, der sich eben mit einer Näherin amüsiert hatte in dem Appartement, das ihr der Herr Graf eingerichtet hatte, d.h. ich glaubte, der ganzen Welt ein Schnippchen geschlagen zu haben. Und ich meinte, es könne nun immer so weitergehn. Denn eigentlich war sie doch eins von den 'schlechten' Mädchen, eins von den vielen zum Vernaschen, wie sie in der Clique kamen und gingen. Und sowas hatte bei uns gewöhnlich nicht mal einen Vornamen. Sie hießen 'die Tulpe', 'die Schnecke', 'die Schnepfe', 'die dicke Brasch'. Serviererinnen, Verkäuferinnen, Sekretärinnen, eben nichts zum Heiraten.

Wieso bin ich von Carla trotzdem nicht losgekommen? Wieso, fragte ich mich, dankt sie es mir nicht, daß ich sie gut behandelte, obwohl sie ein 'Mädchen mit Vergangenheit' war? Wieso schaffte ich es nicht, sie soweit unter den Daumen zu kriegen, daß ich mich auch mal verschnaufen - und anderweitig amüsieren konnte wie die andern auch? Wieso vergalt sie meine Anhänglichkeit nicht mit Demut und ließ mir selbst alle Freiheiten, von denen ich, nach Hunderten von Vorbildern, wußte, daß ein Mann ein Recht auf sie hatte? Wieso bestand sie auf dieser hurenhaften Selbständigkeit, die mich am Tag abstieß und nachts hörig machte?

'Sieh dich an', sagte Magert, 'Du bist nichts, du hast nichts, - und willst einen Vamp zum Muttchen machen. Guck sie dir doch an: Soll das einmal die Mutter deiner Kinder sein? Und dann: Warum diskutierst du mit ihr soviel? Kein Wunder, wenn sie auf Gedanken kommt. Guck mich an: Ich stoß jetzt alles ab und dann geh ich nach Frankfurt zurück und such mir eine Frau zum Heiraten.'

Das Heiraten brach wie eine Seuche aus

Und so passierte es, fast wie auf Verabredung: Man trennte sich von den MTA's, den Buchhändlerinnen, weiß Gott nicht im Zorn aber man heiratete nicht in der Clique, das könnte später Anlaß zum Gerede geben, zum Spott von Vorgängern ... Ein Anzug zum Vorstellen wurde gekauft, vielleicht fürs Examen ... Und eine Frau fand sich, gebildet, nicht unansehnlich, aber

vor allem von tadellosem Ruf, und sogar ein bißchen Geld war da ... Wir waren damals noch nicht dreißig. Und das Heiraten brach wie eine Seuche aus. Nicht jeder traf es so gut wie Magert. Mancher wie Schuh erwischte gerade noch den letzten Zug. Aber überall wurden nun Nester gebaut, Kinder gezeugt.

Und plötzlich fand ich mich allein in einer Welt von Paaren. Da war der Regisseur mit der einstigen Regieassistentin, die ihm ein Kind schenken wollte. Der umschwärmte Hobbykoch - und die Frau, die ihn alltags bekochte. Die junge Erbin, die nicht leben konnte ohne den Rächer der Enterbten, der gut von ihr lebte. Der Architekt mit dem früheren Model, die jetzt sein Leben vorführte. Und die einstige Pianistin verabschiedete sich früh ('die Kinder sollen nicht ohne Aufsicht bleiben') von ihrem Mann, dem Juristen, der von sich selbst sagte, daß er nichts sei ohne sie, die vielseitig gebildete Frau, Trägerin eines großen Namens ...

Und ich dachte: Sind die alle wahnsinnig geworden? Daß alles umsonst gewesen sein sollte, die Lehrjahre des Gefühls? Daß alles damit sein Ende haben sollte, noch bevor einer richtig erwachsen geworden war? Natürlich ging es nicht lang gut, wenigstens bei den Freunden nicht. Das Nest war gebaut. Die Altbauwohnung renoviert. Noch die Stuckrosetten an der Decke bunt bemalt. Man begutachtete gegenseitig den Fortgang der Ausstattung. Man führte einander Familie vor und machte Pärchenfront gegen Freunde, die 'noch nicht zur Vernunft gekommen waren'; denn sie erinnerten insgeheim an die eigenen unterdrückten Wünsche und Zweifel.

Dann kam das erste Kind. Das heißt nicht bei Magert. Er hatte sich mit seiner Frau nach draußen vor die Stadt zurückgezogen. Sie lasen sich gegenseitig Gedichte vor, klassische Romane. Und trinken tat er nur noch auf dem Weg zum und vom Büro. Alles schien er richtig zu machen. Und noch in der Technik, wie er seine Frau zuhause stillegte, als er dann wieder aushäusig zu werden begann, bewunderte ich ihn. Wollte er zum Beispiel, allein, zum Abstauben auf eine Party, verstand er es, sie ebenso intensiv um ihre Begleitung zu bitten wie er ihr den zu erwartenden Abend in düstersten Farben schilderte; so daß sie am Ende, im Glauben seiner Liebe ganz sicher zu sein, froh war, nicht mitgehen zu müssen.

Aber er war längst in die eigene Falle gegangen: Kamen sie einmal gemeinsam in die Stadt, wurde der Stadtteil, wo seine Geliebte wohnte, weit umgangen. In einer Zweizimmerwohnung mit Küche und Bad glaubte er mit seiner Frau leben zu können wie ein Bauer mit Großfamilie im 19. Jahrhundert. 'Beruf? Geld verdienen?' sagte er, 'das hat meine Frau nicht nötig.' Aber so, wie er sie unselbständig, hilflos und vor der Außenwelt versteckt hielt, band er sich über sein schlechtes Gewissen nur umso hoffnungsloser an sie.

Wie konnte er so ein hilfsbedürftiges Wesen je allein lassen? Er schrieb nicht mehr, er hörte nicht mehr auf zu trinken. in Frankfurt war er manchmal nachts betrunken in den Main gesprungen, wenn er Lust dazu hatte. Er hatte in der Boxstaffel der Universität geboxt. Und wenn ihm danach war, legte er sich mit einer Flasche Rotwein im Enkheimer Wald ins Laub und schlief. Essen - für Stumpfsinnige Inbegriff des Sinnlichen - hielt ihn, so schien es, nur vom Leben ab. Ein paar Spaghetti ohne alles, eine Schnitte, eine Currywurst im Stehn ... Wie konnte so einer etwas falsch machen?

Als er dann Hilfe brauchte, steckte ich selbst wieder einmal so sehr im Dreck, daß ich es nicht merkte. Und als ich es merkte, gab er kein Zeichen, das mich ermutigt hätte, auf ihn zuzugehn. - Dann ist er gestorben, durch einen Unfall, aber in einer Verfassung, in der er kaum noch einen andern Ausweg als den Tod wußte.

In der Jugendsendung des ZDF 'Alles klar?' werden in diesen Tagen Eltern und ihre halberwachsenen Kinder mit beider Problemen konfrontiert. Befragt, ob ihr 16jähriger Sohn sich mit seiner Freundin allein auf seinem Zimmer aufhalten könne, antwortet eine, Mutter: 'Ja, aber ab und zu verschaffe ich mir unter Vorwänden Einlaß: ich frage, ob die Kinder noch etwas möchten. Ob sie mir schnell mal helfen könnten. So behalte ich eine gewisse Kontrolle, daß nichts passiert. Also kein absolutes Verbot mehr. Daß die 'Kinder' heute drei, vier Jahre früher anfangen, und daß sie daran nichts mehr ändern kann: soviel hat diese Frau, die in den 50er Jahren aufwuchs, mitgekriegt. Aber noch in der Art, wie sie den Schein wahrt, drückt die alte Sexualmoral durch.

In derselben Sendung warf ein 17jähriger seiner Mutter vor, daß sie ihm keine Stereoanlage kaufen wolle. Aber statt, daß sie ihm antwortet, wieso er sowas brauche, ob er schon taub, ein Greis sei, daß er solche Krücken nötig habe, sagt sie: 'Das haben wir in deinem Alter auch nicht gehabt.' - Ewige Wiederkehr des Gestrigen?

Der Todesporsche von James Dean rast immer noch

Ich bin heute über vierzig. Ich schaue in Gedanken auf die kleinen Monster zurück, zu denen man uns fix- und fertiggemacht hatte, bevor man uns aufeinander losließ. Und ich fühle mich gut dabei. Ich habe keine Schuldgefühle. (Aber auch keine Schadenfreude darüber, daß das Elend für die Männer Anfang der siebziger Jahre erst richtig begann, als ich meins schon hinter mir hatte.) Die Boheme mag verzweifeltere, verkümmertere, exzentrischere Blüten treiben; aber das Unbürgerliche ist nur eine Ausbuchtung des Gutbürgerlichen, nicht seine Negation. Die Maximen sind die gleichen. Und wo und wie wir einander in Mitleidenschaft zogen, waren wir der Normalfall.

Das Gefühl, mit den schlechten Verhältnissen in Gleichklang zu leben, das unwiderstehlich macht: vielleicht war es das, was uns fehlte. Es ist leicht, eine Frau nicht zu schlagen, wen man über sublimere Mittel verfügt, sie zu ihrem eigenen Hintermann zu machen. Aber wir bestätigten weder das Bestehende noch stellten wir es auf den Kopf, - wir haderten höchstens mit ihm. Und das ist nicht besser.

Was ist besser? Sind die besser dran, die heute 15 bis 25 Jahre alt sind? Ich möchte nicht mit ihnen tauschen. Gewiß, der Sex ist für sie nicht mehr das Problem, das er für uns war. Sexualität und Moral reimt sich nicht mehr selbstverständlich zusammen. Und Enthaltsamkeit predigen als Mädchentugend, die mit Ehe belohnt wird: Welche Eltern stehen schon gern als unmodern da? Womit ganze Generationen auf das Ertragen von wirtschaftlichem Mangel und Genußaufschub hin gedrillt wurden, Sündenbewußtsein, Schuldgefühle, Scham, Selbstverleugnung: 'Werte' wie diese sind nicht mehr einfach zu mobilisieren, wo die Supermärkte und Charterflugzeuge voll sind und die Pille leicht zu haben.

Ist der Sex, oder sagen wir ruhig: die Lust am Leben, deshalb für die neue Generation *kein* Problem mehr? Jedenfalls ist er nicht mehr die Hoffnung, die er noch für die 68er war. Genauer: von den 'anonymen Mächten' von heute, dem drohenden ökologischen Kollaps, dem 'Rädchen-im-Getriebe-Schicksal', den Datenbänken erscheint nicht einmal mehr der Sex noch als Hoffnung. Der Traum von vor 13 Jahren, die entfesselten Triebwünsche könnten den Kapitalismus zu Fall bringen. Und nun stellt sich heraus: Sie können (schön im Rahmen von Saunaclubs, Pornoshops und Kleinfamilien, versteht sich) gar nicht entfesselt genug sein, damit der Laden läuft.

Ist der Sex aber schon keine Hoffnung mehr, so gehört er doch noch zu den überall gegebenen Glücksversprechen wie Ibiza, Stereoanlage, Drogen, Poona und Selbstmord: 'Der Todesporsche von James Dean rast noch immer durch die Zeitschriften, in Schwarzweiß oder in Farbe. »Ich achte den Tod. Er ist das einzige, was den Menschen adelt«, sagt James Dean'. (Aus 'Starrer Ablauf' von Siegfried Wollseifen, Jahrgang 44.) James Dean: Da ist sie wieder, die Todesmelodie der 50er Jahre. Die lustvolle Zerstörungswut des Einzelnen gegen sich selbst, wo ein politischer Gegner, ein Feind, ein Verantwortlicher außerhalb von einem selbst nicht haftbar, für die meisten nicht einmal mehr dingfest zu machen ist; wo die Rebellionen, wieder einmal, 'die andern' (vergeblich!) gemacht haben, und der Sozialismus, wieder einmal, keine 'wahre Alternative' ist.

Und so hängen sie denn, wieder einmal, in der Gegend herum und schreiben an Mauern: 'Was ist der Sinn des Lebens?'. Als ob Sinn etwas wäre, auf dessen Lieferung frei Haus wir einen Anspruch hätten, wenn wir nur lange genug auf der Warteliste gestanden ha en. 'Wozu lebe ich eigentlich?' Als ob das eine naturwüchsige Frage wäre und nicht eine, die man zu stellen lernt, nachdem alle andern Fragen niedergemacht wurden? 'Langweilig!' lese ich mit schwarzem Filzstift auf eine Bank im Hamburger Jenisch-Park geschrieben, und ich sehe sie vor mir, die Schreiber, zwei, drei Freunde, vielleicht ein Mädchen dabei, und ein paar Flaschen Bier im Mantel, an einem dieser nicht endenwollenden hinfälligen Sonntagnachmittage wie damals.

Nein, ich möchte nicht mit ihnen tauschen. Höchstens ein paar Organe, vielleicht das Herz, die Leber.

(Ist ein Kapitel aus einem im Entstehn begriffenen neuen Buch mit dem Titel »Der Selbstmörder fragt nach seinen Auftraggebern«.)

Konkret-Sexualität 1980, S. 42

Caroline Fetscher

In meiner WG

Abends zieht Mona ihren roten Rock an: »Du, ich geh' jetzt zu Klaus, oder zu John, mal sehen, wer das ist. Ich hab' wahnsinnige Lust auf einen Mann.«

Die Tür klappt, Mona rauscht raus, ab mit der U-Bahn ins Studentenwohnheim. Insgeheim beneidet sie mich. Insgeheim beneide ich sie.

Denn ich bin auch verrückt nach Sex, so verrückt. Aber ich bin verliebt. Dann kann ich nicht »rumvögeln«, sondern sitze auf Eis, wenn der andere nicht will, der Typ, der Mann. Selbstbefriedigung bricht dann höchstens ein kleines Leck in den Staudamm, der Strom kann nicht fließen. Diese Geilheit ist für mich manchmal nur Horror und Nervenflirren, verschwitzte, zappelige Unzufriedenheit. Wenn ich nachts auf der Reeperbahn entlanglaufe, vom »Cuneo« oder aus einer unserer Nachbarwohngemeinschaften komme, möchte ich mitunter stehenbleiben, wo die Nutten warten, .und mir einen Freier am Ärmel greifen. Ich denke mir die tollsten Geschichten aus. Aber ich kann nicht, es geht nicht. Dreimal verflucht, der geliebte alte Kerl mit dem gebrochenen, ironischen Blick und der Wampe voller Angst und Mißtrauen.

»Du krepierst noch als Romantikerin«, prophezeite mir Hermann. »Du wirst noch wegen Herrn Andersen ins Wasser gehen!« Quatsch! Ich könnte schreien. Und Valium und Kaffee und Zigaretten und Kopfweh, eine Krankheit nach der andern, keine Träne, kein Fernsehen, keine Zeitung, kein Radio, keine Musik, ich geh nicht mehr weg, ich schließ mich zuhause ein. Jedes Telefonklingeln elektrisiert die ganze Wohnung.

Mona sagt, sie wäre gern richtig verliebt. Diese Krankheit wünsche ich niemandem. Nach fünf, sechs Monaten mache ich langsam die Tür wieder auf, um es mal wieder zu versuchen. Mit Kurt. Es ist tierisch schön, es ist warm und lustvoll. Ich bin immerhin beruhigt, daß ich auch noch zu anderen Männern Lust habe. Aber bereits nach zwei, drei Nächten ist es morgens neben dem andern ein Katzenjammer, weiter nix. Also ich vergeude doch nicht Fantasie und Zärtlichkeit an einen, den ich nicht ... nicht? Liebe? Was denn? So hilflos?

Ich bin zweiundzwanzig. Früher, als ich Zärtlichkeit wollte und mit zusammengebissenen Zähnen Männern ihren Orgasmus verschafft habe, damit sie bleiben, da habe ich mir gewünscht, selber Lust dabei haben zu können. Nach tausend Versuchen, viel Frust, Theweleits »Männerphantasien«, vielen Gesprächen mit Frauen, Freundinnen, ist es inzwischen so: Ich habe oft große Lust. Das ist toll, ja, aber was ist nun damit? Ich bin verliebt. Lust bei Frauen macht Männern Angst. Meine Lust macht mir Angst.

Mona ist mit ihrer Triebökonomie nicht Zufrieden. Christiane hat sich alle einundzwanzig Jahre ihres Lebens verweigert, und außer zwei Küssen »nichts gehabt«. Christian und Markus halten sich an Wein, Bruckner und Schach, obwohl sie sich wahrscheinlich lieben, die weisen zweiundzwanzigjährigen Greise mit Adorno, Reich, Marx, Freud in den Köpfen.

Hilflos sind sie alle, und alle allein mit ihrem Sex. Wenn ich von »unserem« Sex, also dem der Leute um die zwanzig herum schreibe, fallen mir Bilder ein, Bilder aus Wohngemeinschaften, aus dem Büro. Lebensbereiche, in denen ich mich jetzt zurechtfinden muß. Disharmonische Eindrücke. Leute suchen nach Lust und festen Beziehungen, nach Vertrauen und Sex und tappen dabei ziemlich im dunkeln.

Ich glaube, daß es heute noch viel weniger als vor zehn, zwölf Jahren »das Geschlechtsleben der jungen Leute« gibt Liebe, Treue, Eifersucht, Besitzansprüche - alles Quark! Sex ist politische Energie, wir sind Gruppenwesen, alle sollten mit allen, wer zweimal mit derselben pennt ... « So wird uns heute der 68er-Mythos angedreht, jedenfalls denen, die Gelegenheit haben, mit den sagenhaften Veteranen in Berührung zu geraten. Aber damit ist längst Schluß. So verfahren, zersplittert, ratlos, wie sich die Revolte aufgelöst hat in K-Gruppen, resignierte Individualisten, Anpasser, Grüne, Rote, Gelbe, tutti frutti, so hilflos sieht es eben in uns aus.

Das ist noch übler und ernster, als es hier klingt. Ich flachse über die Angst weg, oder sogar über Verzweiflung. Oft scheint auf dem Gebiet Sex ähnlich wie auf dem Gebiet Politik, Unsicherheit überhaupt die einzige Gemeinsamkeit der Jugendlichen, von Studenten bis zu Lehrlingen und Hauptschülern zu sein. Überspitzt gesagt: Wir wissen genausowenig miteinander umzugehen, wie wir wissen, wen oder was wir wählen wollen.

Wer nicht als Akademiker mit dem Kopf fliehen kann, wobei er sich eine bleischwere Hirnlastigkeit einhandelt, der taucht wochenends als einsamer Narziß in der Glitter-Disco unter, hascht, oder flüchtet, wenn er risikofreudiger ist, ein paartausend Kilometer weiter, nach Indien, Kalifornien.

Letztes Jahr, in unserer vorigen Wohngemeinschaft, lebten Mona und ich unter anderen mit Hark und Susanne zusammen. Das war in einer riesigen Mietskaserne aus der Gründerzeit, abbruchreif, verwahrlost und verschmuddelt. Dieses Haus am

Berliner Tor in Hamburg ist bis unter den obersten Dachbalken an Wohngemeinschaften vermietet, an »junge Leute« zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren. Hark und Susanne waren typisch für das Haus, ihre Beziehung typisch für die Atmosphäre in den WGs dort.

Hier habe ich zum erstenmal erlebt, was ich für »offenen Sex« hielt. Hier gab's weder das prüde, calvinistische Nacktsein der Familie (»Wir haben doch nichts zu verbergen!«), noch die verschämte und unerotische Nacktheit giggelnder Weiber im Mädchenhaus vom Internat, wo zu große oder zu kleine Brüste vor Rivalinnen versteckt wurden.

In der Badewanne, bei offener Tür, mitten am Tag, mitten im Sommer vögeln Hark und Susanne unter Gelächter und Geplätscher und lautem Geschnaufe. Das klingt so verrückt, daß es eine helle Freude ist. Sie sind frisch verliebt, Hark ist neunzehn, Susanne zwanzig und sie vögeln - ja, ich glaube den ganzen Tag. Einfach immer. In den ersten drei Wochen der Freundschaft scheinen sie überzufließen.

Hark, der aus einem sterilen Kleinbürgerhaushalt in Steilshoop kommt, kassiert Arbeitslosenhilfe. Susannes geschiedene Mutter hat einen Zigarrenkiosk und kann ihre Tochter nicht unterstützen. Susanne läßt sich in dem deutsch-türkischen Kindergarten, in dem sie arbeitet, krankschreiben, und so haben Hark und sie wochenlang Zeit, es immer nur und immer wieder zu treiben. Hark schafft an keinem Morgen den Gang aufs Arbeitsamt.

Abends komme ich miesgelaunt aus dem Büro des verhaßten Verlages. Dann freue ich mich auf meine vier, fünf Mitbewohner. Ich finde Hark und Susanne toll, ich beneide sie. »Leg dich doch zu uns!« fordert mich Hark auf, wenn ich aus dem Bad komme und tropfnaß an der Tür der beiden vorbeilaufe. Ich kann nicht, sie sind mir unheimlich, und auch in dem Sommer bin ich hoffnungslos missionarisch verliebt in einen verklemmten Büromenschen.

Einmal sitzen Susanne und ich, ausnahmsweise alleine, auf unserem winzigen Balkon über der Industrie- und Betonlandschaft Rothenburgsort in der Sonne. »Susanne, hast du eigentlich immer, wenn ihr miteinander schlaft, einen 0 gasmus?« frage ich sie. Jetzt möchte ich's doch wissen. Nee, hat sie nicht, gesteht sie. Fast nie, eigentlich nie. Und sie traut sich auch nicht, es im Bett mal anders zu probieren, als es Hark Spaß macht. Sie will ihn nicht verlieren, und sie sagt außerdem: »Ja, es stimmt, ich hab' Bock auf die Macht über ihn.«

Hark wird ihr immer mehr zum abhängigen Sohn. Sie reden selten über sich, und wenn, dann redet Susanne, die Schlauere. Übersatt aneinander schlafen sie nach ein paar Wochen jeder mal mit jemand anderem. Aber schon am Morgen drauf, beim Wiedersehn am Frühstückstisch in unsrer Küche fallen Hark die Tränen aufs Marmeladenbrot, und sie umarmen sich wieder, Hänsel und Gretel.

Wie in einem schlechten Kiez-Film

Fortan leben die zwei wie die Eichhörnchen im Nest, eng, immer noch Tag und Nacht zusammen, aber ohne den exzessiven Sex, der scheint verbraucht, und Haschisch nimmt seinen Platz ein.

Nach einer Heroin-Razzia im dritten Stock kriegen sie Schiß. Hark will endlich Geld verdienen. Sie wollen raus aus Hamburg. Sie hassen sich, brauchen sich, können nicht allein sein. Susanne wird chronisch krank und fliegt aus ihrer Stellung. Während sie zuhaus im Bett liegt, lädt Hark am Hafen Fernseher aus, und als das Geld reicht, fliegen beide nach Indien. Nach Poona. Neulich bekamen Mona und ich eine Postkarte, Susanne hat sie geschrieben: »Trotz all der Pracht und Wärme sind wir leider oft häßlich zueinander. Aber Alleinsein will keiner von uns. Das Geld ist alle, wir kämpfen uns durch.«

Ich habe mich dran erinnert, wie Susanne mir, auch an dem Tag auf dem Balkon gesagt hatte: »Natürlich will ich die absolute Frau sein. Die Superfrau, die immer kann und irre zärtlich und sexy ist. « Vielleicht ist der verquere Leitungsanspruch die einzige Erinnerung an die Parole vom freien Sex aus der »sexuellen Revolution« vor zehn Jahren?

Angela und Michael, beide neunzehn Jahre alt, sind nach Hark und Susanne in unsre Wohnung gezogen, als sich die Wohn»gemeinschaft« grade auflöste. Michael dealt, Angela jobbt. Beide machen keine Ausbildung, keine Lehre, sind an gesellschaftlichen Verhältnissen, mal abgesehen von Haschpreisen, völlig desinteressiert. Es kotzt sie alles an. Als erstes malen sie in unserer Küche ein großes schwarzes »A« im schwarzen Kreis an die Wand: »Es steht für Freiheit!« grinst mich Michael an. Freiheit?

Auf einer Fete im dritten Stock, bei fünf Seeleuten von den Philippinen, die nur ein paar Monate im Haus wohnen, bekommt Michael Lust, mit einer Freundin eines der Kerle zu vögeln. Er bietet dem »Halter« der Frau Angela zum Tausch: »Geh rauf in den Fünften, da kannste meine Freundin haben!« Im Suff hatte der Seemann Angela dann bald vergewaltigt, da kommt Michael dazwischen, der sich unten vergnügt, sich dann aber auf seinen Alleinbesitzanspruch auf Angela besonnen hat. Die beiden prügeln sich so, daß Flur und Küche tags darauf aussehen wie aus einem schlechten Kiez-Film. Spiegelscherben und der Inhalt eines umgekippten Regals am Boden. Chaos.

Den ganzen nächsten Tag sitzt Angela apathisch mit einem blauen Auge in ihrer Zimmerecke, und die Männer lassen sich nicht mehr sehen. Sie möchte nicht zu Mona und mir kommen, um sich auszusprechen: Sie kann gar nichts sagen. Und sie gibt niemandem die Schuld, es muß in ihren Augen einfach so sein, so war es zuhause, so geht es weiter, sie ist eben leider eine Frau.

Angela und Michael sind immer noch zusammen, und üben unterm Anarchostern die perfekte Fortsetzung der Verhältnisse, in denen sie unterdrückt wurden. Das ist für mich noch erschreckender als die Flucht von Hark und Susanne, wenn zwei Leute in einer Beziehung nur die alten Gleise befahren.

Angela und Michael waren dumpf unglücklich. Susanne und Hark verzweifelt, kindlich, mit einer Ahnung vom Widerspruch zwischen ihrer Vorstellung von »freier Liebe« und der zerstörerischen Wirklichkeit um sie herum und in ihnen. Sublimateure, Studenten wie Christian und Markus können ihr Unglück formulieren, sich wenigstens im Kopf mit Neuem, mit Experimenten befassen, um dann allerdings die Überfülle an belastender Erkenntnis mit Wein wegzuschwemmen., Das sind Privilegien, auch wenn's zynisch klingt. Dazu braucht's Zeit und Geld und Ausbildung.

Am meisten Angst habe ich jedenfalls vor alten Gleisen, vor den verquälten, menschwidrigen Verhältnissen, die einfach übernommen werden, wie von Angela und Michael das Ehemuster ihrer Eltern. Oder die mittelständische Beziehungsdiplomatie im Bürolife.

Im Verlag machen sie auch in meinem Alter schon dabei mit und fügen sich

nicht nur in die entwürdigende MännerFrauen-Hierarchie, sondern spielen alle die alten Versteck- und Verbrämspiele mit. Es geht im Büro nur um Sex. Aber Sex ist nie offenes Thema. Sex wird vermittelt übers Telefonkabel, über schlüpfriges Klatschen und Protzen. Die Mechanismen sind: Klammern, Beherrschen, Fixieren. Für Männer heißt das: Lochen und abheften, für Frauen: Zusammenrechnen und aufs Attraktivitätskonto gutschreiben. Es gibt entweder abwaschbare Romantik oder funktionalisierte Geilheit.

Als ich von der Uni ins Büro kam, waren mir die Spielregeln rätselhaft. Wie in aller Welt gehen die hier miteinander um? Sonst kapier' ich oft schnell. Hier brauchte ich praktisch kalkulierende Kolleginnen, die mir beigebogen haben, wie es »abläuft«.

»Du mußt dem Kerl auch mal absagen«, raten mir die erfahrenen Weiber, die die Büromacker, ihre angstzersetzten Gehirne, Eitelkeiten und Unfähigkeiten kennen. Paß auf, sagten sie mir. Wenn der dich anruft - und du hast den ganzen Tag auf den Anruf gefiebert - dann sachste: Tut mir leid, Karl oder Kurt, oder wer auch immer, ich hab' grad Besuch ... Ich ruf dich in drei Stunden zurück. Und du rufst zurück, aber erst nach drei Tagen, sagst: Ach, ich hab' das neulich völlig vergessen, ich hab' drei so verrückte Tage hinter mir, es ging alles drunter und drüber. Aber wollen wir uns nicht mal wieder treffen? Das ist der Test. Wenn er das zwei Wochen lang ohne mit der Wimper zu zucken mitmacht, dann kannste ihn vergessen. Wenn nicht, kriegst du ihn kirre genug, und er ist fällig.

So sollte man, sagen sie, und so wär das richtig, und so bringstes zu was. Aber ich würde lieber sagen: Ich will dir nichts vormachen, keine Geschichten erfinden, es sei denn, wir erfinden sie zusammen und aus Spaß am Erfinden. Ich mag dich, und die Manöver kenn ich, und find' sie widerwärtig, und wenn es gut sein soll, dann braucht man sie nicht.

Aber was ist gut? Ich weiß es nicht. An Utopien zu denken, sprengt das Bewußtsein, ich muß hier und jetzt klarkommen. Ich kenne nirgends Verhältnisse, menschliche, sexuelle, die mich so begeistern, daß ich sagen wollte: Das sind neue Formen und Wirklichkeiten von freien und glücklichen Beziehungen. Selbständigkeit ist immerhin ein Ziel, vorerst. Frei zu sein von Fixierungen und Erstarrung, das wünsche ich mir.

Als »Single«? Da sehe ich verkniffene Gesichter. Ehe? Zum Teufel. Zweierbeziehungen? Ältere Männer sind mir zu krank, jüngere zu unbeholfen. Lesbisch bin ich (leider?) nicht. Vor festen Beziehungen habe ich Angst, Alleinsein halte ich nicht aus, Verliebtsein macht mich verrückt. Ich schwätze Kategorisches. Ratlosigkeit, ja ich geb's zu. Hoffnungslos bin ich nicht. Und weiter? Am 25. Januar 1988 bin ich dreißig Jahre alt. See you in a while!

Konkret-Sexualität 1980, S. 45

Eberhard Schorsch, Herbert Maisch

Trieb und Täter

Sexualwissenschaft im Strafprozeß - zwei Gutachter berichten

EINIGE Richter haben in den letzten Jahren dazugelernt. Sie urteilen bei Sexualdelikten im Schnitt etwas milder und sie zeigen sich gegenüber psychodynamisch orientierten sexualwissenschaftlichen Erklärungen etwas aufgeschlossener. Doch therapeutisch orientierte Psychiater und Psychologen lehnen Sachverständigentätigkeit heute als eine Art unsittlichen Ansinnens kategorisch ab. Denn die »Kriminalpsychiatrie« hat sich selbst in Mißkredit gebracht. In bedenkenloser Schlichtheit skelettiert sie bis heute Menschen zu Stereotypen und versteht sich mehr als ein Organ der Rechtspflege denn als eine Vertretung ihrer eigenen Wissenschaft. Doch das darf keine Legitimation für das Ausweichen vor der Verpflichtung junger Sexualwissenschaftler sein, im Strafprozeß tätig zu werden. Dafür gibt es zwei Gründe:

1. Nirgendwo als im Gerichtssaal, wo über eine »Triebtat« verhandelt und ein »Triebtäter« verurteilt wird, kann man deutlicher erleben, wie herrschende Sexualideologien unmittelbar in Handeln umschlagen. Und die Öffentlichkeit von Strafprozessen bedeutet außerdem, daß die Be- und Verurteilung eines sexuell Straffälligen zu einem öffentlichen Akt wird.

2. Unser Strafrecht verpflichtet das Gericht, zwei unter Umständen unvereinbare Maßstäbe anzulegen: Zu beurteilen ist nicht nur die Tat nach ihrem Unrechtsgehalt, ihrer Sozialschädlichkeit, ihren Folgen, sondern auch die Persönlichkeit des Täters mit all ihren Besonderheiten, Störungen und Defekten. Nimmt man diesen zweiten Maßstab ernst, so wird das richterliche Urteilen wesentlich schwieriger, als wenn man nur die Tat betrachtet.

Sexualwissenschaftler, die sich nicht mit abgehobenen Selbstreflektionen begnügen, können nicht einfach stumm hinnehmen, wie Tag für Tag eine die menschliche Sexualität verzerrende Ideologie demonstrativ zuschlägt. Der Sexualwissenschaftler als Gutachter im Strafprozeß hat die Aufgabe, eine verzerrte Sexualideologie zurechtzurücken; insofern ist Sachverständigentätigkeit auch immer zugleich ein mehr oder minder begrenztes Stück *Öffentlichkeitsarbeit.* Und er muß einen Verständniszusammenhang herstellen zwischen den Störungen und Defekten der Persönlichkeit und der Straftat als Symptom. Diese Aufgabe macht Gutachtertätigkeit auch immer zu einem Stück therapeutischer *Krisenintervention.* Wer etwas an der bestehenden Rechtsprechung ändern will, darf sich nicht damit begnügen, »von oben« Stellung zu beziehen, er muß auch »von unten« im Gerichtssaal und in der Öffentlichkeit den Boden für ein Umdenken vorbereiten.

1. Die Beziehung von sexuellen Perversionen zu anderen Formen von Delinquenz und zu neurotischen Störungen allgemein

Sexuelle Perversionen wie kriminelles Handeln überhaupt stehen entgegen der herrschenden Ideologie in einem Zusammenhang mit neurotischen Störungen. Das herrschende Konzept von Sexualität isoliert und überbetont Sexualität bis hin zur Verzerrung und Entmenschlichung. Das zeigt sich am deutlichsten, wo es um Perversionen, um sexuelle Delinquenz, um sogenannte »Triebtaten« geht.

Die Übertreibung trägt hier zuweilen Züge einer Dämonisierung von Sexualität. Sexualität wird betrachtet als eine Art Naturkraft, die sich »entlädt«, ähnlich einer Vulkan-Eruption. So reden Gutachter wie Richter vom explosiven Durchbruch eines mehr oder minder unbezähmbaren »Triebs«, von überstarkem »Triebdruck«, der sich einer Person bemächtigt. Dieses falsche Konzept wird aber durchaus nicht zur Entschuldigung von »Triebtätern« eingesetzt, sondern im Gegenteil dazu benutzt, die moralische Forderung zu stellen, der kultivierte Anteil habe die Pflicht, den tierischen Naturanteil an die Kandare zu nehmen und zu bändigen.

So wie Sexualität kein physikalischer Apparat ist, ist die Perversion, die Triebtat kein Resultat von »Überdruck«, sondern Ausdruck und Kompensationsversuch spezifisch psychischer Störungen, Den großen Bereich neurotischer Störungen kann man in zwei große Gruppen teilen, zwischen denen freilich Übergänge möglich sind:

1. Neurotische Störungen mit überwiegend *intrapsychischer Symptombildung.* Der Austragungsort von Konflikten ist das eigene Erleben; die Symptome betreffen und beeinträchtigen primär das eigene Innenleben. Diese Gruppe umfaßt den größten Teil der Patienten, mit denen der Psychiater und Psychotherapeut zu tun hat: Patienten mit neurotischen Depressionen, Angstsymptomen, Phobien, Arbeitsstörungen, Zwängen usw.

2. Die zweite Gruppe neurotischer Störungen ist die mit überwiegend *extrapsychischer Symptombildung.* Der Austragungsort innerer Konflikte ist nicht das eigene Erleben, sondern in erster Linie wird ein Bereich gesucht, auf den die eigenen Konflikte projiziert und in dem sie ausgelebt werden können. Innerhalb dieser Gruppe lassen sich wiederum drei Formen unterscheiden:

a) *Die psychosomatische Symptombildung:* Psychisches Leiden wird zum körperlichen Schmerz, psychischer Konflikt zur Körperkrankheit. Das *Spezifische ist das Somatisieren von Konflikten.*

b) Intrapsychische Spannungen und Konflikte werden in der sozialen Umwelt ausgelebt. Eine dieser Formen neben anderen ist das *kriminelle Handeln:* Ein nach außen, gegen andere gerichtetes Ausagieren intrapsychischer Ängste, Konflikte, Impulse. *Das Spezifische am kriminellen Agieren als Symptom ist das soziale Ausleben von Konflikten.*

c) Eine dritte Form ist die *sexuelle Perversion* - sei es als konstant abweichende sexuelle Orientierung, sei es als momentan auftauchender perverser Impuls. Wie bei der kriminellen Aktion richtet sie sich in der Tendenz immer auf einen anderen Menschen und zumeist *gegen* einen anderen. Ähnlich der psychosomatischen Symptombildung wird der eigene Körper partiell einbezogen. Das Spezifi*sche an der Perversion als Symptombildung ist das Sexualisieren von Konflikten.*

2. Die sexuelle Perversion als psychische Abwehrformation.

Es stellt sich die Frage, welche spezifischen Ängste, Konflikte, innere Spannungen und Impulse es sind, die der Perversionsbildung zugrunde liegen und sie bedingen. Es sind in der Regel tiefgreifende Störungen und Defekte: Die unvollständige innere Trennung von der Mutter bedingt eine zwiespältige, ambivalente Gefühlseinstellung zu ihr, die beim Perversen im späteren Leben auf Frauen überhaupt übertragen wird.

Das innere Gebundensein an die Mutter, das Gefühl, ohne sie gleichsam unvollständig zu sein, führt einerseits zu Wünschen und Phantasien, die alte Einheit, das Verschmelzen mit der Mutter wiederherzustellen; andererseits wird die innere Anbindung an die Mutter als Behinderung erlebt, welche Gefühle, selbständig, erwachsen, autonom, der eigenen männlichen Identität gewiß sein zu können, nicht aufkommen läßt. Dies kann zu Gefühlen wie Feindseligkeit, Wut, Haß der Mutter und generell der Frau gegenüber Anlaß geben. Für den perversen Mann charakteristisch ist eine problematische Gefühlseinstellung zur erwachsenen Frau - ein Gemisch aus Angst, Unsicherheit, Wut und infantilen Zuwendungswünschen.

In der perversen Phantasie oder dem perversen Akt werden frühere Wunden, Traumatisierungen und Ängste wieder in Szene gesetzt: Kränkungen und Niederlagen werden verleugnet, und, verbunden mit einem Hochgefühl von Befriedigung, kurzfristig überwunden. Perversionen und ihre periodische Inszenierung sind notwendig, um Defekte in der Persönlichkeitsstruktur auszugleichen. Dazu einige konkrete Beispiele:

Der *Exhibitionist,* ein Mann mit starken Männlichkeitsproblemen, Potenzängsten, immer in der Position des Unterlegenen, Frauen gegenüber voller Hemmungen und Ängsten, sucht immer wieder die für ihn kritische Situation auf: Die Konfrontation mit der erwachsenen Frau, normalerweise verbunden mit einer Niederlage. Das Ritual des Exhibierens jedoch garantiert ihm Sieg und Triumph. Ruft er durch das überraschende Präsentieren seines Genitale bei der Frau Erschrecken hervor, dann heißt dies für ihn: Meine Männlichkeit, an der ich so zweifle, ist so stark und mächtig, daß eine Frau Angst davor hat und in die Flucht geschlagen wird.

In vielen *pädophilen Beziehungen* erkennt sich der erwachsene Mann in dem Kind wieder; es sind zumeist stark identifikatorische, narzißtische Beziehungen. Viele Pädophile sind Männer, denen die Lösung von der Mutter nicht gelungen ist, die in die frühe, kleinkindhafte Beziehung zur Mutter zurückkehren möchten. In der pädophilen Beziehung zum Kind werden Anteile der eigenen Mutter-Kind-Beziehung rekonstruiert. -Solche regressiven Wünsche nach Rückkehr in die Mutter-Kind-Beziehung werden aber deswegen konflikthaft erlebt, weil sie konfrontieren mit der eigenen Kindlichkeit, dem Unmännlich-, Unerwachsen-Sein, der eigenen Kleinheit und Schwäche.

In der pädophilen Beziehung wird genau diese kritische Situation wieder aufgesucht: In der identifikatorischen Beziehung zum Kind werden Anteile der eigenen Mutter-Kind-Beziehung wieder rekonstruiert und in Szene gesetzt. Das perverse Ritual hat auch hier wieder die Funktion der Umdeutung - etwa in der Art: Die Ängste, klein, abhängig, kindlich, schwach, unmännlich zu sein, wenn ich den Wünschen nachgebe, die alte Mutter-Kind-Beziehung wieder herzustellen, sind unbegründet; denn in der Beziehung zum Kind erlebe ich mich im Gegenteil stark, mächtig, männlich, potent, unabhängig und überlegen. ,

Letztes Beispiel: Ein *Kleiderfetischist,* der, vaterlos aufgewachsen, von seiner Mutter und Tante erzogen worden ist, die, wie er es erlebte, ein Mädchen aus ihm machen wollten. Er erinnert die für ihn beschämenden, erniedrigenden Szenen, wie ihm Mädchenkleider angezogen wurden. In dem perversen Akt wiederholt er diese Szenen und deutet den Ausgang positiv: Obwohl ich immer Mädchenkleider anziehen mußte, ist es euch doch nicht gelungen, aus mir ein Mädchen zu machen. Im Gegenteil, gerade wenn ich Frauenkleider anlege, fühle ich mich besonders männlich und potent und erlebe eine orgastische Befriedigung mit einem intensiven Hochgefühl.

3. Ein Beispiel einer Begutachtung

Im August 1975 wird ein 9jähriger Junge in einem Strohwagen auf einem Jahrmarktgelände getötet. Kurz darauf kommt ein 32jähriger Schaustellergehilfe angetrunken in eine Wirtschaft, fragt wiederholt nach einem Polizeirevier, und ruft später

die Polizei an. Als er mit der Vermißtenanzeige des Jungen konfrontiert wird, bricht er weinend zusammen und führt die Beamten zum Tatort.

In zwei Verhandlungen wird er zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Im Wege der Revision werden beide Urteile aufgehoben mit der Begründung, daß die Beweggründe und die psychische Verfassung des Täters nicht hinreichend geklärt seien. Als man dann zur dritten Schwurgerichtsverhandlung kommt, sitzt der Mann über vier Jahre in Haft und ist von drei Sachverständigen begutachtet worden. In diesem Stadium werden wir als weitere Sachverständige hinzugezogen.

Wir sehen uns einem schmächtigen, kleinen Mann gegenüber, deutlich vorgealtert, mit schlaffen, resignierten Gesichtszügen. Nach anfänglichem Mißtrauen ist er von einer jungenhaften Zutraulichkeit, sehr bemüht, sich und seine Tat besser zu verstehen. Er signalisiert immer wieder Appelle, ihn zu akzeptieren und nicht zu verurteilen.

Es ist mit einer Hasenscharte und einem Wolfsrachen geboren worden - eine Mißbildung, die weit mehr bedeutet als kosmetische Entstellung: Durch die Gaumenspalte ist das Saugen unmöglich; die wichtige frühe orale Befriedigung ist stark behindert, ebenso die Entwicklung der Sprache. Dies wird erst nach einer Operation in seinem 6. Lebensjahr besser. Im ersten Lebensjahr verliert er beide Eltern bei einem Bombenangriff.

Mit der Großmutter und einer Tante flieht er in den Westen und wächst bei diesen beiden Frauen auf. Die Großmutter hat er als eine sehr weiche, liebevolle, verständige Frau in Erinnerung, die ihn materiell verwöhnt. Die Tante schildert er als eine harte, egoistische, herrische, stets auf die Durchsetzung ihres Willens bedachte Frau. In dem gespannten Verhältnis beider Frauen ist er häufig Thema und Projektionsfeld ihrer Auseinandersetzung. Er hat sich innerlich auf die Seite der Großmutter gestellt; sie ist für ihn bis heute Verkörperung des Guten, des mütterlich Beschützenden und Versorgenden geblieben. Die Tante hingegen die Verkörperung des Negativen, besetzt mit Gefühlen wie Angst, Enttäuschung, Wut, Haß. Noch als Erwachsener tendiert er dazu, Menschen in zwei Kategorien zu sehen: Die Guten und die Bösen.

Er bleibt sein Leben lang infantil auf ‚mütterliche Figuren bezogen, wobei er das »gute Prinzip« (die Großmutter) als zu schwach, unterlegen, zerbrechlich erlebt, um ihm Schutz und Geborgenheit geben zu können, während das »böse Prinzip« (die Tante) als ausschlaggebend, mächtig und beherrschend erlebt wird.

Sein Leben ist der Leidensweg eines Stigmatisierten: Auf der Schule ist er isoliert, wird gehänselt, ist ein ausgestoßener Einzelgänger., Trotz durchschnittlicher Intelligenz kommt er auf der Schule nicht mit, was seine Außenseiterstellung noch akzentuiert. Mit der Schulentlassung ist er durch die Anforderung, als Erwachsener ins Leben zu treten, überfordert; für ein Leben in Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit ist er in keiner Weise gerüstet.

Er hat den Berufswunsch, zur See zu fahren, wird aber nicht angenommen, weil er farbenblind ist. Wieder eine Bestätigung seiner Minderwertigkeit. In den folgenden Jahren betäubt er sich mehr und mehr mit Alkohol. Als seine Großmutter stirbt, verliert er den letzten Halt. Seine Tante schiebt ihn in ein Heim ab, in dem er bis zur Volljährigkeit bleibt. Sein Herumvagabundieren in den folgenden Jahren - meist arbeitet er bei Schaustellern oder im Zirkus - wird nur durch Alkoholentziehungsversuche und wiederholte Haft wegen Zechprellerei unterbrochen.

Die schweren Defekte und Störungen seiner Persönlichkeit zeigen sich vor allem im sexuell-erotischen Bereich. Von Beginn an besteht eine fixierte pädophile Orientierung auf Jungen. Während der Heimzeit mit 16/17 Jahren hat er die einzige Liebesbeziehung seines Lebens zu einem jüngeren Heiminsassen. Diese Beziehung ist sein Leit- und Idealbild, bleibt seine Sehnsucht. In den Jahren danach hat er keinerlei Kontakte, nur pädophile Tagträumereien, die er als etwas Verbotenes erlebt und verarbeitet. Nach der Heimzeit versucht er aus einer Art Selbstheilungswunsch, sexuelle Kontakte zu Mädchen und älteren Frauen aufzunehmen, scheitert aber schon in den Ansätzen.

Seinen ersten sexuellen Kontakt zu einem 9jährigen Jungen hat er mit 25 Jahren. Er stellt sich selbst der Polizei und wird verurteilt. In den späteren Jahren hat er immer wieder sexuelle Kontakte zu Jungen, die aber nie länger halten. Es sind Erlebnisse, die von ihm mit illusionären Erwartungen, unrealistischen Phantasien, unerfüllten und unerfüllbaren Sehnsüchten überfrachtet, mit Enttäuschungen und Trennungsängsten beladen sind. Solche Begegnungen laufen nach einem sehr gleichförmigen Muster ab: Er spricht Jungen an, fragt, ob sie sich Geld verdienen wollen für etwas Zärtlichkeit. Es blieb durchweg bei liebevollen Absichten und zärtlichen Handlungen; wenn Jungen nicht wollten, hat er sie gehen lassen.

Warum hat er schließlich doch getötet? Das erklärt ein Bereich von zentraler Bedeutung, der bisher nicht erwähnt worden ist: die Aggressivität. In seiner sozialen Lebensführung ist sie nie manifest geworden. Er ist ein Mensch, der nach außen hin überaus friedfertig ist, neigt zu Rückzug und zur Betäubung im Alkohol. Es ist jedoch nicht vorstellbar, daß er bei diesem Leben nicht ein erhebliches Maß an Aggressivität und Haß aufgespeichert hat. Dieser Bereich wird deshalb so wenig manifest, weil er eine Reihe psychischer Abwehrmechanismen gegen die destruktiven Impulse entwickelt hat:

Ein erster Abwehrmechanismus ist die *Reaktionsbildung.* Darunter versteht man die Ausbildung einer dauerhaften Haltung, die das Gegenteil von ursprünglichen und dann der Abwehr anheimfallenden Triebwünschen ausdrückt. Es wird ein

Selbstbild völliger Friedfertigkeit und Fürsorglichkeit herausgebildet, um damit die starken aggressiven Anteile von sich selbst fernzuhalten.

Ein anderer Abwehrmechanismus ist die *Abspaltung:* der aggressive Anteil wird als mit dem Selbstbild nicht in Einklang zu bringen erlebt, als etwas Fremdes und Unheimliches. Dies bedeutet zugleich, daß die aggressiven Impulse nicht in dem gleichen Maße den Kontroll- und Steuerungsmechanismen des Selbst unterworfen sind; sie erhalten den Charakter des Bedrohlichen.

Ein weiterer Abwehrmechanismus ist die *Projektion,* das Hinausverlagern eigener Anteile in die Außenwelt - etwa nach der Art: Nicht ich habe eine zerstörerische Dynamik in mir, sondern die Umwelt, die anderen sind bedrohlich und wollen mich zerstören. Ein Zeichen für eine solche Projektion ist sein Lebensgrundgefühl von Angst, ihm könne etwas zustoßen, er werde attackiert; er fühlt sich in einem diffusen Sinne bedroht. Ein wichtiger Hinweis auf Projektionsmechanismen sind seine stereotypen, sich immer wiederholenden Verfolgungsträume, die massiv angstbesetzt sind. Der böse übermächtige Verfolger in den Träumen ist die Verkörperung seiner eigenen ausgegrenzten Destruktivität. All diese Abwehrmechanismen sind dem bewußten Erleben nicht zugängliche Prozesse, die zum Ziel haben, die in ihrer Struktur so deutlich defekte und brüchige Persönlichkeit zu stabilisieren.

Zur Tötung kam es in folgender Situation: Wieder einmal, wie so oft, hat er einem Jungen Geld zugesteckt und ihn mitgenommen. Der Junge läßt sich ausziehen. Dann muß er plötzlich Angst bekommen haben. Er beginnt, laut zu schreien. Der Mann gerät in eine panikartige Angst und Erregung und würgt den Jungen. Er versucht, weitere sexuelle Handlungen an ihm vorzunehmen, bis er merkt, daß der Kopf des Jungen zur Seite fällt. In diesem Moment wird ihm klar, was er getan hat; er läßt, ohne Befriedigung gefunden zu haben, erschrocken von dem Jungen ab, deckt ihn mit Stroh zu und legt ein Geständnis bei der Polizei ab.

Wer pervers ist, hat selber schuld

Das auslösende Moment, das zum Durchbruch -der destruktiven Dynamik führt, ist das Schreien des Jungen, das bei ihm massive Ängste auslöst. Diese Ängste sind mehrfach determiniert: Auf einer vordergründigen rationalen Ebene ist es die Angst, jemand könne es hören.

Die Angst hat aber noch wesentlichere Wurzeln auf einer vorbewußten Ebene: Er spürt in dieser Situation, daß nun etwas in ihm hochkommt, das er immer abzuwehren und wegzudrängen bemüht gewesen ist und gegen das die psychischen Abwehrmechanismen eingesetzt worden sind: die massive innere destruktive Dynamik.

Wenn pädophile Situationen unbewußt so etwas wie eine momentane Wiederherstellung der eigenen frühen Mutter-Kind-Beziehung sind, dann wird in den unaggressiven, von ihm aus liebevoll-zärtlichen Kontakten seine kindliche Beziehung zum guten mütterlichen Prinzip (die Großmutter) punktuell wiederhergestellt und in der destruktivgewaltsamen Handlung die Beziehung zum bösen mütterlichen Prinzip (die Tante). Die identifikatorischen Momente drücken sich auch darin aus, daß er sich in den Jahren später viel mit der Person des Jungen beschäftigt, ihn in seiner Vorstellungswelt erhalten hat; er berichtet von häufigen Träumen, die auf einem Friedhof spielen, und in denen er den Sarg des getöteten Jungen, den eigenen Sarg und den Sarg der Großmutter sieht.

Das Gericht folgte unseren Gutachten, in denen wir ausführlich darlegen konnten, daß eine schwere Persönlichkeitsstörung vorliegt. Es verhängte eine Freiheitsstrafe von zwölf Jahren und eine Unterbringung in einem psychiatrischen Landeskrankenhaus. Der Mann wurde unter Umgehung einer Haftstrafe sogleich in ein Landeskrankenhaus eingewiesen.

Die Meinung der Gutachter, die an den früheren »Lebenslänglich«-Urteilen nach Kräften mitgewirkt hatten, war wiederum vertreten. Die Borniertheit solcher Gutachten ist repräsentativ für das, was Angeklagten tagtäglich in Strafprozessen von sogenannten Sachverständigen zugefügt wird. In unserem Fall verfolgte die Argumentation dieser Gutachten vier Strategien:

1 . Die Problematik der Persönlichkeitsentwicklung und deren Bedingungen wird hinwegargumentiert: »Man wird ihm die Klagen über ständige Frustration in Kindheit und Jugend kaum abnehmen können, zumal seine diesbezüglichen Schilderungen reichlich undurchsichtig wie auch widersprüchlich sind.

Im Grunde genommen dürften Großmutter und Tante nach Kräften um sein Wohl sich gekümmert haben. Daß sie in ihren Bemühungen scheiterten, dürfte überwiegend an seinen bedenklichen psychopathischen Charaktermängeln gelegen haben. Er legt ein penetrantes Bemühen an den Tag, sich von der Verantwortung in die nebulöse Vorstellung eines schicksalhaften Geschehens zu flüchten.«

2. Es folgt eine moralische Abwertung seines Charakters: »Man wird in erster Linie die beträchtliche Halt- und Willensschwäche und vor allem seine ganz diffuse Triebhaftigkeit verantwortlich machen müssen ... die erforderliche charakterliche Substanz fehlt ... fehlende Betroffenheit und Selbstmitleid, eiskalte Geistesgegenwart. Bei seiner Indolenz

findet ein Sühnebedürfnis keinen Platz. Er ist ein knapp begabter, minderdifferenzierter Mann mit einer innerlich und äußerlich in hohem Grade bindungsarmen Persönlichkeitsstruktur und mit einer ausgeprägten Gemütsarmut.«

3. »Natürlich ist er an seiner Perversion selbst schuld, weil er dem Tier in sich die Zügel übergeben hat. »Er spricht unverblümt von seiner starken Triebhaftigkeit. Die homosexuelle Triebrichtung beruht nicht auf seinem Geschlechtstrieb, sondern auf seiner inneren Verwahrlosung, die er bewußt herbeigeführt hat. Er hat inzwischen eine solche Anspruchshaltung angenommen, daß er für seinen Sexualtrieb ganz einfach sein Recht beansprucht. Er stimuliert sich selbst mit allen möglichen Reizobjekten. Damit wird ständig die Triebspannung gesteigert. Die im nüchternen Zustand bestehenden Hemmungen hat er bewußt durch starkes Trinken beseitigt. Keinesfalls wird es ihm gelingen, sein Geschlechtsleben aus eigener Kraft in normale Bahnen zu lenken, wozu ihm schon die erfolgreiche charakterliche Substanz fehlt. «

4. Zum Schluß die Kastrationsempfehlung, denn einem solchen Monstrum kann man nur dadurch begegnen, indem man das Tier aus ihm herausschneidet. Es ist in den Gutachten von »operativer Entmannung« die Rede, ferner davon, er müsse durch solche Maßnahmen »gewissermaßen biologisch entschärft« werden.

Zu fragen ist, ob sich der ganze Aufwand einer gründlichen Begutachtung überhaupt lohnt. Ist es für den Betroffenen nicht letzten Endes gleichgültig, ob er lebenslänglich im Gefängnis oder unbegrenzt in einem psychiatrischen Landeskrankenhaus ist, deren desolate therapeutische Möglichkeiten bekannt sind? Ist dies also ein schlechtes Beispiel, die Wichtigkeit forensischen Engagements zu belegen?

Wir haben es absichtlich gewählt, haben der Versuchung widerstanden, einen »Fall« zu beschreiben, bei dem ein Gutachten zu einem spektakulären Freispruch oder zu therapeutischen Maßnahmen anstelle von Strafe geführt hat, weil wir meinen, hier den Sinn forensischer Tätigkeit realistischer beschrieben zu haben. Außerdem, um auf die beiden Gründe zurückzukommen, warum Sexualwissenschaftler gutachterlich tätig sein sollen.

Wir haben in unserem Beispiel keine konkreten therapeutischen Perspektiven ausbreiten können; dies ist unter den Bedingungen der Haft oder Unterbringung in der BRD gegenwärtig schlechterdings unmöglich. Dennoch ist es für den Betroffenen ein fundamentaler Unterschied, ob er von einer Autorität, der er sich vertrauensvoll geöffnet hat, hören muß, daß er ein nichtswürdiges, minderwertiges Subjekt ist, oder ob er spürt, daß ihn jemand ernstgenommen hat in seinen Schwierigkeiten, ihn respektiert und zu verstehen bemüht ist.

Aus der Urteilsbegründung ging hervor, daß auch dem Gericht klargeworden war, daß sinnvolle Maßnahmen unter. diesen Bedingungen nicht möglich sind. Das Gutachten hat vor allem die Funktion, den Aspekt der Menschlichkeit im formalen Ritual des Verfahrens zu sichern. In allen Presseberichten zu diesem Prozeß fehlten diesmal, im Gegensatz zu den früheren, Darstellungen in der sadistischen Sensations-Sprache.

Ohne das Engagement therapeutisch orientierter Sachverständiger wird sich auch in Zukunft nichts daran ändern lassen, daß häufig dem geschehenen Unrecht (der Straftat) in der Gerichtsverhandlung ein weiteres Unrecht (blindes Strafen) hinzugefügt wird.

Konkret-Sexualität 1980, S. 51

Peggy Parnass

Geschlecht und Recht.

Erregte Staatsanwälte und Landgerichtsdirektoren und Reporter als öffentliche Ärgernisse

LEIDENSCHAFTEN aller Art führen nicht selten zum Mord. Ich halt's ja für einen ausgesprochenen Zufall, daß ich selber nicht schon längst im Knast bin wegen Totschlag, daß ich im gegebenen Moment mit etwas Harmlosem geschmissen oder nur mit der kleinen Faust zugehauen hab' und nicht gerade ein Messer zur Hand hatte. Ich glaube, daß jeder von uns mindestens einmal im Leben in eine Lage kommt, wo er sich strafbar machen könnte.

Es gibt auch eine riesige Anzahl von Verfahren, die eigentlich gar nicht stattfinden dürften. Es gibt eine Anzahl von Gesetzen, die man lieber abschaffen als befolgen müßte. Nehmen wir mal das Idiotengesetz, unter dem Homosexuelle immer noch zu leiden haben. So kompliziert, daß es kaum einer begreift. Auch ausgesprochen ulkig, außer für den, der davon betroffen ist.

Seit dem 25. Juni 1969 ist der § 175 abgewandelt gültig. Und jetzt wird's komisch - Bis er 18 Jahre alt ist, kann jeder Junge straflos seiner Liebe leben. Ohne Strafe gehen auch seine Partner aus. Es sei denn, sie sind über 18. Von 18 bis 21 ist jeder Geschlechtsverkehr und jede Zärtlichkeit unter Männern verboten. Also 3 Jahre Pause einlegen. Ab 21 Jahren ist alles wieder erlaubt. Nur nicht, einen Partner unter 21 Jahren zu haben.

Da steig einer mal durch! Komme mir ziemlich dumm vor. Aber weder Anwälte noch homosexuelle Redakteure wissen auf Anhieb mehr als ich, so unverständlich sind die Gesetzesvorschriften. Auch ein Richter verhedderte sich bei der Urteilssprechung. Von mehreren Seiten korrigiert, verwirrt: »Ach ja, das gilt ja nicht mehr. «

Nun, seit dem 23.11.1973 gilt noch einiges nicht mehr. Weil die Volljährigkeitsgrenze herabgesetzt ist. Jetzt darf ein Mann über 18 einen Mann unter 18 nicht mehr lieben oder sich von ihm lieben lassen. Zwei, die unter 18 sind, dürfen miteinander, bis der eine Geburtstag hat und 18 wird. Der Richter kann von Bestrafung absehen, wenn der »Täter« unter 21 ist. Noth was: Wenn einer 14 ist, und der andere 13 1/4, macht sich der 14jährige strafbar, weil er Unzucht mit Kindern treibt. Es wäre zum Lachen, wenn nicht so viele unter diesem Gesetz zu leiden gehabt hätten. Man macht sich eben schuldig, solange es dem Gesetzgeber paßt.

Ich glaube, inzwischen ist es manchem Richter peinlich, noch Strafen zu verhängen. Wie in dem Fall des 25jährigen Korrektors, der mit einem 19jährigen Stricher erwischt wurde. Die beiden hatten miteinander onaniert. Aber egal wie die Urteile ausfallen: Welch eine Strafe, wegen seiner Imtimst-Lappalien vor Gericht gezerrt zu werden. Doch wenn man schon vor Gericht landet, welch eine Schande, nicht ganz einfach zu sagen: Jawohl, ich bin homosexuell. Und meine Möglichkeiten, einen passenden Partner zu finden, sind *noch* geringer als Ihre, Herr Vorsitzender. Das einzige, was mir peinlich ist, ist, vor lauter Einsamkeit einem so miesen Jungen aufgesessen zu sein.«

Die Krönung des Absurden: Die beiden Zuhörerbänke im Saal 201 waren damals voll. Eine Berufsschulklasse männlicher Jugendlicher wollte der Verhandlung folgen. Da fällt dem Verteidiger plötzlich die eventuelle Gefährdung der Öffentlichkeit ein: »Man weiß ja nicht, was alles zur Sprache kommt«. Also raus mit den jungen Männern. Die sicher auch nicht immer im Alleingang onanieren.

Was sonst auch unter Halbwüchsigen nur ein Vorspiel zum Vorspiel ist, brachte den Kaplan Josef W., 36, immer wieder in innere und äußere Konflikte und schon zum 6. Mal vor Gericht: Das kurze Streifen eines vorderen Hosenteils. Knabenhosen, versteht sich. Die Anklage gegen den in Tränen aufgelösten Mann ist immer dieselbe: Unzucht mit Kindern.

Der Mann hat nicht vergewaltigt. Er hat nicht geschändet. Er hat sich auch nicht an kleinen Kindern vergangen. Immer nur das getan ' was den meisten Pubertierenden sehr angenehm ist. Davon, zum Bedauern seiner Partner, auch nur einen Bruchteil des Erwünschten. Immer nur Vorspiel, nie sexuelle Befriedigung. Die Jungs waren immer viel draufgängerischer und weniger verklemmt als der Kaplan.

Der kaputtgemachte Kaplan ist jetzt sogar zur medikamentösen Kastration bereit. Die Ärzte können sich aber ihre Pillen in den Hintern stecken, wenn sie Josef W. nicht gleichzeitig von der katholischen Kirche und seiner gräßlichen Mutter freischaufeln. Das Gericht hofft, daß er eines Tages die Soutane von sich wirft und eine Frau heiratet. Ja, er muß sich mit *Frauen* einlassen. Sonst, weil er in Breitengraden lebt, in denen das bißchen, was er tut, als kriminell angesehen wird, darf er schließlich gar nichts.

Man setzt zu seinen »Tatzeiten« eine Bewußtseinsstörung voraus. Unter der leiden wir doch alle, sobald Sexualität im Spiel ist.

Irgendein Richter sagte mal: »Ich verurteile Sie zu einem Monat Haft, obwohl ich weiß, daß Ihnen drei Monate an der See gut tun würden.«

Der Kaplan und alle Anwesenden fanden das gegen ihn verhängte Urteil klug und weise. Ein Jahr. Fünf Jahre zur Bewährung ausgesetzt. Bewährungsauflage: die kombinierte psychotherapeutische und medikamentöse Behandlung ist fortzusetzen. Wäre unsere Gesellschaft nicht so krank, müßte kein Mensch sich therapieren lassen, weil er einen anderen gern anfaßt.

Aber immer noch besser als die vielen Richter, die keine andere Möglichkeit sehen, als das Gesetz so auszulegen, daß zum Beispiel Exhibitionisten dafür, daß sie zur Unzeit ihren Mantel öffnen und den Schwanz raushängen lassen, lebenslänglich kriegen. Das heißt, nach jeder Entlassung natürlich Rückfall. Und einen Schlag drauf. Bis zur Sicherungsverwahrung.

Obwohl, ganz lieb ist der scheue Exhibitionist auch nicht. Er will Angst einjagen. Das kann natürlich jeder, der plötzlich hinter einem Busch hervorspringt, auch wenn er dabei nicht mit dem Schwanz wedelt. Der Exhibitionist ist schamgepeitscht und überängstlich. Das Schlimmste, was ihm passieren könnte, wäre, daß jemand stehenbleibt und sagt: »Nein, ist der süß!! Einen so schönen Pipimacher hab ich noch nie gesehen!« Dann würde er noch schneller laufen als vor der Polizei.

Es gibt Fälle, in denen abartige Bedürfnisse so vielschichtig sind, daß Psychologen von einem höchst eindrucksvollen Bild, wie sie es in dieser Fülle und Buntheit zum ersten Mal sehen, sprechen. Von einem sexuellen Strauß pädophiler Handlungen, Besudelungsakten, Exhibitionismus und Vergewaltigungen. Ein Suchtverhalten wie bei allen Süchten. Die Befriedigung läßt immer schneller nach oder findet gar nicht erst statt. Es herrscht Wiederholungszwang.

So ein Triebkranker vergewaltigte jahrelang immer weiter, weil sein Facharzt für Psychiatrie ihm viermal täglich Valium einschmiß, statt für ständige Gespräche und einen Klinikaufenthalt zu sorgen.

Der Unfug des Arztes deckt sich mit dem Schwachsinn der Gesetze. Ein Triebkranker wird im allgemeinen erstmal zu langen Jahren Knast verurteilt und erst anschließend behandelt. Reine Lebensverschwendung. Ganz davon abgesehen, daß eine Behandlung, je später sie erfolgt, umso wirkungsloser ist.

Nicht glückliche Sexualität ist Basis vieler Delikte, ohne daß diese als Sexualdelikte gelten: Totschlag, Mord, erweiterter Selbstmord, Crime passionelle. So landen auch häufig Frauen, die überschwappten, vor Gericht. Salzsäure ins Gesicht, Zucker in den Tank oder Körperverletzung durch Telefonterror sind häufig gesuchte Auswege der Ausweglosen.

Mord auch manchmal da, wo man den oder die Geliebte vor einem Dritten schützen will, oder wo man jemanden für sich alleine haben will, oder wo man Geld ergattern will, um sich damit Liebe zu erkaufen. Oder wo eine meint, sich von totaler Abhängigkeit nur durch Mord befreien zu können. Beispiele für alle diese Dinge habe ich in meinem Buch, aber nicht nur da. Ich stoß auf Ähnliches in meiner Nachbarschaft in Hamburg, in anderen Städten und Ländern und bei mir selbst.

Ansonsten, da Frauen nicht so gut vergewaltigen können, werden sie nur in den seltenen Fällen zur Rechenschaft gezogen, in denen sie Mädchen oder Jungen unter 14 lieben. Auch dann nur, wenn es Erziehern oder Lehrern unangenehm auffällt. Immerhin haben wir es da besser als Männer, die warten müssen, bis ein Mädchen 16 und ein Junge 18 Jahre ist.

Natürlich gibt es Schäden, vor allem Spätschäden aller Art. Durch Heimlichkeiten, Lügen, Schuldgefühle, Angst und Scham. Würde alles wegfallen, wenn Tabus wegfallen würden? Ich hab miterlebt, daß Angeklagte sich weigerten, einen Mordverdacht zu entkräften, weil sie dann hätten zugeben müssen, gegen die guten Sitten verstoßen zu haben.

Noch viel häufiger kommt es wirklich zum Mord, aus Angst vor Entdeckung einer Bagatelle: Beispiel: Junge faßt Kind zwischen die Beine, Kind schreit, Junge drückt Kehle zu. Das passiert unter Erwachsenen genauso häufig. Je größer das Tabu, desto größer die Angst, den Verstoß öffentlich einzugestehen.

Inzest: Ein leicht schwachsinniges Heimkind sieht seine junge schöne Mutter zum ersten Mal, als er 16 Jahre ist. Liebe auf den ersten Blick. Er steht fassungslos vor blonden Haaren, zärtlichen Augen und einer hinreißenden Figur. Auch als die attraktive Frau dem Jungen mühsam klarmacht, daß sie seine Mutter ist, dämpft das sein Verlangen nach ihr in keiner Weise. Schließlich waren in ihm keine Tabus gegen diese Art von Mutterliebe aufgebaut worden. Nur weil er sich generell nicht an Mädchen herantraut, dauert es Jahre, bis er sich der schönen Frau nähert.

Da allerdings mit einem Beil in der Hand, mit dem er sie bewußtlos schlagen will. Aus Entsetzen über das heftig fließende Blut und die gellenden Hilfeschreie seiner Mutter verletzt er sie fast tödlich. Die Mutter liebt ihren Sohn und will ihm auch vor Gericht helfen. Jetzt qualifizierte Buchhalterin, früher Prostituierte, reagiert sie vernünftig, indem sie sagt: Wäre ich vor die Wahl gestellt worden, Beil auf den Kopf oder mit Rudi schlafen, hätte ich mich natürlich nicht fürs Beil entschieden. Außerdem hätte ich ihn lieber zu mir gelassen, als ihn jahrelang im Gefängnis zu wissen.

Der Vorsitzende sprach von den »normalen Schranken«, die in diesem Fall ja zwischen Mutter und Sohn nicht bestanden haben. Das zeigt ja, daß die *Schranken* nicht normal sind. Sonst müßten sie nicht erst anerzogen werden. So mancher

würde lieber mit seiner Mutter schlafen als mit fremden Frauen. Aber für Geld mit einem ungewaschenen Fremden wird von der Gesellschaft eher akzeptiert, als aus Liebe mit dem eigenen Sohn.

In unheimlich vielen Fällen sind die Gesetze mitsamt den Tabus, denen sie entsprechen, schon nach kurzer Zeit überholt, durch andere, »progressivere« ersetzt. Nicht leicht! Das fand auch mein Lieblingsrichter Bogusat, der den Vorsitz im Mixed-Media-Prozeß hatte: Er seufzte: »Ich nenn' es Schweinkram. Sie nennen es Kunst. Was soll ich da noch sagen? Freispruch!«

In einem Land, wo man für fünf Mark in jedem Sex-Keller dabei ist, in Farbe und Ton auf Großleinwand phantasieloses Gerammel, und Stunde um Stunde Schau-Ficken live auf der Bühne sehen kann, in dem der Minderbemittelte für eine Mark einen Blick in schöne junge Frauen hineinwerfen darf, in dem an allen Zeitungskiosken und Tabaklädenwänden nackte Körperteile hängen, wird tatsächlich in Hamburg und Berlin Helga Götze von der Polizei abgeführt. Ohne öffentlich mit jemandem geschlafen zu haben. Sie zeigte nur ihre selbstgemalten, naiven Bilder und rezitierte eigene Gedichte zur Sexualität im Rahmen einer jährlichen Literaturveranstaltung. Mit Genehmigung des Veranstalters. Auf ihren bunten Bildern sind auch weibliche und männliche Geschlechtsteile zu erkennen. Darum nahm man die Frau in Haft. Wer setzt da welche Maßstäbe?

Zwischen Mann und Frau gibt es auch die schwere Unzucht: Erstens mit Gewalt oder unter Drohung. Zweitens mit willenlosen, geisteskranken oder bewußtlosen Frauen. Es sei denn, der Mann und die Willenlose, Geisteskranke oder Bewußtlose sind miteinander verheiratet. Dann ist jeder Übergriff erlaubt.

Hoffentlich ist klar, daß ich gegen Gewalt bin. Auf allen Gebieten, nicht nur auf sexuellem: Arbeit, Medizin, Wohnung, Polizei, Justiz, Behörden, Staat und Presse. Wirst ja von morgens bis abends vergewaltigt. Wenn ich dran denke, was die Komplizen des Justizschwachsinns in den Millionenauflagen der Boulevard- und Wochenpresse auf den Markt schmeißen! Wie die Schreiber kriminelle Staatsentwicklung nicht nur stützen, sondern oft in Gang setzen. Und kranke öffentliche Meinungen machen und Lynchgelüste wecken:

Da heißt ein gesuchter »Unhold« nur noch »Pickelgesicht«, obwohl er keine Pickel hat. Da ist von »Massenmördern«, »Vampiren«, »Dr. Mord« und »stechenden Blicken« die Rede, noch bevor es zur Verhandlung kommt.

Verhandlungstag: Schwurgericht. Brechend voll. Pressebänke, der ganze Riesensaal scheint überzuquellen. Aufgeregte Premierenstimmung unter der überregionalen Presse-Crime. Honka kommt rein. Verblüffung. Weil er klein ist. Weil er schmächtig ist. Weil er adrett ist. Nicht, weil ein Mann, bei dem man vier Leichen findet, nicht klein, schmal, adrett und dezent aussehen kann, sondern weil Honka seit seiner Festnahme, bis man ihn jetzt selbst in Augenschein nehmen kann, von einer achtklassigen Presse ständig wie eine Mischung aus Glöckner von Notre Dame und Frankenstein beschrieben wurde.

Im Honka-Prozeß überwog die sexuelle Komponente. Im Mord-Prozeß des lesbischen Liebespaares auch. Es ist ein Sittenprozeß. Eine wahre Orgie. Von der Presse ins Unermeßliche hochgejubelt. Schlagzeilen: »Marion konnte nicht genug kriegen! « »Bei Judy war ich wie berauscht«, »Das Mordgeheimnis der lesbischen Frauen«, »Judys lesbische Liebe, was sie darüber erzählt«, »Zwei Frauen liebten sich bis zum Mord« und so weiter, und so weiter und so weiter.

Die verklemmten Pressespießer, wie sie dasaßen! Dicht aneinander gedrängt. Die Bemerkungen, das geile, dämliche Gelächter. So ein Gedränge, Geschiebe und Geschubse erleb ich nur in Prozessen, die mit Sexualität oder Terrorismus zu tun haben.

In den NS-Prozessen, in denen es um die Massenmorde anderer Verklemmter geht, hab ich die Pressebank fast ganz für mich allein. Irgendwie müßte man den pornografischen Aspekt von Völkermorden rausarbeiten.

Konkret-Sexualität 1980, S. 54

Peter Gorsen

Der feministische Mann

Sich von ihrer spezialistischen Männlichkeit zu distanzieren, wird bei den emanzipierten, »nicht ödipalen« Männern immer mehr zur Pflichtübung. Ich meine nicht die Schwulenfeministen und femininen Schwulen, dieasse anzustellen, überforderte sie. In einen Mantel kamen sie allein weder hinein noch hinaus. Man hatte sie 'auszuführen' - so hieß das damals - wie einen Hund. Ununterbrochen kam es darauf an, überlegen, selbstsicher zu sein. Und hatte sich eine wenigstens den Traum von Selbständigkeit bewahrt, dann träumte sie allenfalls davon, an der Seite des 1. Liebhabers vom Stadttheater das 'Kätchen' zu spielen. Vernarrt konnten wir in sie sein, gut. Aber wie konnten sie erwarten, daß wir sie ernstnahmen, respektierten?

Ich vernachlässige auch die industrielle Mystifikation der Transvestiten und Intersexuellen, die, beginnend mit der Unisex-Bewegung, in der Hippie- und Popkultur der 60er Jahre im massenhaften Konsum der hermaphroditisch kostümierten »Queens« der Rock- und Discoszene ihre Fortsetzung erfahren hat und der Minderheit der transvestitischen und transsexuellen Menschen eine obskure Öffentlichkeit beschert. Das Show-Business mit der Travestie ist bekannt von den traditionellen Theater-, Kabarett- und Revuebühnen zu den profitableren Massenmedien der Unterhaltungsindustrie übergetreten und hat sich dort zum Phänomen des Medientransvestitismus treibhausartig entfaltet.

Hier wird das Leben der sexuellen Randgruppen nur in ästhetisch sauberen Exemplaren, in tänzerischen und parodistischen Einzelleistungen vorgestellt. Der massenspezifische Medientransvestitismus produziert keine Dokumentationen, sondern fetischistische Inszenierungen, Modeschauen, dramatische Verfremdung, die die psychosexuelle Rollenüberschreitung zur phantastischen Maskerade entstellen. Das subkulturelle Getto erleidet eine Manipulation zum ästhetischen Genre, das primär theatralisch und kulinarisch erfahren wird.

Wir bemerken heute ein neues androgynes Schönheitsideal in der Alltagsästhetik der Jugend, wo die veränderten Sozialisationsbedingungen in Familie, Schule und Beruf eine Einstellungsänderung zur eigenen Rollenidentität bewirkt haben. Die fatale Priviligierung des weiblichen Sozialcharakters in allen gesellschaftlichen Funktionen, die von den Menschen Passivität, Hingabe und Anpassung an einen schicksalhaft erfahrenen Lebenszusammenhang fordern, hat die überall beobachtete Sinnkrise der Mannrolle noch verstärkt und ihr Stehvermögen in der Tradition der bürgerlichen Aufklärung weiter geschwächt. Der verweiblichte, profeminine Mann erscheint so gesehen als der, seine gesellschaftliche Abhängigkeit und Unterdrückung verinnerlichende Mann, als der überzeugte Masochist.

Andererseits kann die Identitäts- und Rollenkrise des Mannes unter positiven Vorzeichen gesehen werden. Eine heute beginnende Beeinflussung der »Männeremanzipation« durch die Emanzipation der Frauen erlaubt uns, die männliche Rollen- und Identitätskrise als einen überraschenden Freiraum für Kritik und Umorientierungen im Selbstverständnis des, Mannes zu entdecken. Es ist freilich nur von jener noch nicht verknöcherten Intelligenz die Rede, die den Emanzipationsbestrebungen der Feministinnen angstlos und lernend begegnet, ihre theoretischen und praktischen Schritte ernst nimmt. Die alten meckernden roten Böcke geht das kaum noch etwas an.

Der emanzipierte »feministische Mann«, wenn auch noch weitgehend eine platonische Hypothese, hat zumindest ein kritisches Bewußtsein von seiner Unterdrückerrolle, und er bekundet - anders als der Softy - seine Solidarität mit den Feministinnen *ohne Hinterabsichten.* Er lamentiert auch nicht über feministischen Separatismus, wenn ihn der Liebesverlust schmerzt und er niemand Interessantes mehr ins Bett kriegt. Er bleibt gern allein und bringt so viel Kraft auf, um mit seinem »Männerkram« allein oder mit Unterstützung anderer Männer fertig zu werden.

Ein Ausdruck dieser situationsbedingten sinnlichen und emotionalen Unabhängigkeit vom weiblichen Partner ist die gefühlsmäßige und ästhetische Verweiblichung des feministischen Mannes. Er strebt eine quasi transvestitische Stilisierung seiner Männlichkeit an, in die die so lange verdrängten, unterdrückten weiblichen Qualitäten der anderen Hälfte der Menschheit einfließen dürfen. Dieser *Bekenntnis-* oder *Gesinnungstrans□ esti*ist das anspruchsvolle und eigentlich provozierende Subjekt der »Männeremanzipation«. Es antwortet politisch fortschrittlich auf den parallelen Diskurs der feministischen Frauen mit den unterdrückten männlichen Qualitäten der ihnen oktroyierten Weiblichkeitsrolle. (Ob deswegen spiegelbildlich von »Gesinnungslesben« gesprochen werden darf, kann nur von den sich emanzipierenden Frauen selbst festgestellt werden.)

Der »feministische Mann« wünscht die kritische Auflösung und Erweiterung seiner gesellschaftlich reduzierten, d.h. *spe□ ialisierten*und auch sexuell □ *ariationsarmen*Mannrolle. Das unterscheidet und trennt seinen subjektiven Bekenntnistransvestitismus sowohl von der massenhaften Manipulation des Medientransvestitismus wie vom

psychiatrischen Zwangscharakter des transsexuellen Menschen, der sein Stammgeschlecht ganz verleugnet und für sich einen Rollen- und Identitätsaustausch beansprucht.

Der Bekenntnistransvestit ist ein Phänomen der »Männeremanzipation« der 70er Jahre, die ohne den Einfluß der Frauenbewegung auf Unfreiheit so nicht reagiert hätte. Es geht dabei nicht um das Aufwärmen des alten Mythos von der androgynen Sexualität. Der »feministische Mann« ist nicht zuerst und vor allem an einer androgynen Ideologie interessiert, die ihm auch unter erschwerten »Jagd«-Bedingungen erlaubte, sexuell zum Schluß zu kommen. Vielmehr tritt im Bekenntnistransvestitismus der Männeremanzipation der komplexe menschliche Beziehungsaspekt gegenüber dem sexuellen Ausleben in den Vordergrund.

Nachdem die Liberalisierung der Sexualität und die Sozialisierung der Männerpornographie in der Ästhetik der Warenreklame einen bestimmten Höhepunkt erreicht haben, perverse Teilreize des Körpers für sich genossen werden dürfen, das Verletzen des genitialen Primats, einer nur fortpflanzungsorientierten Sinnlichkeit, weitgehend kein Tabu mehr ist, nachdem Sexualtechniken der Selbstbefriedigung und einseitigen Empfängnisverhütung gang und gäbe sind, tritt in den 70er und 80er Jahren eine Rückbesinnung auf die kommunikativen und menschlichen Defizite der Mannrolle ein.

Nicht etwa neue Prüderie, Sexualkonservatismus, männliche Selbstverleugnung oder Impotenz, sondern Gefühle der inneren Leere und einseitigen Befriedigung, auch die Frage, für wen und auf wessen Kosten die sexuelle Liberalisierung in den 50er und 60er Jahren erkämpft wurde, setzen bei einem Teil der Männer eine ganz andere Dynamik frei, die sich anstelle von partiellen Sexualbedürfnissen und ihren libertinen Befriedigungsmöglichkeiten auf die volle körperlich-geistige Ich-Identität richtet und eine neue Art, das eigene Leben zu organisieren, bewirkt.

Nicht zufällig trafen in den ersten Männergruppen Individuen aufeinander, die entweder über ein Zuwenig oder ein Zuviel an Männlichkeit klagen und mit der Ausstrahlung ihres zu weichen oder zu harten Phänotyps keineswegs einverstanden sind. Der eine, anfangs überwiegende Teil der Männergruppe hatte Schwierigkeiten mit seinem Image in einem konventionellen Sinne: er wünscht sich ein Selbstbild in Übereinstimmung mit den sozial anerkannten, normativ-patriarchalen Eigenschaften der Mannrolle. Schwul zu wirken, ohne es wirklich zu sein oder womöglich anzustreben, wurde hier noch als Hauptkonflikt der Mannrolle erfahren.

Inzwischen hat sich der Identitätskonflikt verschoben. Heute sind die meisten Männer der Selbsterfahrungsgruppe vom Separatismus der Frauenemanzipation angekratzt, wissen sich von feministischer Aufklärung durchschaut, wurden von ihren Frauen verlassen und arbeiten an einem neuen männlichen Image, das dem Chauvinismus abschwört, und von der weiblichen Patriarchalismuskritik anerkannt werden kann. Letztere wurde ein Programmpunkt auch der »Männeremanzipation«. Das erste augenfällige Zwischenergebnis dieses Lernprozesses, der gerade erst begonnen hat, ist der - auch kleider- und körperästhetisch - sich effeminierenden Mann oder Bekenntnistransvestit, der die für spezifisch weiblich geltenden Qualitäten und - ob er will oder nicht - Defekte der Fraurolle in sein reformiertes Selbstbild aufnimmt.

Zu den gewiß rührendsten Eindrücken der neuen Männerfeste und Männertreffen, die das Karikaturistische streifen, gehört der Ritus, wie in ihnen alle für weiblich gehaltenen Eigenarten liebevoll reproduziert werden oder wie beim häuslich-geselligen Beisammensein fürsorgliche Gefühlstöne und Empfindlichkeiten der weiblichen Psyche und Disposition - oder vielmehr das, was man als spezifisch weiblich beneidet - genossen werden. Daß Sanftmut, Zärtlichkeit, Mutterwitz, Zuhören können, Gespräche über Toilette und das eigene Aussehen, scheinbar läppisch Privates, ja körperliche Berührungen zwischen Männern, die nicht schwul sind, möglich sind und ausgelebt werden dürfen, zählt sicher zu den ganz starken Erfahrungen, die in Männergruppen gemacht werden können. Erst in diesem subjektiven, sexuell konkurrenzfreien, weil frauenlosen Begegnungsrahmen kann unter Männern eine Bereitschaft Beziehungsprobleme zu besprechen, Lebenshilfen auszutauschen oder einen alltäglichen Haushalt zu organisieren entstehen. Die zweckgerichtete Männerrunde egoistischer geschäftlicher Interessen und obszöner Vergnügungen konnte ebenso unterlaufen werden wie das verkrampfte Verhalten zwischen vertrauten Freunden, die eines schönen Tages ihre Frauen mitzubringen sich verpflichtet glauben.

Ein temporärer, reinigender männlicher Separatismus kann uns in Zukunft nur gut tun, wenn er - nach dem Modell der Frauenemanzipation - die so dringend gebrauchten Kommunikationszentren für Femininsten brächte: »Männerhäuser« - denn Männer vergewaltigen ebenso Männer -, in denen das barbarische weiblichkeitsdiffamierende Stammtischdenken des tonangebenden Patriarchats nicht mehr gilt.

Die feministische Entdeckung androgyner männlich-weiblicher Eigenschaften und Fähigkeiten in der Frau hat auf einen menschlich avantgardistischen Teil der Männer übergegriffen - mit dem Ergebnis, daß die Beherrschung nur konkurrenzorientierter, aggressiver Verhaltens- und Leistungsnormen nicht mehr als anzustrebende Werte der Mannrolle erscheinen, deren bisherige Spezialisierung weder im Interesse einer herrschaftsfreien Geschlechterbeziehung, noch auch im Interesse der emanzipierten Männer selbst gesehen werden kann. Der Bekenntnistransvestit mit feministischer Einstellung ist aufnahmebereit für den psychoanalytisch abgewerteten »perversen« bzw. »infantilen« Frau- und Kindmann

und wirbt für die Aktivierung der weiblichen Eigenschaften und Fähigkeiten, die in der bisherigen spezialisierten Mannrolle negativ symbolisiert und unterdrückt sind.

Der feministische Bekenntnistransvestitismus findet seine Grenze dort, wo übersehen wird, daß die chauvinistische Mannrolle nur gesamtgesellschaftlich und in Kooperation mit der feministischen Vorhut der Frauen überwindbar ist. Die mimetisch-sympathisierende Einfühlung in die geschlechtlich und gesellschaftlich benachteiligte Frau-Rolle allein kann nichts verändern, sondern zeitigt allenfalls eine interessante männerimmanente transvestitische Ästhetik, die in den androgynen Leitbildern der gegenwärtigen Jugendkultur und im massenspezifischen Medientransvestitismus ebenfalls manifest ist, hier täglich mehr abgenutzt und auf den Müll geworfen wird.

Der transvestitische Feminist arbeitet wie die feministische Frau für die materielle Gleichberechtigung der Geschlechter. Dieser Bündnispakt, gegebenenfalls auch gegen die herrschende Gesellschaftsform, sollte für eine sozialistische Politik unantastbar sein. Doch im Interesse der Frauenemanzipation werden sich die sympathisierenden Männer jeder sexualpolitischen Einmischung beim weiblichen Bündnis-Partner enthalten und die patriarchale Mannrolle selbst abtragen müssen. Dazu gehört die Kraft, mit seinen problematischen, hartnäckigen Bedürfnissen und Männerphantasien allein fertig zu werden und Verweigerung und Mißtrauen der Feministinnen positiv aufzunehmen.

Der feministische Bekenntnistransvestit ist daher heute noch ein Separatist, der seinen beim feministisch emanzipierten Partner erlittenen Liebesverlust durch ein Bekenntnis zur weiblichen Qualität des Menschen bei sich selbst kompensiert! Die entscheidende Frage ist, ob seine emanzipatorischen Interessen letztlich auf eine gesellschaftliche Zusammenführung der Geschlechter gerichtet sind oder eine Abwendung vom kritisch gewordenen weiblichen Partner bedeuten. Reagiert hier die männliche auf weibliche Verweigerung?

Ist der feministische Transvestit nur ein Exponent einer neuen Strategie des chauvinistischen Mannes? Reift hier aus persönlicher Enttäuschung ein neuer verstärkter Egoismus heran, der die geschlechtsspezifische Unterdrückung intensiviert, weil der Teil der »emanzipierten Männer« künftig jede soziale Verantwortung für die Gestaltung der Frau-Rolle in einer menschlichen Gesellschaft ablehnt und sich auf das Alleinsein mit der imaginierten männlich-weiblichen Doppelrolle einstellt? Verträgt sich ein introvertierter psychosexueller Androgynismus des Mannes mit dem rationalen Bekenntnis zum Feminismus? Wie bekommt die zwischen abgelehnter Mann- und versagter Frau-Rolle taumelnde Wunschphantasie des feministischen Transvestiten festen Boden unter die Füße?

Es steht dem männlichen Emanzen nicht zu, den frustrierenden weiblichen Separatismus des Feminismus zu kritisieren, solange er über diese Fragen nicht bei sich selber Klarheit schafft. Es mag historisch verfrüht sein, das Menetekel einer schizoiden Menschheit an die Wand zu malen, deren beide Geschlechter sich voreinander in die Emigration des inneren androgynen Monologs zurückgezogen haben. Denn noch viel zu wenige Männer und Frauen sind in das reinigende Bad der separatistischen Selbsterfahrung gestiegen, um ihr Todesprinzip ermessen zu können und dessen Überwindung wirklich zu wollen. Der Separatismus der Geschlechter scheint derzeit noch die beste Methode zu sein, uns selber füreinander wiederzufinden.

Konkret-Sexualität 1980, S. 57

Fritz Rasch

Lenzel und die Frauen

LENZEL sieht die Frauen nicht. Er ist jetzt zweiundzwanzig und sieht die Frauen nicht. In der Disco sieht er die Pärchen, die sind bestimmt fünf Jahre jünger als er, und die knutschen und lachen beim Tanzen zu zweit, und er beachtet nicht die kleinen festen Brüste, die da unter dem Pulli mithüpfen, sieht dafür die feingerippte Cordjeans von dem Jungen, dem Freund, dem Macker, dem Stecher, ders mit Frauen treibt, dem Hetero, dem Normalen, nicht andersherum, glücklich und tanzen zu zweit und schwitzen und hüpfen, im Dunkeln wie im Hellen.

Wenn Lenzel sich anstrengt, sieht. er' sie doch. Er strengt sich an, manchmal muß das sein, strengt sich ganz fest an und erkennt sie dann auch. Fast klar. Die Augen, das Lachen, die Lippen, die Haare, die Hände. Wenn sie ihn dann auch anguckt, sieht er sich plötzlich selber, wie er dasteht, und eine Frau anguckt, sieht im Zoo hinter der Scheibe aus Panzerglas den stummen Fisch im trüben grünen Wasser und sich in der Scheibe. Das beste dabei ist für ihn die dicke Scheibe dazwischen. Der raffinierteste Tintenfisch wird an dieser Scheibe scheitern, hätte nichts von all seinen Fangarmen und Saugnäpfen. Wenn das Glas also dick genug ist, muß Lenzel sich auch nicht mehr so anstrengen, ist Lenzel ganz Mann, erwidert er das Lächeln, zieht er die Schultern nach hinten, ist breit und stark, ist Jean Marais auf der höchsten Zinne, ist Fritz mit Uschi und Stefan mit Gabi.

In den drei letzten Schuljahren gibt es Claudia. Claudia wohnt drei Häuser weiter, und ihr Vater ist Fabrikant. Als er fünfzehn ist, sieht ihn Claudia nicht, wenn er mit seinen häßlichen roten Halbschuhen und dem abgetragenen Anorak hinten im Bus sitzt, wenn er mit den Psalmen und Gottesworten aus Pfarrer Prellnows Konfirmandenunterricht kommt. In der Tanzstunde hat Lenzel eine Tanzstundendame, die Tochter eines Elektrogroßhändlers. Die läßt er beim Abschlußball sitzen.

Mit sechzehn hat er die dreifach gestreiften Turnschuhe, die Jeanshose und das lange Haar. So darf er sich zu Claudia ins Zimmer mit den Veilchentapeten setzen und mit ihr ins Kino gehen. Sie schickt ihm aus dem Urlaub Ansichten karibischer Golfplätze und unterschreibt mit tausend Grüßchen und Küßchen, Dein Claudiaschätzchen. Nackt sieht er sie nie und sein Kuß darf nur ihre Backe treffen. Sie ist fast ein Jahr älter und sehr elegant. Sie hat rote Haare und ein saphirgrünes Abendkleid aus echter Seide. Lenzel geht fast jeden Tag zu ihr rüber, verbringt mit ihr die Nachmittage in der Stadt mit Schaufensterangucken und Sachen anprobieren und Einkaufen in der teuren Boutique mit der Spiegeldecke und den Spiegelwänden.

Wenn er mal allein in die Stadt geht, sieht er sich im Pornolädchen beim Hauptbahnhof die Heftchen an. Auf dem bunten Papier treiben es mit wasserstoffblonden Haaren und roten Lippen Frauen auf dem Rücken, auf allen vieren, im Stall und im Lastwagen. Aber keine ist so elegant wie Claudia. Alle sind sehr ordinär und haben Nerzwimpern. Wenn ihnen dann noch der Nagellack abblättert, muß Lenzel einfach nach ihren Partnern sehen. Die sind meistens irgendwo tätowiert und zeigen auf manchen Seiten ihr Geschlecht. Eigentlich kommt er nur deswegen in den Laden.

Wenn Claudias Eltern verreist sind, betrinkt er sich an der feinen Hausbar und geht spätestens um zwölf nach Hause. Beim Trinken reden sie vom Reisen und Golfspielen, vom Einkaufen und schick sein, von der Schule und Lenzels Schulfreund Fritz, der ihn nie ranläßt. Mit Claudia wird er siebzehn und später feiert er mit ihr seinen achtzehnten Geburtstag, an dem er immer noch um Fritz trauert, und an dem er betrunken auf der Terrasse hinschlägt. Im runden rosafarbenen Kaffeezimmer von Claudias Mutter trinken sie noch ein paar Mal Kaffee und dann ist die Schule aus und Lenzel zieht in eine große Stadt.

Im Hörsaal sitzt er in den Reihen immer ganz außen rechts. Von da kann er immer gleich abhauen, wenns ihm zu eng wird, und dort tritt ihm die schwarzhaarige, zu spät kommende Inge in ihrem dunkelblauen Samtcape beim Durchrutschen auf die Füße, und er blafft sie an, sie soll gefälligst aufpassen, wo sie hintritt. Inge ist schon um die dreißig und Sekretärin bei IBM. Sie trägt eine weißlackierte Brille mit riesigen blaugetönten Gläsern. Nebenbei studiert sie Psychologie. Nach dem psychoanalytischen Seminar bei Professor L. spricht Inge Lenzel an und lädt ihn zum Essen ein. In ein Lokal. Dort lädt sie ihn ein, nach Hause. Sie sagt, sie hat es toll gefunden, wie er sie da im Hörsaal so angemacht hat.

Sie wohnt in einer Eigentumswohnung, träumt von einem Alfa Romeo und empfängt Lenzel in einem langen Hauskleid mit Seitenschlitz. Wenn sie vor Lenzel auf und abgeht, weitet sich der Schlitz zu einem klaffenden dunklen Loch, in dessen Höhle sich zwei fleischige Beine strecken.

Wie früher bei Claudia gibt es bei Inge ein Fleischfondue mit vielen Soßen. Wenn die beiden ihre Fleischstückchen ins siedendheiße Fett tauchen, verhaken sich die Gabelenden und sie sagt 'na so was', 'na schon wieder' und 'willst Du noch

was trinken?' Draußen ist es schon dunkel und in den großen Scheiben der Balkontür sieht Lenzel sich mit dieser viel älteren Frau mit ihren zwölf Fonduesoßen und dem achtarmigen Kerzenleuchter.

Im Schlafzimmer gibt es Musik, und das Licht ist aus. Inge liegt im Dunkel, und Lenzel hat Katzenaugen, sieht, wie er sich da vor ihr auszieht, aufs Bett steigt und über ihr niederkniet, sich auf seine Ellbogen stützt und ihre Lippen berührt. Und schon schlägt sie mit ihren Zähnen nach seiner Zunge, beißt sie und saugt, fährt sie mit gestrecktem Arm hinunter zu seinen Eiern und packt zu. Und Lenzel fängt an zu frieren und legt seine Hand auf ihre Brust, tastet, fühlt Brustwarzen, wie er sie in all den Heftchen nicht gesehen hat, lange, fest, würstchenhafte Drüsen, die sich unter der Berührung aufrichten und seinen Lippen und seinen Lippen entgegenstrecken.

Lenzels Schwanz wird da ganz klein und runzlig. Aber Inge stöhnt und so langt er zwischen ihre Beine, wo er das findet, was ihn in den Heftchen nie interessiert hat. Da fingert er weiter und wartet, bis sie immer fester atmet, immer weiter seiner Hand entgegenrutscht und irgendwann naßgeschwitzt sagt, wie schön es war. Und Lenzel sagt ja und dreht sich auf die Seite. Er tut so, als sei er gleich eingeschlafen, aber er macht kein Auge zu und hört, wie sie da drüben anfängt zu schnarchen. Als sie früh am Morgen aufsteht, kneift er die Augen zusammen, tut so, als bekomme er nichts davon mit, wie sie da nackt aus dem Bett springt, singend unter der Dusche steht und beim Weggehen einen Schlüsselbund mit einem Zettel auf dem Tisch liegen läßt. Die Tür fällt ins Schloß und er liest die Aufforderung, wiederzukommen, so oft er will, die Schlüssel habe er jetzt ja. Und Lenzel packt seinen Kram zusammen und haut ab, steckt den Schlüssel in den Kasten und sitzt im nächsten Semester in einem anderen Fachbereich.

Lenzel liebt die Frauen nicht. Das heißt nicht, er mag sie nicht. Das ist ja auch durch die Tatsache widerlegt, daß er gut mit ihnen auskommt, im Studium, in den Arbeitsgruppen und überhaupt. Wenn es heißt, er liebt sie nicht, so soll das bedeuten, er schläft nicht mit ihnen. So richtig hat er das noch nie getan. Sein Freund Christian hat da mehr Erfahrungen. Zum Beispiel mit Ulla, die jetzt in München wohnt und manchmal hierherkommt. Wenn Lenzel mit Christian im Bett liegt, sagt Christian manchmal, wir legen die Ulla einfach zwischen uns, und dann sehn wir mal. Aber wenn Ulla dann da ist, gibt Lenzel ihr schnell einen Kuß und weiß gar nicht, was das alles soll.

Konkret-Sexualität 1980, S. 58

Walter Beh

Das 600-Marken-Zeichen

Viele teure Hotels haben ihre Lounges zu Puffs umgerustet. Walter Beh hat eines besucht

»Das Thema ist von dreister Weite, und nur mit dreister Großzügigkeit kann es behandelt werden. « (Mann! Golo, in der 1. deutschen Penthouse Ausgabe). Um Mädchen also geht's. Die sollen, mitten in Hamburg, im größten Haus am Platze, auf xyz Betten, die schnelle Mark machen. Kann doch eigentlich nicht wahr sein, was da so kolportiert wird. Und auch noch ohne Konzession.

Ich folglich hin, ins »Plaza« am Dammtor, 26. Stock, »Blue Satellite« heißt das Etablissement. Ziemlich leer, weil Europa-Pokal. An der Bar ein Urquell, und dann mal langsam drehen. Ein Paar, Creativ-Direktor/Text und - das kann doch seine Freundin sein, zwei Paare - Väter und Töchter? - ist auch nicht verboten, einer mit »Menrad«Brille (speziell für den honorigen Herrn von Welt, ehrlich), hier ein Gespräch, da wird getanzt. Ja, und zwei Mädchen sitzen dort am Tisch. Hin. Oder nich hin? Ein Urquell.

Ein Mann aus Syrien, sagt er, setzt sich neben mich. Tolle Uhr, eine Maurice Lacroix. Ist ja auch keine Uhr mehr, schon eine Creation. Geschäfte gemacht hat er, und nun will er ein bißchen gucken. Der Obermixer kennt ihn.

Neue Drehung. Was machen zwei Jungfern, wenn sie ausgehen. Sie unterhalten sich, sie tanzen, von mir aus auch flirten, aber meine nicht. Die brauchen lange, ehe sie wegsehen, wenn man sie im Sucher hat. Also doch? Erst noch ein Urquell. Trotz Afghanistan.

Aber nun los, man ist schließlich dienstlich hier. »Herr Ober, würden Sie bitte mal die zwei Damen fragen, ob man sich zu ihnen setzen darf?« Er, Lingenlike, näselt nah: »Die möchten aber Geld ... « Lässig nicken. Der Ober geht, der Syrer zwinkert, der Ober kommt: »Bitte, mein Herr. « Hin zum Couple. Gil und Joan??? »Decknamen« seien das natürlich. Natürlich, wie kann man so dumm fragen. Gil, blond und zierlich, Joan einsfünfundsiebzig ohne Absatz, dunkel.

Ultra posse nemo obligatur, denke ich, aber sie machten es lieber zu zweit, also zu dritt. Der Rechercheur hats schwör, wer zahlt schon 600 Mark für eine Fickgeschichte. Selbst wenn sie darlegt, daß die gelegentliche oder gewerbsmäßige Selbstpreisgabe (sic!) an beliebige Personen zu deren sexueller Befriedigung möglicherweise in erblich-degenerativen und körperlich-seelischen Entartungen seine Ursache hat? Gremliza bestimmt nicht.

Warum sie es denn nun täten, die Konzernsekretärin und die Sprechstundenhilfe. Oh Mann, wegen Kohle. Logo. Ein Gin Fizz, ein Cobbler, ein Urquell. Der Salon füllt sich, ein Burberry betanzt Alma, das sei' ne Studentin. Die Musik ist Asche, sagt Joan, aber schließlich wollen auch die beiden Heidjer mal schwofen, die sich nebenan darüber unterhalten, wer die bessere Handfeuerpatrone hat, Dynamit Nobel oder Eley. Denn ist die Kugel aus dem Lauf, holt sie kein Teufelchen mehr auf. Aua.

Woher bist du so schön braun? Und das überall, grient Gil, sie habe sich eine gemuldete Sonnenliege gekauft. 970 Mark. Ein Wochenendhonorar, sagt sie nicht, denk ich mir. Ein Gin Fizz, ein Cobbler, ein Urquell. Tanzen will ich nicht, und Joan, die einen Schuß Testosteron zuviel abgekriegt hat, wird mehr als unruhig, aktiv. Vorsicht. 600 Mark plus Zeche plus Zimmer - ich glaub', ich spinne. Kompromiß: Joan tanzt. Ein Gin Fizz, ein Urquell.

Moralisch wie ich noch bin, wird die Sitte, das Ethos, der Hongkong-Tripper ausgelegt. Gil beißt an. Spaß und Geld und du redest von Moral. Spaß? Natürlich. Unkameradschaftlich, wie ich auch bin, will ich Spaß haben. Ohne Joan. Nööö. Sie machten das doch immer so, Ich verstehe, ihr Markenzeichen. Ein 600-Mark-enzeichen. Und von wegen Hongkong. Da läuft nix. Aha. Condom contra Chemie.

Joan kommt zurück. Reflexlächeln (wichtigstes Beschwichtigungssignal der Menschen). Ein Cobbler. Hier sollen auch Schülerinnen... Ja, das hats mal gegeben. Aber jetzt passen die Hausdetektive auf. Walter Beh geht der Stoff aus, aber wie sagt er's seinen Teenies? Braucht er nicht, der »Satellit« ist rappelvoll, die Europa-Cupspiele sind vorbei. Das Markenzeichen entläßt gnädig. Tschüß, war nett.

Konkret-Sexualität 1980, S. 60

Hermann L. Gremliza

Die Grenzen der Natur

Porträt eines Unternehmens der mittelständischen Wirtschaft

ENRICO S., geboren in Genua, später Kellner in Graz, ist ein hanseatischer Kaufmann geworden: Er hat vierzehn Angestellte, zwei davon hat er zu Teilhabern gemacht, er versteuert eine Million Komma jährlichen Gewinn und vertraut dem guten Stern aus Untertürkheim. Er besitzt ein Filmtheater, eine Buch- und Zeitschriftenhandlung, eine spezialisierte Drogerie, ein Prothesen-Fachgeschäft und eine kleine Variete-Bühne. Er haut seine Kunden nicht übers Ohr *(darüber* wirklich nicht) und bezahlt seine Lieferanten pünktlicher, als das im engeren Umkreis etwa des Jungfernstiegs üblich ist. Dennoch hat Enrico S. nur geringe Chancen, eines Tages dem Vorstand der Hamburger Industrie- und Handelskammer anzugehören. Seine Geschäftsadresse gilt als wenig fein: Reeperbahn.

Der Standort zwingt Enrico die Art des Geschäftes auf. Die Bücher, die er verkaufen kann, müssen schon »Steifer Schwanz und. nasse Votze« heißen, die Filme Titel wie »Urlaub bis zum Schlecken« und die Salben Namen wie »Super-Ständer-Tropfen« tragen, damit die Oberfinanzdirektion Hamburg was von ihrem kleinen Italiener hat. Dementsprechend ist sein Varieté eine »Peep Show«, sind die Prothesen im engeren Sinne Ersatzglied-Maßen.

Der Rest aber ist gesunder Mittelstand. Enrico hat sich dem Markt gut angepaßt. Er hat diversifiziert, hat das Supermarkt-Modell adaptiert, die Erkenntnisse der Werbepsychologie umgesetzt. Mit seiner Kundschaft, den kaufenden zehn Prozent der etwa fünftausend Besucher, die täglich durch seinen »Sex-Markt« wandern, könnte er sich auf jeder Bank in der City sehen lassen: Sie ist im besten Prokuristenalter, adrett gekleidet und ziemlich zahlungskräftig. Ein paar seiner Stammkunden arbeiten als Ärzte in dem nahegelegenen Hafenkrankenhaus.

Enricos polizeiliches Führungszeugnis ist soweit in Ordnung. Er weiß, was verboten ist: Pornos mit Gewalt, mit Kindern, mit Tieren. Und er glaubt zu wissen, daß sein Geschäft, als Beihilfe zur Triebregulierung, kriminalpräventive Wirkung hat. Er sagt es bloß ein bißchen anders: »Wenn hier spritzen, kein Interesse mehr für Frau und Kind draußen. Das hier ist eine Hilf, rauszuschmeißen, was er drinne hat. Voyeure brauchen nicht mehr machen Jagd auf Verliebte. «

Jeden Tag hundert gute Taten. Damit genügend Kunden ihr Interesse an Frau und Kind draußen verlieren wollen, muß Enrico in seiner Peep-Show schon etwas mehr bieten, als jüngst in einer »Spiegel«Geschichte beschrieben wurde. Für eine Gage von fünfzehn Mark pro Mann/ Frau und Stunde wird bei Enrico den lieben langen Tag gerammelt. In der Schaufensterwerbung heißen die Akteure tatsächlich »Pärchen«. Da liegt dann ein baumlanger Afrikaner mit dicken Stanimesschmuck-Narben auf der Brust rücklings auf der Werkbank, krault sich das krause Haar und blickt starr zur Decke, während eine bleiche Wandsbekerin lustlos an seinem erigierten Glied herumlutscht. Drumherum, in den Kabinen mit dem Sehschlitz, geschieht, was man französisch faire l'amour avec un Kleenex nennt. Abends um zehn stinkt's hier wie im Kaninchenstall.

Im Souterrain: das Filmtheater. Die gute alte Pornofilmzeit, stumm bis auf das Rattern des immer mal wieder stockenden Vorführgeräts, mit richtigem Drehbuch, wo ein junger Postbote über die Leinwand fuhr, eine lüstern dreinblickende Hausfrau einen Oberschenkel durch den Morgenrock blitzen ließ, worauf sich beide so endlos wie neckisch gegenseitig entkleideten bis das Unausweichliche in die Schlußblende fiel und die Zuschauer dennoch bemüht lässig die Beine übereinander schlagen mußten - vorbei. Was immer mit Opas Kino ist - Opas Pornokino ist mausetot.

Von den rund fünfzig Sitzplätzen in Enricos Filmtheater kann man drei Leinwände gleichzeitig sehen; für die mittleren läuft der Ton mit. Und der, ein Dauerstöhnen zwischen kurz davor und kurz danach, setzt auf den ersten Filmmetern ein und endet auf dem letzten. Die Farbbilder passen dazu. Erste Einstellung nach dem Vorspann: Nahaufnahme einer Penetration. Die beiden Filme daneben sind schon mitten in oder am Ende der Handlung und zeigen deshalb: Nahaufnahme einer Penetration. Dazwischen, zur Abwechslung, reichlich Cunnilingus und ab und an ein Samenerguß. Was da auf Backen, Zungen, Brüste und Haare spritzt, heißt mit Recht Ejakulat. Es scheint, als ob der Filmverleih nicht nur Farbe und Ton liefert, sondern auch Geruch. Ich bin so wild nach einem Morgenrock ...

»Never be bored or alone again...« (Enrico macht's möglich: »Whenever you feel like it, just cuddle up to your own Love Doll. An amazing life-like companion.« Love Doll ist eine aufblasbare Plastik-Puppe mit je einem Loch oben (Mund) und unten. Sie ist etwa so life-like wie MacDonalds Hamburger meatlike sind. Als Negerin heißt die Puppe »Bessy Doll« und kostet 92 Mark. Für die anspruchsvollere Kundschaft gibt's die »Rubber Lady« (von Hygiene Vital) für 525 Mark mit Gummihaut und Trevirahaaren.

Doch diese Produkte sind nur noch für die Minderheit der hartnäckigen Femininsten gedacht, die verlangen, daß eine Frau Kopf und Fuß hat. Wer darauf verzichten kann, kommt billiger weg. Für nur 95 Mark gibt's die »Seemannsbraut«: »Das ideale Kissen für Selbsthilfe-Ejakulation mit Vibrationseffekt«. Alles elektrisch: Der »Scharfe Zapfen« (von Lavetra) für

54 Mark 80 hat den stufenlos-verstellbaren »roten Reiz-Regler« (und auf der Verpackung einen Weihnachtsbaum) ebenso wie »Lucky & Luck«, die Doppelschwänze für vorne und hinten (»Sie sind unzertrennlich, sie treffen gleichzeitig ins Schwarze«) oder »Hoppe hoppe - die samtweiche Lustkuppel«, die »die Liebe schöner macht«. Nicht zu reden vom »Super-Eregator« (mit 3 Batterien) für 85 Mark: »Das gleichmäßige Vibrieren des Super-Eregators fördert die Durchblutung des männlichen Gliedes. Zum Reinigen des Geräts kann der Glaszylinder abgenommen werden ... « Und wie überall in der Elektroindustrie blüht auch hier das Geschäft mit den Zusatzgeräten, beispielsweise mit dem Vorsatzgerät »Anus Finger« für 14 Mark 80, »für jeden Massagestab geeignet - der Anus-Finger befriedigt alle!« Für Snobs wird die Version »Gold Finger - echt vergoldet 24 Karat« für 49 Mark angeboten,

Oben eine, unten bestenfalls zwei - die geringe Anzahl menschlicher Körperöffnungen steckt dem Geschäft natürlich Grenzen. Drei Öffnungen kombiniert mit den beiden hervorstehenden oder heraushängenden Organen Schwanz und Zunge plus den zehn Fingern - das ergibt immer noch nur eine Zahl, deren Wurzel sich auf der ersten Seite der Gauss'schen Logarithmentafel ziehen läßt. Neuland läßt sich nur in Quantitäten entdecken - etwa bei jenem schwarzen Riesenschwanz aus Gummi in Unterarmgröße (von der Firma Excellent Spezial Gummiwaren für 95 Mark), für den aber eigentlich nur ein beidseitig amputierter Fist-Fucker Verwendung haben kann. Bleiben, als einziges in Konzeption wie Design originelles Angebot, die »Duo Playballs«, zwei mit einer Schnur verbundene Kugeln, von denen es heißt: »Bekannte Gynäkologen haben nach langjährigen Versuchen herausgefunden ... Frigidität heilbar ... langersehnter Superorgasmus ... «

Ähnliche Garantien übernehmen die Firmen, die Enricos »Heilmittel«Abteilung beliefern. Da gibt es - »Etwas teurer, aber welche Wirkung!« - die »Scharfmacher-Tropfen« (vom Rebecca-Versand für 15 Mark) und die »Super-Stander-Tropfen«, die wiefolgt zusammengesetzt sind: »Muira Puama Fluid 100 mg, Chantaris D 6 40 mg, Xereswein ad 100g.« Gebrauchsanweisung: »Zur Erregung 5 - 10 Tropfen in Flüssigkeit geben und trinken. « Dreimal täglich nach dem Essen?

Für 19 Mark 80 bekommt man »Stud 100 - Verzögerungs-Sprühlösung für Männer«, zum selben Preis die »PenisexPotenz-Arznei-Salbe« für den Mann oder »Clitorisex« für die Frau. Enrico glaubt an die Wirkung der Präparate - mit einer Einschränkung: »Die Salben sind gut. Für die Gummischw4nze. «

An dieser Stelle böte sich Gelegenheit für einige kulturkritische Erwägungen. Lassen wir sie verstreichen.

Sehen wir uns stattdessen noch das Super 8 Color Film-Angebot an, das Enrico feilbietet. Beachtung verdient da vor allem der James Dean unter den Porno-Filmstars, Larry Holmes, »the man with the biggest cock in the world«. Genau genommen handelt es sich um eine schwere Mißbildung, einen Penis von einem halben Meter Länge, den in erigiertem Zustand auch die größte Prostata der Welt nicht oben halten könnte. Hohnes »Jenseits von Eden« heißt »Sexorgy« und ist »special hardcore«. Der Verleih »Swedish Erotica« variiert das doch irgendwie vorgegebene Thema wirkungsvoll durch den Einsatz von Teakholz-Mobiliar. Eindeutig US-amerikanischen Ursprungs ist hingegen »Milky Mama«, denn »this film is dedicated to the titman ... « - über den Zusammenhang zwischen der Still-Unwilligkeit von USMüttern und der Liebe ihrer Söhne zu den Formen von Atomraketen wird viel zu wenig nachgedacht. Aber auch diese Überlegung bringt uns in Gaussens Logarithmentafel nicht eine Seite weiter.

Enricos Geschäft läuft, heute besser als gestern, ein paarmal besser als vor sechs Jahren. Morgen -wird es noch besser laufen. Ende der Sexwelle? Im Gegenteil, man muß sich nur rechtzeitig auf neue Trends einstellen, Generalrichtung: offener, klinischer, automatischer, phantasieloser. Industrielle Lösung des »Rausschmeissen, was er drinne hat.«Problems. Nicht einmal der Helmut Kohl dürfte ihm von rechts wegen gram sein: denn erstens wirkt Enrico - wer weiß? - vielleicht tatsächlich positiv auf die Kriminalstatistik, und zweitens trägt er beispielsweise mit dem Verkauf von »Steifer Schwanz und nasse Votze« gewiß dazu bei, daß es beim »Interlove-Verlag« in des CDU-Vorsitzenden heimischem Mainz-Kastel nicht zu Entlassungen kommt, das System der freien Marktwirtschaft also auch dort - wie auf der Reeperbahn - weiter von Sieg zu Sieg fortschreitet.

Konkret-Sexualität 1980, S. 63

Hans Eppendorfer

»Deutsches Mann viel Scheisse«

Wie ausländische Arbeiter eine Marktlücke füllen

DIE GROSSE FREIHEIT hinunter und dann links in die Paul-Rosen-Straße, ein Türkenlokal mit darüberliegendem Hotel; verwitterte Fassade mit halbblinden Scheiben. Müllsäcke und wilder Unrat an der Straße, vom Regen durchgeweicht. Orientalische Musik und das Gemurmel von Stimmen; Alkohol und Zigarettendunst in der Luft, überhitzt von drei Nachtspeicheröfen. Ein deutscher Frauenname an der Tür.

»Du glaubst, weil ich alt bin, brauche ich keinen Mann mehr?«, die Frage richtet sich an ein Mädchen Anfang zwanzig; Pagenkopf mit strähnigem, fettigem Haar über abgetragenem Second-hand-Chic mittvierziger Größe. Mindestens vierzig Männeraugen im Rücken; eine wohlig schnurrende Katze mit abgesoffenen Stimmbändern: Verkäuferin bei Karstadt in Altona. Die Freundin bereits über die erste Hälfte des Jahrhunderts; wasserstoffblondiert und mit angefressenem Doppelkinn, den Rest der Figur vergebens auf Form geschnürt und angetrunken hängengelassen. Die Wimperntusche strähnig abgeheult und unsicher mit dem Handrücken breitgewischt. Die offene Handtasche mit einer großen Packung Tampons am Fuße des Barhockers. Raki im Glas, ohne Wasser und gesalzene Pistazien, die halbe Handvoll für 1 Mark.

Die Rede und Gegenrede wie von einem letztklassigen Damenimitator: der Griff an die Brust, unübersehbar der Griff zwischen die Schenkel und die Augenflirts wie emsige, kokette Hummeln, aufgenommen wie zugeworfene Bälle. Die schrundige Hand an die Beule im Schritt, unmißverständlich von der Hüfte geglitten und die wulstigen Lippen unter dem Bosporus-Schnauzer mit der Begehrlichkeit eines überfressenen Karpfens. Minutensache: Durch den Seitenausgang ins darüberliegende Hotel, die Stufen hinauf in eines der Vierbett-Zimmer, zehn Mark die Nacht. Diskret und immer nacheinander, die Knoblauchfahne hinter sich; den Kleiderhaufen auf einem dreibeinigen Stuhl, fahl im Licht der schirmlosen Glühbirne. Blätternde, stockfleckige Tapete an den Wänden und modrige Feuchtstellen an der Decke; zugig die Fenster zur Straße, die Türklinke in ständig wechselnde Hände.

Ein Mittwoch im Februar, vierzig Minuten nach Mitternacht.

»Wenn ich den ganzen Tag an der Mauer stehe, dann will ich abends Zärtlichkeit von meinem Typ, da fahr ich richtig drauf ab«. Mona steht jeden Tag gegenüber der Davidswache. Wir kennen uns seit einigen Monaten. Ihre Hasenfelljacke leicht abgewetzt an den Ärmeln, Stiefel, Cordsamthose und Blümchenbluse ohne Knöpfe, Verlobungsring am Finger und eine Rolex-Imitation am Gelenk.

»Im Winter ist die Kohle nicht mehr so riesig.« Sie hat ihre kleine Dauersteige in einer nahen Pension »mit sauberem Laken, darauf lege ich Wert« und ein paar Stammfreier neben der Laufkundschaft, die mögen das Knabenhafte an mir«. Der Traum von einem Sparkonto, einer kleinen Wohnung »mit Platz für den Hund und weit weg vom Kiez« und einen Imbiß mit Mittagstisch, »ich kann nämlich richtig gut kochen, haben die mir im Heim beigebracht. Ich meine nicht so tolle Sachen mit Saucen, sondern mehr was Kleines.«

Vorige Woche lief sie mit einem blauen Auge herum, »von ihm«, vergeblich übergeschminkt. »Ach, der meint das gar nicht so, war nur'n bißchen voll und dann flippt er manchmal aus. Soo lieben wir uns auch! « Sie lacht und zeigt mir die frischen Knutschflecke am Hals.

Freitag, Ende Februar,

kurz nach Büroschluß.

Mehmet ist Asylant aus der Türkei, kommt aus Istanbul und lebt von der Sozialhilfe. Hat keine Arbeit, dafür aber -in kleines vollgeschriebenes Notizbuch »für meine Spaß«. Breite Schultern, mittelgroß, dunkelhaarig und quellendes Kräuselvlies auf der Brust bis hoch zum Hals; zupackende Pranken mit Nikotinfingern. »Deutsches Geld sehr gut; deutsches Frau auch gut, fickificki«, er lacht vergnügt, »deutsches Mann viel Scheiße«. Er sagt das ganz fröhlich und unbekümmert; selbstsicher, ganz Pascha, ganz Herr im Haus, wenn die Umschreibung erlaubt ist.

Er wohnt mit sieben Kollegen in einer Zweizimmerwohnung in der Feldstraße unterm Dach. Fast adrett zu nennen: deutsche Stangenkonfektion ohne Krawatte, Silberkettchen mit Namensschild am Handgelenk. Mehmet ist leidenschaftlicher Kartenspieler und Raki-Trinker; Moslem, na ja, und liegt am liebsten in der Sonne, wenn's welche gäbe. Von Arbeit hat er keine große Meinung, schon gar nicht, wenn man ihr per Arbeitsamt nachlaufen muß.

Dafür hat Mehmet viele kleine Fotos, von Birgit, Karin, Wilma, Bärbel oder Susanne, wie er stolz aufzählt. Kontaktadressen zwischen Wedel und Volksdorf, sorgsam aufgelistet mit Adresse, Telefonnummer und S- oder U-Bahn-

Station. Frauen. Und diese sucht er tagsüber auf nach einem gewissen Zeitplan und vorherigem Anruf, »Du dasein, ich kommen«. Und falls er wiedermal ein paar seiner anatolischen Freunde, meistens Seemänner mit einem kurzen Stopover für ein paar Tage da hat und der Landessprache unkundig, nimmt er sie einfach gleich mit oder vermittelt sie an seine anderen »Freundinnen«, meistens Frauen mittleren Alters, aber auch jüngere oder ältere; Hausfrauen, deren Ehemänner tagsüber bei der Arbeit sind.

Unauffällige Anlaufstellen in Hochhäusern, Mietblocks oder Reihenhäusern, die beste Zeit von elf bis drei. Ein eingespielter Schichtverkehr mit anschließender Entlohnung: Mittagessen, Kaffee und Kuchen oder Kurzdrinks, Zigaretten und wenigstens »einen Zehner für U-Bahn-Geld«, des öfteren auch die abgelegte Kleidung des Ehemanns; Hosen, Hemden, Schuhe, Unterzeug - alles schon in Plastiktüten vorbereitet und wie Siegestrophäen mit in die Stammkneipe genommen und unter den Kollegen aufgeteilt, getauscht oder für ein paar Mark verkauft. Zitat eines griechischen Taxifahrers: »Deutsches Frau nur gut sein für Spaß, nix gut für Kinder, viel zu weit unten, weil kann jeder drübersteigen.«

Dienstag, Anfang März.

Nichtsahnend im Berliner Tiergarten, den künstlichen Flußarm hinunter und über die Brücke, über die Gehwege in die umfangreichen Grünanlagen, ein Sonntag-Nachmittag. Vor mir eine Ansammlung von Ausländern, gegenüber dem buschartigen und nichteinsehbaren Unterholz, unweit des Wasserwerks. Ein jüngerer Deutscher unter ihnen, der irgendwelches Geld kassiert. Und immer wieder verschwindet einer der Ausländer im Gebüsch, um Minuten später, schwitzend und schweratmig wieder zurückzukommen.

Die Pirsch von der anderen Seite ergibt ein Mädchen unter zwanzig; offene Bluse, den Rock über die Hüften gestreift, im Stehen, hintereinander von gut fünfzehn »ausländischen Arbeitnehmern« bearbeitet, ringsherum zwischen den Büschen auf der Erde eine Anhäufung zerknüllter Tempotaschentücher.

Spätsommer 79.

Die starke Frequentierung durch Ausländer fällt auf, das zielstrebige Eintreffen zahlloser alleinstehender Frauen ebenso. Bayrische Gemütlichkeit an den verputzten Wänden mit Farbe, Papier und Pappe drapiert, rustikales Sitzwerk; Bierhumpen, Brotzeit und geschnitzte Emporen. Blechern scheppert die wechselnde Kapelle durch die Verstärker, vor der Bühne darf getanzt werden. Vollbusiges mit Enghosigem läutet sich durch die Tischtelefone zusammen, klingelt sich vom Balkon auf die Tanzfläche herunter.

Jugoslawen, Kurden, Griechen, Italiener oder Türken; vereinzelte deutsche Mannsbilder haben die schlechteren Karten und dazu die zahlreiche Weiblichkeit aus deutschen Landen in der gehobenen Gewichts- und Altersklasse. Kontakte paaren sich sinnlich, verschwinden ohne Gruß aufs abschließbare Herrenklo für die eilige Lust oder bei höherer Einlage in die umliegenden Absteigen; die Betten bereits heftig umgepflügt von den Vorgängern.

Aber was will man mehr verlangen für einen quittungslosen Zwanziger, nebst fließend Wasser, warm und kalt, einschließlich Handtüchern? Mit zurechtgezupfter Perücke ist man ja nach gut dreißig Minuten eh wieder da, zu neuem Fischfang. »Was heißt hier Zärtlichkeit; ich will gefickt werden«, so eine lebenslustige Barmbekerin. »Diese Kanacker sind ein Geschenk des Himmels, da haste mal richtig was in der Hand. Und wenn ich mal Lust auf nen Bimbo habe, gehe ich einfach in die Dorotheenstraße ins ... und feg mir ein paar davon rein. « Die Frage, warum sie an der Garderobe ihren Ehering in die Handtasche gesteckt hat, stelle ich nicht.

Ende Januar 80.

Was geschieht da eigentlich? Männer, die sich mittels Anzeigen in der Bildzeitung von Frauen zur Befriedigung kaufen lassen, »Männliches Modell nur für Sie, tel. 31 36 3 ... «, »Ich habe ziemlich viele Festfrauen, die immer wieder kommen. Ach, die wollen eigentlich so ziemlich alles, aber weniger das Sanfte. Ich glaube schon, daß sie am meisten Bock auf meinen Riemen haben ... «. Frauen, die sich in öffentlichen Parkanlagen nach Einbruch der Dunkelheit, getarnt mit Perücke oder getönter Brille, Ausländer einfangen gehen; auf dem Rasen, auf Parkbänken oder hinter Büschen. Frauen, die ausgebrochen sind und sich in obskuren Kontaktzentren wie Getto-Kneipen, Ausländerhotels, Absteigen, Witwenbällen oder pseudobayrischen Bierschwemmen ihre Befriedigung suchen.

Diskret, ohne Kennkarte und Fingerabdrücke. Ehefrauen, die sich tagsüber den ausländischen Hausfreund auf die Couch bitten, einen Obolus löhnen und damit begonnen haben, ein neues Gewerbe finanzieren zu helfen? Libido auf öffentlichen Herrentoiletten mit verrutschter Zweitfrisur; in ungemachten Billigbetten oder in der Garage eines Abbruchhauses am

hellichten Tag auf einer durchgelegenen Roßhaarmatratze in konzertanter Aktion und einem Wachposten an der Einfahrt, für alle Fälle.

Offene Jagd oder der Aufbruch in eine neue zwischenmenschliche Eiszeit; aus den Fugen gelaufen oder die Spätfolgen einer doppelbödigen Moraldressur? Wissen wir oder wollen wir nicht wahrhaben, was hier quasi unter unser aller Augen vor sich geht: Ausländer-Ehen mit deutschen Frauen für Geld zwecks Aufenthaltserlaubnis. Weibliche deutsche Konzessionsträger für Ausländerkneipen en gros gegen ein monatliches Handgeld zwischen 300 bis, 500 Mark und ambulanten Lustgewinn.

Die Endlos-Fabel vom schwachen Geschlecht; die große Fuge der Verleugnung, abgeblockt durch den Vorwurf der unzulässigen Verallgemeinerung, der Verdrängung in die Unwirklichkeit, daß nicht sein kann, was nicht sein darf? Bis uns vielleicht jenes Gelächter zwingt, dessen Gaumenlust uns noch fremd ist. Morgen, übermorgen vielleicht?

Unterschwelliger Rassismus, vielleicht Potenzneid, Mißgunst vielleicht gegen die zahllosen Ausländerjungs mit ihren deutschen, gleichaltrigen Freundinnen, längst nicht mehr so unerfahren, »gleich ein Brot in den Ofen zu schieben«. Der Plafond unseres eingefleischten Jungfrauentraumes, von dem wir nicht wirklich Abschied nehmen wollen, unsere Allergie gegen »zweite Wahl«. Selbstherrliche, taube und blinde Gehörnte, von den unerkannten Hausfreunden mit den Klappmessern in den Stiefeln.

Frauen, auf eigene Gefahr ausgebrochen aus ihrer körperlichen Reglementierung, dem altvertrauten Hackprinzip des Patriarchats. Ein neues Matriarchat im Vormarsch, wie einst in grauer Vorzeit? Den Erzeugern das Geheimnis der Zeugung vorenthalten; ihnen die Hoden abgetrennt und den Fischen zum Fraß vorgeworfen; Jünglingsopfer zur Fruchtbarkeit der Saat hingeschlachtet und eingegraben in den Staub. Dienstbar der Jagd und niederem Fron? Steht Rückkehr ins Haus, männlicher Mensch? Oder ein unwirsches Erwachen, mit Brandblasen für deine Eitelkeit?

Jene ältliche Frau in der grauweißen Kunstfaserbluse mit dem Wintermantel aus Ozelot-Azetat hinter sich auf dem Stuhl. Die das Knie hob gegen den stämmigen Kerl aus Bursa und dessen rauhe Fäuste plötzlich auf sie niederprasselten, auf sie einschlugen in verachtender Wut, trunken unterhöhlt. Wehr und Gegenwehr, als ein Auge zuschwoll und dünnes, hellrotes Blut aus der Nase zu tropfen begann und sich dennoch keine Hand zur Hilfe anbot. Eine Tür geräuschvoll aufflog, ein Schubs auf die Straße und ein massiger Frauenleib übers vereiste Kopfsteinpflaster schlidderte, welk und wirklich. Mantel und Tasche hinterher flogen, Mäuler, die ekelnd hinterher spuckten. Oder die Polizei-Razzia im Frühlicht und die zitternde, frierende Reihe verschlafener Frauenkörper in verflecktem Unterzeug und übergeworfenen Wolldecken auf dem zugigen Trottoir vor der Ausländerbleibe, zwecks Personalüberprüfung.

Die Fragmente lassen sich beliebig fortsetzen.

Kasten auf Seite 66:

Bericht einer Prostituierten

Macht hat was mit Geld zu tun

Also, diese Zwangsheterosexualität in der Ehe oder in der Zweierbeziehung, die als normal gilt, ist im Grunde mangelhaft, vor allem für Frauen. Der Hausfrau, die vermutlich einmal oder zweimal in der Woche von ihrem Ehegatten für fünf Minuten ins Bett gezerrt wird, reicht das nicht. Vielleicht hätte sie auch gerne Zärtlichkeit von ihm, aber eigentlich wichtig ist ihr offenbar eine befriedigende Sexualität nach den Maßstäben, die sie halt kennt: Ficken, und dann hat es sich. Und was der Prostituierten fehlt, die ja reichlich Freier hat, ist das Menschliche. Ihr fehlt was Warmes, was Zärtliches, Gefühle.

Für mich war Prostitution Arbeit. Punkt. Ich hab nichts weiter erwartet, als daß es so und so lange dauert und möglichst ohne große Einbußen bequem und glatt abläuft. Und daß es Geld gibt. Mir waren immer die Männer am liebsten, die auf Gefühle keinen Wert legten.

Ich hab meine Haut (inklusive erogener Zonen, Geschlechtsteile und so) abgestellt und meinen Kopf angestellt und angestrengt. Man muß sich unerhört anstrengen, um die Situation in der Hand zu behalten. Das ist vor allem eine intellektuelle Leistung. Freier, die mit mir eine Beziehung wollten, hab ich verachtet und zum Kotzen gefunden. Auch gepiesackt. Aber meistens fand so etwas wie gefühlsmäßige Gleichgültigkeit statt. Kein Haß. Hassen tut man nur jemanden, den man liebt.

Ein besinnungsloser Akt? Ich weiß nicht. Ich hatte schon alle fünf Sinne beisammen, oder sechs. Was die Männer dabei empfinden, weiß ich nicht. Ich kann das nicht erklären. Ist mir auch gleichgültig gewesen. Völlig. Die freuen sich. Die haben am Ende ihre Ruhe, sind glücklich, haben ihren Orgasmus gehabt, und ich hab mein Geld. Meine Befriedigung ist, daß ich mir damit eine gewisse Art von Privatleben leisten kann.

Ich bin nämlich lesbisch, und es ist teuer, lesbisch zu sein, weil man als Frau nicht an den Mann gerät, der möglicherweise mehr Geld hat als man selber. Sondern nur an eine andere Frau, die unter Umständen noch ärmer ist als man selber.

Eine Partnerschaft ohne Gleichberechtigung gibt es für mich nicht. Aber das ist schwer durchzuhalten, denn auch zwischen Frauen gibt es Machtverhältnisse, die natürlich mit Geld zu tun haben. Es gibt Mißtrauen von der einen Seite, die weniger Geld einbringt, oder umgekehrt. Man kann sagen, daß meine Lebensgefährtin meine Zuhälterin war, da sie weniger Geld hatte und von meinem Geld mitgelebt hat.

Wo immer Geld zu kriegen ist, schalten sich heute auch Frauen ein. Also auch in die Zuhälter-Branche, obwohl ich vorsichtig sein würde mit dem Begriff Zuhälter. Absprechen, wer wo wann steht, diese mafia-artig organisierte Zuhälterei, gibts bei lesbischen Zuhältern auch. Man kann sich auch als Frau durchboxen und in diesen Job reinkommen, an diesen Gangs beteiligt sein, die die Plätze verteilen und die Bullen schmieren. Es gibt in Hamburg eine oder zwei Frauen, die es geschafft haben. Nur: die wenigsten Prostis, egal, ob sie nun auf dem billigsten Strich stehn oder Super-Call-Girls sind oder in Peep-Shows arbeiten, haben richtige Zuhälter. Sie arbeiten auf eigene Rechnung, wie ne Ehefrau, die noch putzen geht und die Haushaltskasse aufbessert.

Ich arbeite zwar im Moment nicht als Prostituierte, habe aber fest vor, wieder anzufangen. Inzwischen hab ich einen »anständigen«Karriere-Job. Ich bin fest entschlossen, wenn ich es zeitlich schaffe, irgendwie beides zu machen. Das hat was mit dieser Spaltung in anständige und unanständige Jobs zu tun. Ich will meinen Acht-Stunden-Job auf sechs Stunden reduzieren. Also zwei Stunden, die für mich über sind. Was nicht heißen soll, daß ich jeden Tag zwei Stunden anschaffen gehen will. Vielleicht so zweimal im Monat.

Ich hab Schwierigkeiten mit meinem »anständigen« Job. Es kann dort zwar sein, daß Frauen dasselbe Gehalt bekommen wie die Männer, daß alles ganz ordentlich liberal geregelt ist. Trotzdem sind die Frauen immer noch diejenigen, die die schlechteren Jobs haben. Ich bin da eingestiegen an einer Stelle, wo eigentlich nur Männer arbeiten und merke ganz deutlich, was männlicher Arbeitsplatz heißt. Weißt du, ich hab ne Zeitlang in einer Bar gearbeitet. Obwohl es da nen männlichen Chef gibt, und obwohl nur Männer reinkommen, beherrschen Frauen diesen Ort. Männer empfinden sich als unpassend an diesem Frauen-Ort, sind eher ängstlich. Jedenfalls, aus dieser Scene, in der ich nur mit Männern zusammenkam, um an ihnen Geld zu verdienen, gerate ich plötzlich in dieses Angestellten-Milieu, an einen »normalen« Arbeitsplatz. Und da ist alles genau umgekehrt. Das heißt, ich muß zu Männern freundlich sein und kriege keinen Pfennig dafür. Männer, die ich zum Kotzen finde und die zum Teil aufdringlicher sind als Bargäste. Ich brauch einfach ein Gegengewicht dazu.

Konkret-Sexualität 1980, S. 69

Ulrich Clement

»Dieses schwindelerregende Ballett von Beinen, Armen, Küssen«

Ulrich Clement stellt ein Buch über »Die neue Liebesunordnung« vor und warnt.

LEIDENSCHAFT ist wieder im Gespräch. Bloß keine schlichte kuschelige Zärtlichkeit, wenn ihr nicht wenigstens kleine Perversitäten beigemengt sind. Sinnlich soll es zugehen. Das ist der neue hilflose Trend, und »Die neue Liebesunordnung« illustriert ihn - blendend, im doppelten Wortsinn. Das Buch ist eine Verführung, und ich bin ihr auch zuerst auf den Leim gegangen: Die Kritik an den bürgerlichen Intimverkehrsformen ist immer hilfreich, man kann sich so gut davon abgrenzen. Und die Illusion, die sie anbietet, ist verlockend. Zunächst mal.

Es geht los mit einer ätzenden Kritik an der männlichen Sexualität. Sie wird mit einer Bissigkeit dargestellt, die nur noch eine Karikatur übrigläßt: Dumm und gierig hechelt der Mann dem Koitus entgegen, um nach dem Orgasmus schlaff, leer und sinnlos herumzuliegen. »Die Ejakulation ist nicht nur armselig, sie ist auch stets präcox, vorzeitig, verfrüht. Sie erfolgt nicht zu ihrer Zeit, reift nicht, sondern ist plötzlich und unvorhersehbar da. In jeder Hinsicht ist ihr Erscheinungsbild katastrophisch. Mit einem Schlage ist alles vorbei: sobald der Mann dem Samenfluß freien Lauf gelassen hat, bleibt ihm nichts mehr. Alles ist gesagt, er ist 'befriedigt' - das heißt: er ist tot, völlig fertig, steht nicht mehr zur Verfügung ... « Was ist das denn? Selbstzerstörung als männlicher Höhepunkt? Ein paar Erläuterungen zu dieser Schnapsidee von Orgasmustheorie wären hier nötig. Sie fehlen. Stattdessen: eitles Belächeln der eigenen männlichen Verkümmerung.

Überlegungen zum »pornographischen Diskurs« setzen den Verriß fort. Auch hier »männliche Arithmetik«, geradlinig und zielgerichtete Gefühle. »Pornogral oder Die Hodenrepublik« ist das Kapitel mit angestrengter Witzigkeit überschrieben. Aber es sind mit die besten Seiten des Buches. Der Pornofilm als »Anti-Erzählung«, die Versatzstücke aneinandergereiht, die nur den tristen Regeln der Kopulationsgrammatik genügen. Seine Funktion ist der »Kampf um die Wortwörtlichkeit« des Geschlechtsverkehrs, die Zerstörung von Andeutungen, von Phantasie. Er weckt kein Begehren, sondern erledigt eine Disziplin, die die Ausübung der Lust regelt.

Die Stereotypie muß garantiert sein, daher auch der im Pornofilm übliche Samenerguß außerhalb der Scheide, sichtbar für den Zuschauer als Beweis, daß alles seine erkennbare Ordnung hat, daß nichts verborgen bleibt. »Die Pornographie will Schluß machen mit der despotischen Herrschaft des Narrativen über die sexuellen Beziehungen. Statt aus dem Sex eine Erzählung zu machen, entwickelt sich diese Gattung ihre eigenen Regeln, womit sie einer spezifischen Erwartung entspricht: dem Wunsch nach einer von allen Erzählstrukturen befreiten Libido.«

Zwei Kapitel über Prostitution - der Anfang des zweiten ist die einzige Passage, in der ich ein Bemühen erkennen kann, das schillernde Bild der alten Liebesordnung in einen politischen Bezug zu setzen. Der kapitalistische Markt zerlegt - parallel zur historischen Trennung von Privatem und Öffentlichem - den Körper in lust- und werktätige Organe. Ideologisch trägt das ein Genitozentrismus, der die Lust genital eingrenzt und für die Produktion einen nützlichen Restkörper bereitstellt. Die Prostituierten - und das ist ihr Provokation - lösen diese Trennung auf. Sie leisten abstrakte Arbeit mit ihrem Lustorgan als Arbeitsorgan, ebenso gleichgültig und austauschbar gegenüber dem Gegenstand ihrer Arbeit »wie die Arbeiterin in einer Fleischfabrik für die Würste, die sie zusammenschnürt«. Wieder eine der sinnigen Anspielungen, der unaufhörlichen Scherze, die es einem so schwer machen, dem Ernst der Argumentation zu trauen.

Vor allem, wenn dann dieser wüste Mißbrauch der Situation von Prostituierten folgt: Ihre Durchbrechung der Grenzen von Lust und Arbeit, der »Königsmord« am Genitale als dem ganz anderen, nämlich dem nichtkäuflichen und privaten, den die Prostituierten begehen (als ob sie das aus politischer Überzeugung täten), schafft eine entscheidende Voraussetzung für die Umwandlung zu einer anarchischen Intimität, der »neuen Liebesunordnung« nämlich. Das ist schon toll! Die Prostituierten, vorher noch als »Klassenletzte der Revolution« apostrophiert, werden nun zur Avantgarde der neuen Unordnung. Sie sollen die Despotie des Genitales beenden und eine neue Wahrnehmung des Körpers, eine herrschaftsfreie Sinnlichkeit ermöglichen. *Die* Analyse ist nun wirklich absurd - als ob die Grenzen für die große freie Leidenschaft durchbrochen werden und nicht für die leidenschaftslose Vermarktung.

Was dann über die ängstliche Enge von Zweierbeziehungen gesagt wird, kann ich zunächst noch nachvollziehen: die Formel: »Ich liebe Dich« steht im Dienst von emotionaler Sicherheit. Sie fängt Unvorhersagbarkeiten ein, bändigt Phantasie und Spontaneität, um dann den vertrauten Weg entlang zu gehen, der durch die Beschwörungsformel vorprogrammiert ist. So wird die Partnerschaft geordnet. »Ich liebe Dich« - oder der Bruch einer Beziehung. Zwei Versionen des gleichen Motivs, des Wunsches nach klaren Verhältnissen. Dieser Wunsch - und nun heben die Autoren auf ihrem fliegenden Teppich ab - entspringt der Furcht vor der Grenzenlosigkeit einer allumfassenden nichtsauslassenden Leidenschaft, in deren Besitz »die Frau« ist. Das Weibliche soll der Schlüssel zur »neuen Liebesunordnung« sein: »Die Geschichte der Verweiblichung, der Umkrempelung des männlichen Körpers, hat vielleicht gerade erst begonnen.«

So rauschen die Autoren von ihrer männlichen Selbstbeschädigung zu einer Anbetung der Weiblichkeit, die mit ihrer grenzensprengenden Leidenschaft die neue Liebesordnung einleiten soll, die den Männern vorläufig noch verschlossen ist. »Die Krämpfe der Geliebten besitzen nicht die platte Gewißheit des männlichen Samenausstoßes. Sie zeigen mir ein Gesicht, das ich nicht in meinen Blick zu zwingen vermag, als schliefe es, diese weißglühende Haut, die sich an mich preßt oder mich flieht, dieses schwindelerregende Ballett von Beinen, Armen, Küssen, das mich einbezieht, mich zurückweist, das sich an meiner Berührung entzündet, aus meinem Fernsein Wildheit zieht, mir von tausend Dingen spricht, die ich nicht verstehe, und mir immer nur das eine mitteilt: ich bin nicht, wo du bist, ich hebe an, wo du noch nicht einmal zusammenzuckst, weder kannst du mich klar sehen noch in anderer Weise wahrnehmen, weil ich nicht dem Vorstellungsbereich angehöre, in dem du deine Sinneserfahrungen machst. «

Mânnerphantasie par excellence, die den Chauvinismus von den Beinen auf den Kopf stellt: So hätte man sie gerne, entfesselte Weiber, die den Männern mit ihren ordentlichen Gefühlsverhältnissen Hören und Sehen vergehen lassen. Hinweg aus dem Jammertal des sexuellen Alltags ins Paradies des bebenden Wahnsinns, wo die Urweiber zuhause sind!

Mir bleibt die Luft weg bei soviel anstrengender Leidenschaft, die nur auf Ekstase und Euphorie verkürzt ist. Den Rückzugsmöglichkeiten in die regressive Wärme und Ruhe einer Liebesbeziehung werden Intensitäten abgesprochen. Übrig bleibt eine entsinnlichte Sinnlichkeit, die nervenaufreibend ist, die absorbiert und außerhalb der Sexualität nichts mehr zuläßt. »Die neue Liebesordnung« will politisch sein, aber die weibliche Anarchie, die sie in Aussicht stellt, ist nicht mehr als ein Angebot von liberalistischer Beliebigkeit für jene satten Leute, denen die Gefühle ausgegangen sind.

Pascal Bruckner & Alain Finkielkraut: Die neue Liebesunordnung. Aus dem Französischen von Hainer Kober. Carl Hanser Verlag, München, Wien 1979. 29,80 Mark

Konkret-Sexualität 1980, S. 69

Christian Klippel

»Ruhe im Glied!«

Das ist die Liebe der Matrosen und anderer Waffengattungen

In Friedenszeiten gilt für die Bundeswehr die Parole Liebknechts: Der Hauptfeind steht im eignen Land! Der Hauptfeind sind die Rekruten, die Hauptschlacht ist der Lehrauftrag: vom Zivilisten zum Soldaten. Der Kampf richtet sich gegen den »inneren Schweinehund«. Dies Fabeltier, Mischung aus Schwein und Hund, ist erste Jagdbeute, jeder trägt es in sich. Es ist die Sexualität. Das Schwein, in matriarchalischen Gesellschaften oft heilig, ist das Symbol der Sinnlichkeit. Der Hund, domestizierter Wolf, ist das böse Raubtier. Lupa, die Wölfin, ist das altrömische Schimpfwort für Hure. Diese Tiere malen das Bild, das sich der Mann als Soldat von seiner Sexualität zu machen hat.

Das Rekrutierungsalter ist 18 Jahre, also am Ende der sogenannten Pubertät. Viele haben Freundinnen, manche sind bereits verheiratet. 15 Monate werden sie ihre Freundin bestenfalls noch am Wochenende sehen. Die verbreitetste Form von »Widerstand« am Anfang: Das Versetzungsgesuch, ein papierener Protest gegen die sexuelle Frustration.

Nun gibt es auch in der Kaserne Frauen. Im Verhältnis zur Soldatenzahl etwa vergleichbar dem Ei zur Samenmasse. Da sind die Frauen hinter den Aluminiumblechen der Kantine. Sie waschen die Tassen und Teller ab, tragen weiße Schürzen und Häubchen. »Muttis« genannt, übernehmen sie im Kasernenalltag die Rolle der Mütter zuhause. Dann gibt es die Helferinnen beim Zahnarzt oder beim Truppenarzt. Sie werden von Patienten im Warteraum »Karbolmäuschen« genannt oder »Nüllenflickerinnen«. Sind die Soldaten auch nur wegen verstauchter Füße oder Zahnschmerzen beim Arzt, empfinden sie ihre Nülle, ihren Schwanz, bereits als flickenswert, als krank. Dann gibt es - manchmal - die junge Tochter oder Angestellte des privaten Soldaten-Bar-Pächters. Sie wird tief angeblickt beim Camel-, Kakao- oder Bockwurst-mit-Brötchen-Kauf. Manchmal ein scharfer Witz, ein geiles Gerücht über sie, niemals glaubwürdig: auch sie hat die Nase von Soldaten gestrichen voll.

Am Wochenende kommt der Soldat nach Hause. Seine Bedürfnisse am Wochenende reproduzieren die Woche mit umgekehrten Vorzeichen. Viele Kontakte lösen sich, Freundschaften gehen zu Bruch. Auf einem Kasernen-Klo las ich: Liebe ist, wenn du nach 456 Tagen noch dieselbe Freundin hast. Die Schuld am Ende der Beziehung wird der Freundin gegeben.

Eine Möglichkeit, die Trockenlegung des Luststroms aufzuhalten, ist Onanie. Wir lagen zu acht in einer Stube, trotzdem habe ich während meiner Dienstzeit keinen Soldaten - außer mir selbst - onanieren sehen. Wenn ich von mir auf andere schließe: onaniert wird so, wie die Anstrengung am Anfang, die gähnende Langeweile am Ende es zulassen. Nicht übermäßig also. Phantasien darüber sind virulent: Klo-Bilder tropfender Schwänze, Plänkeleien während der »Nato-Pause«. Aber der »Wichser« ist ein Schwächling, einer, der seinen Notstand eingesteht. Wer beim »Rubbeln« oder »Schütteln« von Kameraden gesehen wird, braucht für Spott nicht zu sorgen.

Wo gehen nun die Triebe hin? Der Soldat beginnt, seine Sexualität als Ballast mit sich herumzuschleppen. Ruhe im Glied! Was zunächst Zwang war, wird Gewohnheit. Das Kasernenleben muß mit Lust besetzt werden. Es ist die: Was-uns-nicht-umbringt-macht-uns-nurnoch-härter-Lust. Die notwendige Umspinnung des Körpers mit Stacheldraht, der den Körperpanzer aufbauen hilft. Nach den ersten Märschen sitzen die Soldaten stolz beim Abendbrot: »Immerhin, wir habens hinter uns!« Jemand sieht skeptisch in die Teekanne: »Möcht ja nicht wissen, was da drin ist. Sicher son Impotenz-Macher wie sie es früher immer reingetan haben.« Impotenz, die allgemeine Angst. Umgekehrt am Freitagmittag: es gibt Spiegelei mit Spinat. »Kraftpillen, damit du dich zuhause richtig ausfickst!« Ob wahr, ob unwahr - der Soldat sieht schamhaarscharf die äußere sexuelle Kontrolle durch das System, seine Phantasie drückt klar die Angst aus, daß der Strom lebendiger Energie vom Apparat absorbiert wird wie Schmutzwassser von einem Schwamm.

Schmutzwasser. Der Soldat lernt es kennen. Bis zu den Schultern im Schlamm, Wachposten ausheben bei Regen, Märsche in aufgeschwemmtem Gelände. »Auf den Sack schmeißen, auch wenn's Kuhmist ist. « Das vielbeschworene neue Naturverhältnis entsteht: Leben auf, in, um Scheiße. Leben wie eine Klobrille: man macht viel durch. Es muß sein. Zurück zur Analphase. Stundenlange Putzmanöver. Wassereimerweise fließt Schmutzwasser durch Fliesengänge vor der Heimfahrt ins Wochenende. Vom sauberen Zustand der Geräte, Spinde, Stuben hängt das Wiedersehen mit der Frau ab. Wir töten nicht, wir säubern nur, sagt Ödön von Horväths Soldat. Die Dämonisierung der Lebendigkeit als Dreck garantiert den reibungsfreien Ablauf von Drill und Disziplin. Das Schleifen des »Haufens« zum geometrischen Ornament, die »Pißbogen-freie« Linie oder Reihe auf dem Exerzierplatz, das kalte, systematische Marschieren der Massenmaschine braucht die Fortsetzung des Befehls nach innen als Analneurose. Die Soldatenfetische Maßband, Trillerpfeife, Reservistenschnur führen nach unten aus, was Befehl ist: Abstraktion des Lebens zur Zahl. Gegenständliche Mythenträger ihres Status: »Da, du Rotarsch, darfst mal mein Maßband knutschen!« Die Klowände beschrieben mit dem Wort »Scheiße«, dem häufigsten Wort überhaupt.

Und dann die oralen Befriedigungsmittel. Bier- und Zigarettenkonsum, Freßgelage und natürlich die Sprache selbst. Nach »Scheiße« steht »Fick« auf Platz 2 der Lieblingswörter. Es bezeichnet nicht Lust, sondern Unterdrückung. Oder: die Soldaten spüren, daß Unterdrückung die Lust ihrer Vorgesetzten ist. man redet vom Sport-Fick, dem Zusatz-Fick nach Dienst, dem Stuben- und Revier-Fick, dem Gelände-Fick im Freien. Er kommt vom »Ficker« und dient dem »Rund-Machen«. Rund wie ein Appel ist, wer nicht mehr aneckt, ausrutscht. Auch hier Analangst: Scheiße, etwas Glitschiges, Rutschiges. Die Rotärsche oder Rekruten werden auch Koffer oder Muschies genannt.

Koffer ist sonst ein Synonym für Furz. Muschi, Möse, pars pro toto für Frau, bezeichnet den Rekruten als noch ungefickt, nicht ernstzunehmen, noch kein Soldat. Es bleibt ein Schimpfwort, schlimmer als »Votze«, wie sich die Soldaten gegenseitig nennen. Es ersetzt das harmlose »Arschloch«. »Votze« bedeutet eher Angst als Wunsch, denn »Gummivotze« wird die Gasmaske genannt. Wilhelm Reich sah in der Wiederherstellung einer tiefen Atmung den Anfang einer Neurosenbehandlung, die Befreiung von der Orgasmusangst. Die Bezeichnung »Gummivotze« für die verhaßte ABC-Schutzmaske kennzeichnet die soldatisch-männliche Neurotisierung beim Bund.

Am schlimmsten ist der Griff nach den Tratimen. Lose your dreams and you will lose your mind. Mann schläft bleiern, traumlos bei der Bundeswehr. Ein früherer Soldat erzählte mir, daß er erst nach einem Jahr von seiner Dienstzeit träumte. Dann einige Wochen hintereinander jede Nacht. Die Nachtalarme, Nachübungen, die Weckmanöver am Abend, das Aus-dem-Bett-Schmeißen traumatisieren durch Traumverlust. Der Körper ist immer gespannt, unruhig, unausgeschlafen. Am Ende der Quartale ziehen Reservisten nachts laut durch die Kaserne. Höhepunkt des Amüsements: Rekruten-Wecken. »Der Soldat«, sagt die Vorschrift, die sie unwissentlich weiterführen, »schläft nicht, er ruht nur.« Der terrorisierte Soldat lebt ständig in Bereitschaft.

Mit einem Kameraden kam ich in der ersten Woche der Grundausbildung zum Block zurück. Mittagspause, einige Unteroffiziere standen vorm Haus und redeten. »Siehst du den Riesenschwanz?« fragte der Kamerad und zeigte nach oben. »Nein, wo?« Ich verstand nicht, was er meinte. »Na, aufm Dach, der Riesenschwanz vom ... « er nannte den Namen des Zugführers, »... der steht schon bereit für heut nachmittag.« Diese Halluzination wurde zur Leitphantasie des Grundausbildungszuges. Seine Verständlichkeit, Gültigkeit konnte von allen übernommen werden. Schließlich ist »Fick« der Sammelbegriff der ganzen Ausbildung.

Militär also als männlicher Akt? Eher als antisexueller Kampf, der sich sexueller Energie bedienen muß. Kissenschlachten führen zu Arsch-Zwicken, Raufereien, Eier-Grabschen. Meist ebbt es ab, nachdem jeder jedem vorgeworfen hat, eine »schwule Sau« zu sein. Schlimmste Drohung: »Das werd ich deiner Freundin schreiben! « Das Ganze bleibt auf CVJM-Niveau. So flexibel, so phantasievoll, um sich wirklich homosexuell zu befriedigen, ist man nicht beim Bund. Die Beziehungen untereinander bleiben uneingestanden, sind tabu.

Auch in kleinen Gruppen sind die Beziehungen hierarchisch. Im Lauf der Dienstzeit ist Isolierung der Normalfall. Nach der Gruppenausbildung verkumpeln sich Unteroffiziere und Gefreite, duzen sich. Sonderstellungen haben die Zugführer. Mehr Respekt kommt Offizieren entgegen, für sie gibt es weniger Spitznamen, dafür Mythen über die Brutalität, Gerüchte über ihre Karriere, nicht ihre Sexualität. Man weiß genau, wer in der Kaserne schwul ist, aber man weiß nichts darüber. Allgemeiner Angstauslöser ist der Kompaniechef. Vater der Kompanie. Er wird gehaßt-liebt.

Sexhefte liegen im Spind, PIay-Girls von Januar bis Dezember zieren seine Wände. Man redet von Bars, wo Frauen aufgerissen werden, man geht in Discos, man macht die Erfahrung, überall als Soldat erkennbar zu sein. Und wieder bleiben die Soldaten unter sich oder allein. Vom Puff wird geredet: jeder kennts, jeder hats gesehn, aber: Wer hat so viel Pinke-Pinke, wer hat so viel Geld ... Im Laufe der Dienstzeit wird Sexualität zu einem leeren Ritual, das wie auch immer aufrecht erhalten werden muß.

Tag Null, Entlassungstag. Die Erwartungen konzentrieren sich nach draußen, schleichend besetzt sich die ganze Welt mit sexueller Lust. Und auch der positive Schlußstrich unter ihre Dienstzeit, dieses: »Wenigstens ist mir in dieser Zeit klar geworden, wie schön die Welt ... «, ist nur notwendiger Abschluß der Neurose. Der Soldat steht der Welt als Lustobjekt gegenüber. Günter Herburger beschrieb in SEXUALITÄT-KONKRET I einen Jungen, der in einen Maulwurfshügel fickt. That's it. Es ist der sadistische Akt, der mit Gewalt holen will, was er sich so lange selbst verweigert hat. Der Hure Welt auf den Leib rücken, abströmen lassen, was sich so lange hat anstauen müssen. Vae ficktis!

Konkret-Sexualität 1980, S. 71

Sonja Schwarz-Arendt

»Na, das sind so lasche Typen«

Wie die neuen Hausmänner kochen und backen, Kinder pudern und wickeln, nähen und stricken gelernt haben, wie sie sich dabei fühlen und wie sie gesehen werden

Wir haben uns so an ihn gewöhnt, an den Buh-Mann, der von der letzten Bastion des Patriarchats, dem Kehrichthaufen der Geschichte unter Säbelrasseln und Flaschenklirren geleerter Sixpacks sein »Ich bin ein Chauvinist und kann nicht anders! « grölt. Da steht er nun, den Hauch vom Untergang schon im Nacken, mit stumpfen Waffen und schwindender Gefolgschaft, angeklagt der ständigen Menschenrechtsverletzung gegenüber Frauen und Kindern: der sexistische Finsterling mit der Faust im Gewande, der dann noch »Wucher treibt mit dem Leid«, das er anrichtet, wie es Leona Siebenschön in ihrem leidenschaftlich-pessimistischen Buch »Im Kreidekreis« ausdrückte.

»Vorurteile dienen der Abwehr besserer Einsicht«, meint sie auch. Und wie steht es um die Legende vom Dämonischen der Y-Chromosomen, vom »ewig Männlichen«, und mit der Überwindbarkeit des Patriarchats von Mann und Frau gemeinsam? Denn das dürfte zumindest für 97 Prozent der Frauen interessant sein.

Nachdem der halbherzige Softie nun erst recht heulen darf, weil er sich als Pappkamerad erwiesen hat, betritt jetzt Lord Jim die Szene und stellt sich auch im Alltagsleben unter Aufgabe seiner Privilegien mit den Erniedrigten und Beleidigten der anderen Hälfte der Welt auf eine Stufe: als Hausmann.

Na, wo gibt's denn sowas? In deutschen Nachschlagewerken, wenn überhaupt, erst seit 1977, in Verbindung mit Hans Apel, der sich für den »Spiegel« 1977 mit Staubsauger fotografieren ließ (s. Dudenwörterbuch, Ausg. 1977). Ansonsten wird der Hausmann als Hauswart ausgedeutet. In der deutschen Wirklichkeit jedoch scheinen die männlichen Kollegen der Hausfrau ziemlich zahlreich zu sein. Auf die Annonce: »Wer ist Hausmann und möchte über seine Situation Auskunft geben?« in einigen Zeitungen und Zeitschriften unter »Vermischtes« meldeten sich auf Anhieb 126 Hausmänner, 89 allein aus Berlin - die eindeutigen und zweideutigen Angebote nicht mitgezählt.

Hausmänner scheint es überall zu geben: in Nord und Süd, in der Stadt häufiger als auf dem Land. In den »urweiblichen« Beruf drängt es den ehemaligen Drucker Thomas Greiser aus Hamburg, den früheren Gärtner Carlo Schmidt aus Berlin, den Ex-Manager Roman Fiedler aus Gelsenkirchen, den arbeitslosen Ingenieur aus Oberbayern, den ehedem vielseitigen Unternehmer, der jetzt seinen Unternehmungsgeist in den Dienst der Familie stellt, ebenso wie den Kindergärtner, Ralph Lindenau, der seine Fähigkeiten nun als aktiver Vater entfaltet.

Der früher erfolgreiche Rechtsanwalt gehört dazu wie der ehemalige Strafgefangene, der beschäftigungslose Akademiker, der verabschiedete farbige GI und der Frührentner. Der bekannteste Hausmann dachte beim Kochen und Putzen im amerikanischen Exil über das Sein und das Nichts nach: Ernst Bloch, wie man in dem Buch »Schwarze Landschaft« von Lutz von Werder nachlesen kann.

Der jüngste Mann mit Schürze, der auf sich aufmerksam machte, ist 22 Jahre alt, der älteste geht auf die Sechzig zu und sehnt sich zurück nach den Zeiten, als noch die Kinder im Hause waren.

Fragt man den sogenannten Mann auf der Straße nach seinen rollentauschenden Geschlechtsgenossen, ist der Hausmann eine persona non grata: »Na, das sind so lasche Typen, die bringen es halt nicht! « »Die sind zu faul, arbeiten zu gehen!« »Die lassen sich aushalten und nutzen ihre Frau aus« »Pantoffelhelden!«

Der Widerspruch zwischen »Pantoffelheld« und »Ausbeuter« scheint da die gerühmte männliche Logik ebensowenig zu stören, wie der Umstand, daß ein arbeitender Mann seine Hausfrau »versorgt«, während ihr männlicher Kollege von seiner treusorgenden Gattin »ausgehalten« wird.

Dazu die Frauen: »Die sollen ruhig genauso ran und sehen, wie schwer die Arbeit ist.« »... daß ein Mann-sowas ganz freiwillig macht, das verdient Respekt! « »Können die das denn auch? Ich meine so richtig?« »Phantastisch, ich würde gern mal nach Hause kommen und alles ist gemacht! «

Hausmänner machen offenbar nur Männern Angst. Gerade jüngere Männer sehen da Gefahr: »Das ist doch nun wirklich der mieseste Trick, diese Anbieder-Tour! Ist doch'n ganz fieses Manöver, um bei den Frauen besser anzukommen. Mit sowas wollen diese Typen anderen Männern nur die Frauen abspenstig machen! «, meint da empört ein zwanzigjähriger Berliner: »Ick kann nur sagen, wenn das umsichgreift... Na Prost Mahlzeit! Dagegen muß 'was getan werden, sonst angeln sich die Frauen ' die guten Jobs und unsereins steht auf einmal in der Küche. Na, det wäre ja noch schöner!«

Hausmänner als subversive Elemente des Patriarchats, als objektiv »Fünfte Kolonne« der Frauenbewegung? Ungeheure Paranoia: Ein Mann, der derartige aus der Rolle fällt, paßt weder in die romantische Idylle der heiligen Familie christlich-demokratischer Wertvorstellungen noch ins Feindbild von Feministinnen. Der orthodoxen Linken dürfte er ebenfalls

suspekt sein, da er sich aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß davonstiehlt. Außerdem: Versündigung am Leistungsgedanken und dazu noch wehrkraftzersetzend: In Lausanne erschien kürzlich ein Hausmann in voller Montur mit Baby auf dem Arm in der Schreibstube der Kaserne und stellte sich wegen Hausmannspflichten selbst uk!

Der unvermutete Krach im Überbaukasten kommt aus dem ideologischen Untergrund, der politischen Obszön-Zone: Dem grauen Alltagsleben, das Wilhelm Reich als den Ort des eigentlich Revolutionären ansah. Fundament der heimlichen Überbaustelle: der berufliche und gesellschaftliche Aufstieg der Frau.

Alle Hausmänner haben eine in Ausbildung und Beruf ebenbürtige, meist sogar überlegene weibliche »bessere Hälfte« zur Seite: der vormalige Erzieher seine Ehefrau Kollegin mit der besseren Stelle, der frühere Kellner eine Steuerberatungsgehilfin, der durch die Strukturkrise in der Bauwirtschaft arbeitslose Ingenieur eine Lehrerin, der ehemalige Strafgefangene, der keine Arbeit bekommt, wird von seiner Frau mitversorgt.

Der Mann im Haus, geläutert vom chauvinistischen Schürzenjäger zum altruistischen Schürzenträger? Der brave Mann, der an sich selbst zuletzt denkt, oder eine gescheiterte Existenz, ein müder Held, der den galgenhumorigen Spruch aus den Tagen nach dem Schwarzen Freitag »Hauptsache ich bin gesund und meine Frau hat Arbeit« nun emanzipationsverbrämt auf die Verhältnisse der achtziger Jahre anwenden will?

»Mich hat das wahnsinnig frustriert, daß ich gar nicht an das Kind herankam, als Renate noch in der Mutterschaftsfrist zu Hause war«, erklärt der 25-jährige Ralph Lindenau aus Berlin seinen Entschluß, den heimischen Herd zu hüten. Auch aus Fürsorglichkeit und zur Förderung der Frau steht der in früheren Zeiten als Taxiunternehmer und Töpfer tätige Karl Hummel, 34, für seine angehende Frau Doktor zurück: »Uns war klar, sie soll wegen dem Kind nicht das Studium und ihre Prüfungen unterbrechen. Sie sollte dazu die nach Möglichkeit besten Bedingungen haben. Die Magisterarbeit sollte gut werden. Die mußte gut werden, denn sie wollte ja noch ihren Doktor dranschließen.«

Für Dieter Stewering, geborener Koopmann, aus Berlin, war entscheidend, daß durch sein Daheimbleiben der Alltagsstreß abgebaut werden konnte: »Ich kann jetzt viel intensiver auf Marlene eingehen. Wir haben jetzt viel mehr Zeit füreinander als früher. Das hat sich sehr positiv auf unsere Partnerschaft ausgewirkt! « Till Geldner, der ehedem erfolgreiche Anwalt, spricht von einer Sinnkrise männlicher Existenz: »Irgendwann hatte ich einfach genug! Wenn sich jeder in seinem Beruf voll engagiert, hat man abends kaum noch Zeit. Wir haben vor lauter Streß total aneinander vorbeigelebt. Die Gespräche beschränkten sich schon aus Zeitnot nur noch auf Organisatorisches. Die Beziehung zu meiner Frau und daß sie das, was sie gern machen will, auch optimal tun kann, war mir da wichtiger als irgendeine dubiose Karriere. Ich brauche das nicht zu meiner Selbstbestätigung. Bei ihr als Kinderärztin ist das ganz was anderes! «

Der farbige Ex-GI, der sich mit einem Armee-Stipendium zum ElektronikFachmann ausbilden ließ und nun für Tochter Jessica und Frau Annette sorgt, meint: »Keine Krippe oder so'n Bullshit for the baby! Wenn ich hier was mache, dann ist das *meine* Wohnung und das tue ich für *mich, mein* Baby und *meine* Lady! Hier, at home, werde *ich* gebraucht, *me,* and nobody else! Beim Job ist es egal, ob ich da bin oder jemand anderes! That's the point! And I love them! Kann ich den Job so lieben! «

Wenn der Rollentausch perfekt ist, wird den männlichen Rollendeserteuren erst klar. auf welchen Handel sie sich eingelassen haben: »Ich habe das wirklich unterschätzt. Diese ständige Nervenbelastung mit einem Kleinkind und daneben noch die Hausarbeit. Du mußt ständig zwei, drei Sachen gleichzeitig tun, und das ohne Pause! Ich bin abends schlimmer geschafft als nach zehn Stunden Taxi fahren. Ja, ich fühle mich vom Haushalt und dem Kind total gestreßt!...

Und wenn man so will, auch doppelbelastet, denn die alten Männerpflichten hängen ja auch noch auf mir drauf: die schweren körperlichen Arbeiten, handwerkeln in der Wohnung, Auto reparieren und die Familie schützen«, stöhnt Karl Hummel, der sich auch schon als Kapitän mit einem Fischkutter auf hoher See im Sturm bewährt hat: »Früher galt ich als besonders nervenstark. Heute merke ich, wie es in mir rumort, so daß mir jetzt oft die Nerven durchgehen. Von Irene, die ja die Hausfrauensituation aus eigenem Erleben nicht kennt, fühle ich mich wirklich oft unverstanden!«

Die neuentdeckten Vatergefühle, die sich nicht erst zum Sorgerecht haben beim Scheidungsrichter melden, werden manchmal hart auf die Probe gestellt: »So einen Zweijährigen mindestens einmal täglich aus der Scheiße zu wickeln«, berichtet Thomas Greiser von den Härten seiner Vaterschaft, »... der Geruch und da noch 'reinfassen, denn der Sascha verträgt keine Papierwindeln. Während Siegrid das wie das Normalste von der Welt erledigen konnte, mußte ich anfangs, wenn ich die Kacke von der Windel im Klo abgespült habe, manchmal gleichzeitig ins Waschbecken kotzen. Sie meinte dann: 'Ach, 'stell dich nicht so an, das bißchen Kinderschiete! Du brauchst nur durch den Mund zu atmen und wenn's ganz schlimm ist, 'n Moment die Luft anhalten! Wirklich, das geht, denn den Luxus auf Empfindlichkeiten kann man sich mit 'nem Kind und 'nem Haushalt wirklich nicht leisten. Das habe ich sehr schnell lernen müssen. Also. Zähne zusammenbeißen, denn der Sascha soll auf keinen Fall in die Krippe. Das haben wir uns versprochen und das will ich auch halten! «

Nicht die Einsamkeit in der Wohnung, oder die Frau, die mal brummig nach Hause kommt, (»Ich weiß doch wie's im Berufsleben zugeht. Das kann ich doch nicht persönlich nehmen!«) oder der Mangel an Selbstverwirklichung scheint so

unerträglich zu sein wie die finanzielle Abhängigkeit. Obwohl sich die Partnerinnen vor Hausmännern sehr großzügig zeigen und ihren Männern daheim meist sogar völlig freie Hand über die Finanzen lassen.

»Wenigstens ab und zu etwas dazuverdienen, nicht weil das vielleicht unbedingt nötig ist, nein, nur so ... !« Sie verdienen sich ihr Extra-Taschengeld, indem sie vielleicht zweimal die Woche als Familienhelfer, Handwerker, Sport-Trainer oder Dressman arbeiten. Dem zuverdienstwilligen Hausmann kann dann folgendes passieren: »Im Büro fragten mich die Herren nach meiner Berufstätigkeit: 'Ich bin Hausmann!' Die hatten da nur ein blödes Grinsen: 'Wenn Sie nebenbei, also nebenberuflich arbeiten wollen oder arbeitslos wären, ginge das, aber Hausmann? Nein, sowas stellen wir nicht ein! «

Der Österreicher Günter Michael Kletter zieht aus dem Erlebnis das Fazit: »Hausmann scheint also gleichbedeutend mit einer geistig minderwertigen Tätigkeit! So muß es auch einer Hausfrau ergehen! Diese Diskriminierung... und plötzlich bin ich mitbetroffen!« Sein Kollege Ralph Lindenau wäre zumindest in einem Punkt froh, wie eine Hausfrau behandelt zu werden, denn die AOK-Berlin hat ihm als einen durch seine Frau Mitversicherten lange Zeit das Krankenscheinheft verweigert: »Hausmann, Hausmann, sowas gibt's nicht! Entweder Sie arbeiten, dann sind Sie versichert! Oder Sie sind arbeitslos, dann sind Sie auch versichert! Oder aber Sie sind arbeitsscheu.. Na, und dafür sind wir nicht zuständig.«

Der Mann, der seine Herrlichkeit in der Tat ablegt und um ein neues Selbstverständnis ringt, kann sein blaues Wunder erleben, wenn er so eklatant gegen das Rollendiktat verstößt, denn das seine ist im Gegensatz zu dem der Frau noch nicht durch ein Jahrhundert Emanzipationsbewegung entschärft. Das Patriarchat bestraft seine männlichen Dissidenten besonders hart, nicht nur durch den Arm der (Un-)gerechtigkeit wie bei der Rentengesetzgebung, sondern durch die »ganz normale« alltägliche Diskriminierung, weniger in der Großstadt, mehr auf dem Lande und in der Kleinstadt.

Auf starke Ressentiments stößt der Rollentausch in Arbeiterkreisen und in der Unterschicht. Wenn Herr Buschenski in Bielefeld mal um's Eck auf ein Bier gehen will, erlebt er »das reinste Spießrutenlaufen«. Alois Keller durchlebte Jagdzsenen in seinem oberbayrischen Dorf, so daß er mit seiner Familie ins großstädtische Exil flüchten mußte, »um sei Ruah zu haben«, vor Männern, die dem Rollenverräter sehr häufig Prügel anboten, »damit er doch mal zeigen soll, ob er noch ein Mann ist. «

Auch Väter und Brüder distanzieren sich von diesen Überläufern in die »weibliche Welt«, während die Frauen, gerade auch die Mütter und Schwestern, fast ausnahmslos zu ihnen halten. »Nein, von Frauen kenne ich das überhaupt nicht. Die finden das gut. Und wenn die dann merken, daß man nicht nur so ein 'Mal-Rein-Riechen-Hausmann' ist, dann akzeptieren die einen voll. Es ist sogar schon vorgekommen, daß meine Kolleginnen im Park mich wie ein Mann, also wie eine Frau, in Schutz genommen haben bei Auseinandersetzungen mit Männer, wenn wir da mit den Kindern spazieren gehen. Also, diese spontane Solidarität der Frauen, meiner weiblichen Kollegen, das hat mich sehr beeeindruckt. Das fand ich sehr angenehm und beruhigend.

Doch so groß die Hilfsbereitschaft und Solidarität der Frauen von Hausmännern gerühmt wird, so wenig richtet sie in der Männergesellschaft aus. Alois Keller über seine Erfahrungen im Dorf: »Ja, aber was haben die Frauen im Dorf schon auszurichten? Was gültige Dorfmeinung ist, wird im Wirtshaus von den Männern erledigt! «

So geraten gerade die Hausmänner-wider-Willen - durch Arbeitslosigkeit, Arbeitsunfähigkeit, oder als Ausländer bereits in gesellschaftlicher Acht - noch stärker unter Druck. Sie haben keine Vorformen zu einem neuen Selbstbewußtsein gebildet und ihre neue Tätigkeit, weil »weiblich«, gilt als verächtlich, besonders bei einem Mann.

Roman Fiedler, der ehemalige Manager einer Getränkefirma in Gelsenkirchen, erinnert sich an seine »Roßkur«: »Ich fing an zu trinken und verlor an allem das Interesse. Auch ins Sexuelle ist das schnell gegangen. Ich bekam Angst davor.. Ich fühlte mich plötzlich wertlos und unterlegen. « Heute ist Roman Fiedler ein Hausmann aus Überzeugung, denn jetzt kann er, durch seine Hausarbeit für seinen Zweipersonenhaushalt nur wenig belastet, seinen Neigungen nachgehen, für die er früher im Bürostreß keine Zeit hatte. Er betätigt sich jetzt politisch, alternativ.

Politisch sensibel und kritisch sind die Hausmänner, nicht zuletzt wegen der erfahrenen Widersprüche, alle geworden, egal ob's der ehemalige Knacki, der Gärtner, der Manager, der Rechtsanwalt oder der Unternehmer ist. An der »Normal«-Gesellschaft lassen sie kaum ein gutes Haar: »Warum wird ein Mensch mit Kind an den Rand der Gesellschaft gedrängt? Da fragen sich doch die Politiker allen Ernstes, warum die Geburtenrate ins Bodenlose sinkt. In diesem Land, unter diesen Bedingungen ist es eine Zumutung, Kinder zu haben und aufzuziehen. Das habe ich jetzt erst gemerkt, und ich muß sagen, daß ich den Eindruck habe, daß wirklich nichts anderes hilft als ein genauso rabiates Mittel: Gebärstreik!«

Thomas Greisers Berliner Kollege Karl Hummel: »Das ganze Ausmaß, wie Frauen, beziehungsweise die traditionell weiblichen Betätigungen diskriminiert und verachtet werden, erfährst du als Hausmann ungeschminkt. Da wird keine Maske mehr getragen!« Der Afro-Amerikaner, für den »the man« im Ghetto von Houston immer der weiße Polizist war: »Wer 'ne schwarze, braune, gelbe oder rote Haut hat oder 'n Busen und 'ne Vagina, der ist für die Drecksarbeit da, der ist 'n Underdog! Der weiße Schwanz ist sowas wie'ne Mitgliedskarte von 'nem exklusiven Club! Na, und da es hier nur wenig Farbige gibt, müssen die Frauen herhalten! «

Ihre politischen Forderungen hören sich teilweise wie der Stereoklang zu denen der Frauenbewegung an: Sie fordern die Gleichheit für Mann und Frau in allen Bereichen, Lohn für Haus- und Erziehungsarbeit für Mann oder Frau, das vollbezahlte Babyjahr für Mann oder Frau, die Witwer-Rente, Halbtagsarbeitsplätze in allen Bereichen der Wirtschaft für Männer und Frauen (Modell: das Job-Sharing in USA), flexible Ladenschlußzeiten, spätere Anfangszeiten von kulturellen und politischen Veranstaltungen, damit Menschen mit Kindern auch aktiv am öffentlichen Leben teilnehmen können.

Mit dem gleichen Eifer, mit dem sich Guido Wahl als Politologiestudent in die Hochschulpolitik stürzte, widmet er sich jetzt als arbeitsloser Diplom-Politologe und Hausmann gleich für zwei Frauen der Organisation von Vätergruppen und agitiert werdende Väter zu aktiven Vätern und potentiellen Hausmännern, mit gutem Erfolg. Auch für den Aufbau eines Hausgeburtszentrums setzt er sich zusammen mit Ingrid und Bärbel ein.

Neben der politischen Regsamkeit ist auffällig, daß Hausmänner überdurchschnittlich kreativ sind: Roman Fiedler macht Fotokollagen und hatte eine Ausstellung, auch andere nicht durch Kleinkinder zu belastete Männer malen, dichten, musizieren, photographieren, Günter Michael Kletter zieht's zur Bühne, »Hamlet zum Kotelett«.

Nach der Verzweiflung der ersten Tage' mit dem Staubsauger, der nicht saugen will, mit den unergründlichen Waschprogrammen, mit dem mühevoll bereiteten Essen, das keinem schmecken will, und der Wäsche, die mal eine gelbe, grüne oder blaue Phase hat, legen die Hausmänner Ehrgeiz an den Tag: »Wenn ich was mache, dann will ich das richtig machen!« Unter dem Motto: »Selbst ist der Mann« tobt der Kampf des werdenden Hausmannes gegen die eingefleischte weibliche Dominanz am Kochtopf und im Kinderzimmer, die den lernwilligen Mann meist zum Hilfsarbeiter degradiert.

Hilfe suchen die Hausmänner in Kochbüchern und Fachliteratur über Hauswirtschaft und Ernährung sowie den »kleinen Tips für die Hausfrau« in Frauenzeitschriften. Wenn Not an der versierten Frau ist, läutet eher bei Muttern als bei der Gattin am Arbeitsplatz das Telefon. »Warum machst du das nicht so, wie ich es dir gesagt hab? Meine Mutter hat auch immer ... «, bekommt der Hausmann zu hören. Wenn sie nach Hause kam,« erinnert sich Thommi, »dann hat sie einen regelrechten Inspektionsgang durch die ganze Wohnung gemacht, hier gemosert, da gemäkelt, dort herumgemeckert! Ich stell' mir nur mal Spaßes halber vor, ich hätte mir früher einfallen lassen, so herumzumeckern:

'Warum ist denn kein Bier im Kühlschrank? Und die Suppe hat du auch wieder versalzen, Siegrid!' Na, die hätte mir vielleicht was erzählt! «

Der Ex-Gärtner Carlo Schmidt empörte sich: »Nur weil sie 'ne Frau ist, meinte sie, da nun die Wahrheit gepachtet zu haben! « Siegrid Greiser wurde aus der Küche hinausgeworfen: »War ja nicht auszuhalten diese ewige Besserwisserei!« erklärt ihr Thommi. Von seiner Renate, die Erzieherin, weiß Ralph Lindenau zu berichten: »Sie behandelte mich so komisch pädagogisch. Bei jeder Kleinigkeit fing sie an, mich wie einen Dreijährigen zu loben: 'Ach, hast du das wieder fein gemacht! Daß Du das schon kannst, ja toll!' Na, da kommt man sich doch wie'n Idiot vor! Irgendwann hab' ich sie dann gefragt: Na, sag'mal, merkst du immer noch nicht, daß du hier längst nicht mehr zuständig bist?«

Renate Lindenau nickt: »Wirklich, zuerst war das ganz schön komisch, sich daran zu gewöhnen. Erst als er das hier alles gemacht hat, habe ich erst einmal so richtig gemerkt, wie tief doch bei mir noch die Rolle gesessen hat. Jetzt ist das so, daß mich auf einmal beim Ralph Sachen anfangen zu nerven, die ihn früher bei mir genervt haben. Meine Pingeligkeit, nannte er das immer. So, und nun ist er derjenige, der sagt: 'Mensch, wisch das doch da gleich weg, sonst kriege ich das nachher beim Spülen nicht mehr raus.'«

Siegrid Greiser über ihre Lektionen aus der neuen Schule der Frauen: »Erst einmal habe ich gemerkt, wie weit auch ich die Abwertung der Hausarbeit übernommen habe. Gerade weil das Hausfrauendasein für uns Frauen, die sich mit der Rollenfrage beschäftigt haben, zu etwas Negativem geworden ist. Plötzlich ist dein Mann in dieser Position, prompt fängst du auch an, ihn geringer zu schätzen. Er ist zwar kein anderer geworden, aber er macht ja das, was für mich negativ belastet ist. Auf einmal erwischst du dich in deinem sonst so bewußten Kopf, daß du ja doch auf ihn stolz sein willst, und nun tut der 'was, worauf du für dich selbst überhaupt nicht stolz sein würdest. Trotzdem weißt du, daß es für ihn was Positives ist... Auweia, bin ich da ins Schleudern gekommen! «

Gerda Kletter-Zahren, die 45-jährige Steuerberaterin, kennt diese Sorgen nicht, denn sie ist sowieso der Meinung, daß ihr Günter Michael das alles viel besser kann als sie: »Ich kann zwar gut Geld verdienen, aber überhaupt nicht wirtschaften. Während meiner zwanzigj ährigen Junggesellenzeit habe ich mich, glaube ich, fast nur mit belegten Broten ernährt. Also, ich hab' nie kochen gelernt und mein Mann kann phantastisch kochen. Im Gegensatz zu früher, wo er auch noch als Kellner gearbeitet hat, komme ich heute gern nach Hause, freue mich richtig drauf. Wenn ich sehe, wie meine Kolleginnen im Büro sich noch nicht einmal eine Mittagspause gönnen können, weil sie ja wegen der bekloppten Ladenschlußzeiten einkaufen rennen müssen und dann nach Büroschluß zu Hause mit der zweiten Schicht anfangen dürfen, da kann ich nur sagen: Wie gut geht's mir da! Ich komme nach Hause, setze mich an einen tadellos gedeckten Tisch, esse und kann mich entspannen. Dafür bin ich meinem Mann dankbar! «

In vielen Küchen, wo jetzt »der Chef persönlich kocht«, hängen eindrucksvolle Arbeitspläne an der Wand, die manchmal aussehen, als wären es Schaltpläne für ein vollautomatisches Stahlwalzwerk. »Wenn ich sonst eine Arbeit mache, überlege

ich ja auch, wie ich das am effektivsten mache. Dann macht man eben einen Plan. Hier: Jeder Arbeitsgang ist analysiert. Ich habe ausgerechnet, daß ich jetzt ein Viertel an Arbeitszeit spare. « Karl Hummel hat es zu hausmännlichen Hochleistungen gebracht: Er ist firm in Diät-Küche, kann Brot backen, auch ein Menü mit mehreren Gängen für eine zehnköpfige Gesellschaft bringt ihn nicht in Schwierigkeiten. Er schneidert und weiß auch, was zu tun ist, wenn eine Frau in Kindsnöte gerät, denn seinem Sohn Firm hat er als Hebamme auf die Welt geholfen.

Die »Verhaustierung« des Mannes als Rettung aus der Sinnkrise männlichen Lebens, Heim und Herd als stiller Schlupfwinkel, oder nur vorübergehend eine harte Schule für den Neuen Mann? Trotz des großen Interesses an der bislang unbekannten »weiblichen« Lebenssphäre und der Befriedigung durch ihre neuen Erfahrungen und weiblichen Tugenden kann sich bis auf wenige Ausnahmen kein Hausmann Haushalt und Kindererziehung als Lebenszweck vorstellen. Zurück in die Trampelpfade des Patriarchats mit seiner Hackordnung und der totalen Vereinnahmung im Produktionsprozeß durch den Acht-Stunden-Tag will kein einziger Hausmann mehr.

Karl Hummel kann da stellvertretend für alle sprechen: »Unsere Vorstellung ist ja nicht, den ganzen Rollenwahnsinn nur einmal andersherum zu machen. Nein, wir wollen die totale Gleichheit in allen Bereichen und die Auflösung der Rollen! Das heißt auch Abwechslung von Mann und Frau in der Erwerbstätigkeit und in der Kindererziehung und der Hausarbeit. Und da müssen wir Männer uns erst einmal fit machen. Warum sollen eigentlich beide voll berufstätig sein? Also wir kommen mit wenig Geld aus. Abwechselnd oder beide halbtags! Die Karriere, der Farbfernseher oder das tolle Auto sind doch nichts wert, wenn alles andere zum Teufel geht. Guckt euch doch mal um!«

Konkret-Sexualität 1980, S. 75

Ingrid Klein

Manchmal hilft ein Tiefkühl-Hähnchen

Ingrid Klein über die Alternativen zum Kreißsaal

HAUSGEBURT? Igittigitt! Bestimmt ne neue Frauenmacke. Da denkt man sofort an viel Blut, Kräuterumschläge oder einen Tidenkalender überm Wochenbett, weil 80 Prozent der Frauen von der Waterkant mit der Flut gebären. Oder man sieht die vielen wütenden Klinikärzte und -Hebammen vor sich, die den Arger mit den abgebrochenen Hausgeburten haben. Denkste:

Die Hebamme Frieda Kühn von der Hallig Oland hat seit sieben Jahren keine Hausgeburt mehr gehabt. »Heute kommt doch kein Arzt mehr raus zu uns, und die jungen Frauen wollen auch lieber in eine Klinik.« Und es waren auch nicht die Damen von der »offensiven Menstruation«, die unbedingt zuhause gebären wollten. Es war alles ganz anders.

Gaby Leisner ist 26 Jahre alt, Sozialarbeiterin, und lebt seit zwei Jahren mit Günter Peglau, 28 Jahre, Student, zusammen. »Ich wußte gleich, daß ich eine Hausgeburt machen wollte. Als ich schwanger wurde, hab ich mir stapelweise Illustrierte und Bücher besorgt und fand, daß ne Klinikgeburt nicht zu mir passen würde. Was da so als das Normale beschrieben wird, finde ich nicht normal, weder von der Geburt her noch von den Risiken für Mutter und Kind. Kinder sind normalerweise gesund, und Schwangerschaften verlaufen meistens ohne große Komplikationen. Durch das Erlebnis der Schwangerschaft ist auch unsere Beziehung viel enger und intensiver geworden. Das würde mir in der nüchternen Klinik alles wieder aus der Hand genommen. Ich hätte das Gefühl, daß ich das nicht selber bin, die das bringt. Deswegen bekomme ich mein Kind hier. Und die Hauptperson bei der Geburt bin ich.«

Ganz so mutig und entschlossen wie Gaby ist Ingrid Normann-Kühl, 27 Jahre, verheiratet, mit Wolfgang, selbständig, nicht. »In den ersten Monaten meiner Schwangerschaft wurde ich von meinem Arzt wegen Verdacht auf Eileiter-Schwangerschaft ins Krankenhaus geschickt. Von dem Schock habe ich mich noch nicht erholt. Mir wurde sofort gesagt, daß ich auf der Stelle dableiben müßte, daß Ultraschall-Untersuchungen nötig seien, daß alles lebensgefährlich sei. Ich bin dann drei Tage dageblieben, aber eigentlich nur, um ständig in ein Glas zu pinkeln, damit die eine quantitative und qualitative Urin-Analyse machen konnten. Ich hatte eh Horror vor Krankenhäusern, aber diese drei Tage haben mir den Rest gegeben. Ne Hausgeburt wollte ich aber auch nicht, davor hatte ich, zuviel Schiß. Wahrscheinlich habe ich mich verrückt machen lassen, von wegen, was alles passieren kann. Deswegen lieber eine ambulante Geburt: Ich fahre nur zur Entbindung mit *meiner* Hebamme, die auch die ganze Zeit bei mir bleiben wird, ins Krankenhaus. Die fährt mich dann anschließend mit dem Baby nachhause.

Immer wieder: Nur nicht in die Klinik. Und es ist eben nicht der Typ radikal-feministische Medizinstudentin, sondern es sind Frauen aus allen Schichten: Seit fünf Jahren nimmt dieser Trend zur Haus- bzw. ambulanten Geburt beständig zu. Und zwar bei Erst- und Zweitgeburten. Es sind hauptsächlich Arbeiterinnen, die sich daran erinnern, daß ihre Mütter auch zuhause entbunden haben. Das und negative Klinikerfahrung beeinflussen ihre Entscheidung, beim zweiten Mal zuhause zu gebären.

In Berlin gibt es 16 freipraktizierende Hebammen. Vier davon haben sich als »Hebammengruppe-Hausgeburten« eine gemeinsame Praxis in der Turmstraße 24 eingerichtet: Dagmar, Bärbel, Maria und Sylvia haben sich nach ihrer zweijährigen Ausbildung erstmal in Amsterdam fit gemacht für ihren Job. Dort gibt es im Gegensatz zu Berlin mit 1-2 Prozent Hausgeburten einen Anteil von 40 Prozent. Und von den Klinikentbindungen sind noch wieder 40 Prozent ambulant. Was in der Klinik bleibt, ist meist ein komplizierter medizinischer Fall. Dies und die Tatsache, daß es in Holland 50 Prozent weniger Geburtensterblichkeit gibt als bei uns sowie das Gefühl der Unselbständigkeit nach der Ausbildung waren Anlaß für die vier, sich gründlich umzusehen.

»Uns hat in Holland am meisten beeindruckt, daß die Hebammen dort gynäkologische Voruntersuchungen machen, Krebsabstriche, schneiden, nähen, also die gesamte Schwangerschaftsberatung und -untersuchung alleinverantwortlich durchführen. Sie werden dazu systematisch ausgebildet. In Skandinavien ist das noch weiter entwickelt. Dort können und dürfen Hebammen bis auf den Kaiserschnitt alles allein machen. Der Beruf »Frauenarzt« ist am Absterben. Aber bei uns ist der Ärztestand seit der Weimarer Republik ungebrochen stark und darauf bedacht, alles, womit Geld zu machen ist, in der Hand zu behalten.«

Sonst unfähig, auch nur einen Knopf an ihren Arztkittel zu nähen, beherrschen die Gynäkologen dieses urweibliche Feld und nähen auch die kleinste Dammnaht selber. Da darf keine Hebamme ran. Jedenfalls nicht bei uns. Das ist in keiner Ausbildung vorgesehen. Perfekte Arbeitsteilung. Leidtragende sind die Frauen, die vom Arzt zur Hebamme, von der Hebamme zum Arzt geschickt werden.

Gaby Leisner: »Ich habe Bücher aus den USA über Hausgeburten gelesen. Danach ist nur in 20 Prozent aller Fälle ein Schnitt nötig. Und hier kenne ich bisher nur Frauen, die bei ner Klinikgeburt einen Dammschnitt gekriegt haben. Die erzählen einem zwar immer, daß nur in Notfällen geschnitten wird. Aber da kommen dann so Winzlingskinder raus, und trotzdem wurde ein Schnitt gemacht. Wenn die Hebamme einen guten Dammschutz machen kann, und man sich selbst gut vorbereitet, dann tut das bestimmt nicht nötig. Ich vertraue meiner Hebamme, die es lieber auf einen kleinen Riß ankommen lassen will, bevor sie zum Messer greift. Das ist mir wirklich lieber, weil ich auch zwei Frauen kenne, die unglaublich Last mit dieser Naht haben, die nach zwei Wochen immer noch nicht gehen können. Jedenfalls: Der Günter massiert mich abends immer mit Weizenkeimöl, um alles schön geschmeidig zu machen. Ich hoffe, daß ich so durchkomme.«

Ihre Chancen, ihr Kind ohne Schnitt oder sonstige Komplikationen zuhause zu bekommen, sind 50 zu 50. Jedenfalls nach den Erfahrungen der Berliner Hebammen bei Erstgeburten. Bei Zweit- und Mehrfachgeburten werden ca. 30 Prozent unterbrochen und in der Klinik entbunden. Die Gründe sind meistens anomale Kindslage oder zu lange Dauer der Geburt. Die ehemalige Krankenhaus-Hebamme, Monika Kubitz: »Viele der eingelieferten Frauen können die Gefährlichkeit ihrer Situation überhaupt nicht abschätzen, weil sie auch nicht richtig aufgeklärt sind. Die meinen, mit einmal tief durchatmen können sie schon alles wieder in den Griff bekommen. Einige Frauen wollen auch auf Deubel komm raus zu Hause entbinden und sind unheimlich verbohrt. Können sich nicht damit abfinden, daß nicht alles so klappt, wie sie es wollen. Sie haben dann Wahnsinns-Aggressionen gegen uns und die Ärzte. Und oft auch gegen die eigene Hebamme, die dann natürlich die Schuld bekommt. Ich selber könnte nicht als freipraktizierende Hebamme arbeiten. Dafür habe ich im Krankenhaus zuviel gesehen. Auch wenn dies die Ausnahme ist, mir hat's gereicht:

Eine Frau wollte ihr viertes Kind zuhause bekommen. Es war ein relativ kleines Kind, also wahrscheinlich eine leichte, schnelle Geburt. Was passiert? Die Fruchtblase springt, die Nabelschnur rutscht vor. Das kann eigentlich gar nicht passieren, weil in den letzten vier Wochen vor der Geburt der Kopf schon ins Becken rutscht, und durch diese Absperrung die Nabelschnur nicht vorrutschen kann. Aber hier war der Kopf eben so klein, daß die Nabelschnur vorbei konnte. Der Kopf sackte nach und drückte die Nabelschnur ab. Das Baby drohte zu ersticken. Die Hebamme hat die Frau sofort umgelagert, damit der Kopf wieder nach hinten rutscht. In dieser Beckenhochlage kam sie zu uns und das Kind durch Kaiserschnitt zur Welt. In diesem Fall haben sich alle gefreut über die gelungene Geburt. Sonst wäre bestimmt die Wut der Klinikärzte gegen die Hebamme draußen mit ihren Hausgeburten voll rausgekommen.«

Damit rechnen die vier Hebammen in der Turmstraße ständig. Deshalb haben sie mit der Klinik am Mariendorfer Weg ein Abkommen über ambulante Geburten getroffen. Und wenn es irgendwelche Komplikationen gibt, unterbrechen sie lieber so rechtzeitig, daß sie noch in »ihre« Klinik fahren können. Manchmal war das dann nicht notwendig, aber sie sind lieber zu vorsichtig. Außerdem: »Die Angst, daß der Mutter oder dem Kind etwas zustoßen kann, wirste nie ganz los. Erst recht nicht, wenn man einmal erlebt hat, wie alles ganz anders läuft als geplant und erwartet und vorhersehbar war.«

Bärbel erzählt ein Beispiel: »Regine plant eine Hausgeburt. Es ist das zweite Kind. Während der Beratung stellen sich diverse Sachen raus, wie Nachblutung beim ersten Kind, Kindbettfieber und noch einiges mehr. Wir raten zu einer ambulanten Geburt. O.K. Weil das erste Kind schon nach vier Stunden da war, sollte sie sofort nach der ersten Wehe anrufen. Sonst warten wir sehr viel länger. Sie rief auch gleich an und ich war in zwanzig Minuten bei ihr. Da war der Muttermund bereits vollständig geöffnet, das heißt, das Kind ist jeden Moment da. Also nix mit Klinik. Wir mußten improvisieren. Ich konnte gerade noch eine Metagin-Spritze aufziehen, so ein blutstillendes Mittel.

Da ist sie auch noch ganz fürchterlich gerissen, weil das Baby, Kopf halb draußen, das Ärmchen nach hinten rausstreckte. Und dann war es auch schon da. Und die Frau blutete, blutete, blutete, und zwar nicht nur aus dem Riß. sondern auch aus der Gebärmutter. Die Spritze wirkte überhaupt nicht. Mangels Eisbeutel haben wir ihr ein tiefgefrorenes Hühnchen auf den Bauch gelegt und von unten mit Tüchern tamponiert. Und dann mit lalü lala in die Klinik. Dort dauerte es mindestens eine halbe Stunde, bis der Arzt endlich kam. Ich schätze, die Frau hat in der Zeit sowas wie 11/2 Liter Blut verloren. Ich war stocksauer, überhaupt in die Klinik gefahren zu sein, und von dort Hilfe zu erwarten. Die haben ihr dann nochmal Metagin gespritzt und irgendwann hat es auch geholfen. Muß eine Venenschwäche gewesen sein. Eine traumhafte Hausgeburt!«

Die Hebammen wissen, daß eine gute Schwangeren-Vorsorge vieles verhindern würde. »Wir beraten die Frauen alle vier Wochen während der Schwangerschaft und gegen Ende alle zwei Wochen. Das zahlt uns niemand. Die Kassen übernehmen nur eine dreimalige Beratung.«

In der BRD gehen nur 51 Prozent aller Frauen in die Schwangeren-Vorsorge. In diese Drei-Minuten-Untersuchungen: einmal auf den Bauch drücken, einmal Herztöne und Blutdruck messen. »Diese 'Vorsorge' ist den Frauen nicht so recht einsichtig. Wir haben uns deshalb vorgenommen, mindestens eine halbe Stunde Beratung. Oft kommt nämlich erst nach zwanzig Minuten, wenn die Frau warm geworden ist, raus, wo es überall drückt. Wir hatten hier mal ne Frau, die den ganzen Bauch voller Narben hatte. Aber ernsthaft krank sei sie nie gewesen, nö, gar nicht. Dabei hat sie haufenweise Zysten im Bauch gehabt. Und überhaupt kamen nach einiger Zeit tausend Probleme raus, die ganze Ehegeschichte, Schwierigkeiten mit der Mutter, totale Überforderung durch die Schwangerschaft etc. Also, wenn solche Frau ne

Hausgeburt plant, ist sie total überfordert damit. Für die ist die Ruhe in der Klinik und vielleicht noch ein paar Tage dableiben viel besser.«

Und noch einen Vorteil haben die Beratungen mit den Hebammen: Sie können ein bißchen die Schlampigkeit der Ärzte korrigieren. »Wir wollen gar nicht von denen reden, die noch nicht mal Blutdruck messen. Aber einen Blick auf die Beine, ob die Frau Wasser hat oder nicht, das könnten die Gynäkologen schon mal riskieren! « Es geht den vieren nicht darum, alle Ärzte über einen Kamm zu scheren. Es gibt auch gründliche und gute, und sie können und wollen auf die Kliniken und die Technik nicht verzichten. « »Wir finden das gut, daß nicht mehr so darwinistisch gedacht wird, so in etwa 'was da gestorben ist, das war ja wohl auch nischt!' In komplizierten Fällen brauchen wir die gezielt eingesetzte Technik. Eben wie in Holland. «

Nur, muß jede Schwangere in einer Klinik sofort an den Wehenschreiber angeschlossen werden? Warum nicht erst dann, wenn man etwas Pathologisches feststellt? Und warum Medikamente grundsätzlich präventiv geben? Warum grundsätzlich Ultraschall-Untersuchungen machen, wenn das Gewicht des Kindes auch ertastet werden kann?« »In Holland schreiben sich die Ärzte grundsätzlich ihre Schätzungen auf und überprüfen diese nach der Geburt. Sie sind damit fast exakter als hier mit Ultraschall.«

Für gesunde Frauen ist jedenfalls nicht einsichtig, warum sie sofort - kaum sind sie in der Klinik - an lauter tickende Apparate angeschlossen werden. Das Dilemma sehen natürlich auch die Ärzte. Professor Siedentopf, Leiter der Frauen-Poliklinik der Universität Frankfurt am Main: »Wir halten unsere modernen Apparate für so wichtig, daß wir all die anderen Dinge, die um die Geburt herum sind und unbedingt dazugehören, ungeheuer vernachlässigen. Es ist zwar inzwischen einiges davon durchgedrungen, daß man eine technisch einwandfreie Geburt machen kann, ohne die menschliche Seite zu vernachlässigen. Der Fehler liegt nicht bei der Technik. Die ist so menschlich oder unmenschlich, wie wir sie machen. Viele Frauen haben keine Angst davor, wenn man ihnen das vernünftig erklärt. Ich laß die Frauen immer möglichst lange ohne Tropf rumliegen, obwohl man einen Venenzugang schon haben möchte, wenn irgendwas passiert.«

Siedentopf glaubt nicht, daß die Hausgeburten bei uns wesentlich zunehmen werden. »Viele Frauen fühlen sich und ihr Kind eben doch in der akuten Phase der Geburt in einem zwar technisch, dafür aber gut ausgerüsteten Krankenhaus mit sofortiger Versorgungsmöglichkeit sicherer. Die Frau, die plant, zuhause zu entbinden, muß schon ziemlich stabil sein. Nach meiner Erfahrung. Und meine Beobachtungen, was den Dammschnitt mit nachheriger Naht angeht, sind nicht gut. Ich habe jedenfalls schon sehr viele schlecht verheilte, weil schlecht genähte Dämme gesehen. Was eine spätere Senkungsoperation geradezu vorprogrammiert. Das kann man halt in der Klinik etwas besser.« Oder die Ärzte draußen müßten es besser lernen. Oder die Hebammen besser ausgebildet werden. Schizophrene Situation: Frauen, sonst eingestuft und entlohnt für die Sensibilität ihrer Fingerspitzen, dürfen diese Fähigkeit gerade hier nicht einsetzen.

Zur Frage der Gefährlichkeit der Hausgeburt meint Siedentopf: »Wenn man alle Geburten zusammen nimmt, dann kommen bei Hausgeburten wohl mehr Kinder schlecht raus. Wie weit wir uns unsere Pathologie zum Teil selbst machen, kann ich dabei schlecht beurteilen. Am besten fänd ich Entbindung im Krankenhaus und die Mutter anschließend bald nach Hause. Oder wie in Holland, zu Hause, aber vor der Tür steht dann ein Krankenwagen abrufbereit.«

Von solcher Organisation sind wir meilenweit entfernt. Hier machen sich Gesundheitssenatoren Gedanken darüber, wie man die Niederlassungsfreiheit für freipraktizierende Hebammen einschränken kann. Was, in Westberlin, natürlich nicht der Gesundheitssenator, Herr Pätzold, SPD, zu verantworten hat, wie sein Pressechef Christians versichert, sondern was von den Amtsärzten der Gesundheitsbehörde autonom entschieden' wird. Diese Autonomie heißt seit einiger Zeit für Berliner Hebammen: Keine Zulassung. Gesundheit, Herr Senator!

Konkret-Sexualität 1980, S. 78

Stefan Hinz

Maria 1 bis 1000

Kacheln, Sagrotan, Oxytocin, eine Mutter, ein Monitor, ein Kind

DIE Atmosphäre ist versaut. Vor 1980 Jahren, in einer stillen und heiligen Nacht, soll es in einem Stall gegangen sein. Auf einem Strohlager, im Beisein von Esel, Lamm und Mensch. Es hat nach Myrrhe geduftet, Marias Auge entdeckt während der dritten Wehe das Spinnengewebe am Deckenbalken und der Esel sagt IA. Den Stern kann man weglassen.

Wenn das wirklich so gewesen ist, hat sich seit damals einiges geändert. Der Stall hat jetzt Betonwände wie das Bundeskriminalamt in Wiesbaden. Der Boden ist nicht aus gestampftem Lehm, sondern aus schallschluckendem Teppichfilz. Der OP-Scheinwerfer taucht die Geburt in kaltes Licht.

Heute ist Maria allein. Sie liegt in dem großen Zimmer mit den zwei Waschbecken und den polierten Metallschränken, dem Blick durchs Fenster auf die Hochhausfassaden, und ist doch nicht ganz allein, weil die Tür immer offen bleibt. Die Wehen hat sie jetzt schon den ganzen Tag, viel zu schwach zwar, aber die tun auch weh. Um die Hüften und über den dicken Bauch hat man ihr ein Gummiband gespannt. Unter dem haftet eine sehr sensible Membran, die jede Wehe wahrnimmt, auch die leiseste. Ein rotweiß gewundenes Kabel verschwindet zwischen ihren Beinen, um tief in ihrem Innern nach den Herztönen des Kindes zu lauschen, 120 bis 160 pro Minute sind normal.

Auf vier Rollen steht da ein Schränkchen, bringt alle Signale zu Papier, hat rote, grüne, gelbe Lämpchen und einen Lautsprecher. Der macht aus dem zarten Pochen des Kinderherzens ein metallisch schrilles Tonzeichen. Das läßt sich dann ganz laut stellen, und so muß man nicht immerzu das Ohr auf Marias Bauch legen, sondern kann selbst draußen im Gang das kleine Herz schlagen hören. Und wenn man über die Station geht, hört man aus den offenen Türen das Piepsen der kleinen Herzen, mal langsamer, mal schneller, mal leise, mal laut, aber immer gleich unmenschlich.

Wer in froher Erwartung ist, aber schwache Wehen hat, erhält über die Vene des Handrückens Oxytocin. Oxytocin wird eigentlich tief im Hirn, im Hypothalamus gebildet und dient der Wehenanregung. Jetzt kommt es aus der Infusionspumpe.

Vor 23 Jahren hat meine Mutter so dagelegen und gewartet, hat wohl die gleichen Schmerzen gehabt. Sie hat nicht daheim entbunden, hat aber wenigstens andere Frauen mit im Zimmer gehabt, konnte reden und zuhören, sich ablenken, war nicht mit sich allein.

Doch hier in der Klinik, wo es einmal nicht ums Kranksein, Dahinsiechen und Sterben geht, sondern endlich einmal ums Aufatmen und Aufleben, erinnern die Kachelwände und Sagrotangerüche an die Badezimmer auf Station, in denen oft so einsam gestorben wird. Selbst Geburten, die mit größter Wahrscheinlichkeit ohne jede nennenswerte Komplikation ablaufen werden, finden heute in der Klinik statt. Die Frauen verlassen die eigene, gewohnte Umgebung, um sich und das Kind zu schützen. Sie vertrauen auf die moderne Medizin und suchen sie.

Was sie finden, ist ein Apparat, der ihnen scheinbar alles abnimmt. Der ihnen aber auch nichts mehr gibt. Die qualifizierte Handhabung des Geräts bringt weder Geborgenheit noch Schutz. Die Schwestern bemühen sich redlich in der knappen Zeit, wollen freundlich sein und helfen. Aber diese Aufmunterung von fremder Hand befriedigt nicht das menschliche Bedürfnis nach Vertrautheit, Berührung und Zärtlichkeit.

Kreißen kommt vom mittelhochdeutschen krizen und das heißt kreischen. Die Kreißende ist die Gebärende und der Kreißsaal der Ort, an dem das zu geschehen hat. Hierhinein schiebt man Maria, die ihre Gedanken serbokroatisch denkt und die Anweisungen der Hebamme nicht versteht. Das Aufzeichnungsgerät mit den bunten Lampen ist mitgekommen, verfolgt sie mit seinem schrillen Piepsen und dem nicht endenwollenden Papierstreifen, auf dem sich Herztöne und Wehen als Kamelhöcker und wirrer Zickzack darstellen.

Die Hebamme ist so, wie ich mir eine Hebamme vorstelle. Gestanden und zupackend, rauh aber herzlich, duzend und mütterlich und nicht zuletzt geschickt und kundig. Der junge Arzt mit der Rolex-Uhr und dem kleinen grünen Krokodil auf der Hemdbrust kennt seine Entlastungsschnitte, Lokal- und Periduralanästhesien, weiß um mögliche Komplikationen und wie man sie meistert. Aber er fragt: Was macht der Monitor? Das soll zwar eigentlich heißen, wie ist es um Maria und um ihre Wehen bestellt, aber er fragt: was macht der Monitor? Maria 1 bis 1.000.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert wird in Europa in der Horizontalen geboren. Was auf Neuguinea die Papuafrau über Farnzweigen in der Hocke macht, was die Siouxfrau aufrecht im Schneidersitz mit weit gespreizten Schenkeln macht, was andere Naturvölker im Stehen, Hängen, Sitzen, Knien machen, macht man Maria, wenn sie auf dem Rücken liegt.

Es ist ein Gewaltakt für den jungen Arzt, der mit beiden Händen Marias Bauch drückt, es ist ein Gewaltakt für den Assistenten, der Marias linken Oberschenkel nach hinten streckt, es ist ein Gewaltakt für die Hebamme, die energisch zwischen die Schamlippen fährt, die Öffnung weitet, nach dem kleinen Haarschopf im Innern greift, und es ist die nicht

kreischende Maria, die ihren rechten Oberschenkel zu sich heranzieht, die Luft anhält, rot anläuft und preßt, preßt, auf daß sich ihr Darm entleert und ihr Mund v er Anstrengung ganz trocken wird. Und es ist vergebens, der Anstrengung wird eine neue folgen.

Der Vater ist da, kommt in den Kreißsaal , und mit ihm, in seinem grünen OP-Kittel, alles das, was Maria bis jetzt gefehlt hat. In der Zeit quälender Arztromane fällt es schwer, keine schmalzige Rührszene daraus zu machen. Er ist nicht der Prinz, wenn er da am Kopfende steht, wie er da mit beiden Händen ihre verklebten Haare zur Seite streicht, sich vornüber beugt, ihre Lippen berührt, und wenn sie lächelt, endlich einen Grund hat, sich zu freuen. Sie denkt serbokroatisch und wenn ihr Mann sagt, sie soll jetzt pressen, dann versteht sie das und tut es. Seine Anwesenheit bewirkt mehr als 100 Liter Oxytocin je bewirken werden.

Der Arzt schiebt, der Assistent streckt, die Hebamme fingert und dehnt, tastet und greift, und Maria hält die Luft an, wird rot im Gesicht und preßt, preßt daß mit dem kleinen Kopf mit den zugekniffenen Augen auch der Rumpf mit Armen und Beinen herauskommt. Wie das Neugeborene diese Befreiung erlebt, weiß ich nicht. Der kalte, grelle und lärmende Kreißsaal gibt ihm sicherlich nicht ein Gefühl der Befreiung.

Für Maria und ihren Mann, für uns, die wir zugesehen, mitgeschoben und gedrückt haben, entlädt sich all die Anspannung und Verkrampfung. Wir lachen, sehen uns in die Augen, freuen uns über das Kind, das da mit der dicken weißen Nabelschnur auf dem Bauch der Mutter liegt und schreit. Nichts ist in diesem Augenblick schöner als dieses Gefühl der Verbundenheit mit Maria, die Entspannung und gemeinsame Zufriedenheit. Wenn ich meine Hand auf ihre Schulter lege, tue ich es, weil ich mich freue.

Konkret-Sexualität 1980, S. 80

Werner Heine, Ingrid Klein

Einmal und nie wieder

Die Erfahrungen eines vasektomierten Mannes und einer sterilisierten Frau

Werner Heine

MAN kommt in die Jahre. Die Silberhochzeit liegt näher als der erste Kuß, die Kinder (zwei, schon ziemlich männlich) wünschen sich kein Schwesterchen mehr. Die Frage ist: Noch weitere zehn Jahre Pille oder doch lieber Sterilisation? Und wenn letzteres: Wen trifft's? Bei Frauen ist es ein Eingriff durch die Bauchdecke. Wie es bei Männern ist, haben wir aus Fernsehfilmen über Pakistan gelernt. Die müssen für diese Operation hinter eine Zeltwand und kommen zehn Minuten später mit einem Transistor-Radio wieder raus.

Also ich. Nun beginnt das Problem: Wie finde ich meinen Sterilisateur? Durchtrenner von Samenleitern gibt's genug, aber die haben sich so organisiert, daß sie entweder als Krankenhausärzte einen zweitägigen Klinikaufenthalt mit Vorbereitung der Vollnarkose herausschinden oder frei als praktizierende Urologen runde 800 Mark in bar bei ambulanter Behandlung mit örtlicher Betäubung verlangen.

Mein Hausarzt ist meiner Meinung. Es muß in Hamburg, verdammt nochmal, wohl einen Arzt geben, der die kleinen Schnitte ambulant sowie auf Kassenkosten macht, ohne daß meine DAK die gesteigerte Bettenbelegung in der Uni-Klinik finanzieren muß.

Ich telefoniere rum. Die Ärztekammer kann mir ebensowenig einen Kollegen benennen wie die kassenärztliche Vereinigung. Der Chef-Urologe eines städtischen Krankenhauses mit dem Namen Knipper (Verzeihung, Herr Doktor, ich bin auch gegen Namenswitze) macht es nur stationär. Im Altonaer Krankenhaus erwische ich schließlich einen, der kennt einen, der ...

Der hat jetzt eine Praxis in Blankenese, und in seinem Vorzimmer liegen Flugblätter einer CDU-Bürgerinitiative für die Patienten. Gegen die Schließung einer Privatklinik. Die Prostata-Leidenden neben mir auf den Wartezimmerstühlen wissen vermutlich nicht, daß der Doktor ein Privatinteresse an der Privatklinik hat. Mit ihrer Schließung würden dort seine Kassen-finanzierten Belegbetten flöten gehen.

Bevor ich anfange, nachdenklich zu werden, sitze ich meinem Strangschneider gegenüber, der wie folgt anhebt: »Wissen Sie, Sterilisation ist für mich eine finanziell uninteressante Sache. Ihre Kasse zahlt mir da etwas über hundert Mark. Ich mache das eigentlich nur bei meinen Patienten als zusätzliche Service-Leistung.« Sagt der Mann, der eine frei erfundene Krankheit auf die Kassenabrechnung schreiben wird, um die Sterilisation zu rechtfertigen, denn dafür braucht es eine »medizinische Indikation«. Strafrechtlich gesehen ist das Betrug. Und ich bin Mittäter.

Dann befragt er mich nach Zahl und Alter meiner Kinder und klärt mich auf: »Sterilisation ist kein Mittel zur Empfängnisverhütung. Bedenken Sie, daß Ihre Frau immer noch Kinder bekommen kann.« Das werde ich mir merken. Ich erhalte dann noch ein bedrucktes Blatt über die möglichen psychischen Folgen wie Impotenz und andere schlimme Beeinträchtigungen. Und bevor ich richtig nachdenklich geworden bin, haben wir uns geeinigt auf den kommenden Montag, 18 Uhr.

Das linke und das rechte Ei des Teufels

Die Operationsvorbereitung besteht aus der Laboruntersuchung einer Urinprobe, die allenfalls Aufschluß darüber geben kann, ob ich Zucker oder eine Blasenentzündung habe oder unter einem akuten Nieren- oder Leberschaden leide. Ist nicht. Also wird geschnitten. Mit der schriftlichen Einwilligung meiner Frau.

Der Doktor spritzt links und rechts ein Anästhesiemittel in das, was annäherungsweise »Leistengegend« genannt wird und greift zum Skalpell. Zuerst rechts. Ich hebe den Kopf von der Bahre und beobachte, wie er einen Samenstrang von ungeahnter Länge und Dicke herauszieht, mit der Schere zwei Zentimeter herausschneidet und die Enden sorgfältig abbindet. Dann ist links dran. Der Schnitt tut weh. Ich protestiere. Der Doktor sagt, ich soll mich nicht so anstellen und spritzt Betäubungsmittel nach. Dann rupft er am Strang, und ich habe das gleiche Gefühl wie damals, als ich als Dreizehnjähriger vom Fahrradsattel auf die Stange abgerutscht bin. Teile das dem Doktor mit. Der findet, ich übertreibe, schneidet weiter und bindet ab. Ich bitte die nette Assistentin um ein Glas Wasser.

Wird abgelehnt, weil das ja die bekannten Narkosezwischenfälle gibt.

Um den Schmerz zu verlagern, beiße ich auf die Zunge, daß ich mich heute noch wundere, daß ich nicht lispele. Inzwischen näht der Doktor die Schnitte zu. Stich für Stich. Wer je am Samenstrang gerupft wurde, ist dankbar für diese Abwechslung. Nach einer halben Stunde ist alles vorbei. Ich ziehe mir ganz, ganz vorsichtig meine Hose an und erkundige

mich breitbeinig nach dem Transistor-Radio. Der Doktor schaut verständnislos. Wahrscheinlich operiert er immer, wenn im Fernsehen Pakistan dran ist. Wir verabreden uns auf die kommende Woche zum Fädenziehen.

Eine Woche später bin ich immer noch bewegungsunfähig. Das linke wie das rechte Ei sind - von außen betrachtet - geschwollen und farbig. Da Ostern ins Haus steht, haben meine Freunde Anlaß zu dem, was sie für Scherze halten.

Auch nach dem Ziehen der Fäden liege ich im Spagat auf dem Rücken und warte auf das Nachlassen des Schmerzes. Ich habe hohes Fieber. Der Doktor vermutet jetzt, daß die Gefahr der Sepsis besteht und gibt mir als Trost Penicillin sowie seine private Telefonnummer, falls ich am Wochenende verscheiden sollte. Das wäre ihm peinlich. Mein Sohn Stefan, 12, erkundigt sich nachfühlend, ob ich jetzt eine hohe Stimme bekomme, weil ich doch nun kastriert sei.

Einfacher Ratschlag eines Nichtmediziners an einen Urologen: Die simple Feststellung der Prothrombinzeit, auch »Quickwert« genannt, hätte genügt, um dicke blaue Eier wie Blutvergiftung zu verhindern.

Vierzehn Tage nach dem Schnitt fragt der Doktor, ob ich Schwierigkeiten beim Verkehr habe. Er sagt wirklich »Verkehr« und schaut dabei verlegen in die Luft. Ich muß ihm bestätigen: Jedesmal, wenn ich mit dem Auto über Kopfsteinpflaster fahre, tut's weh.

PS: Man kann das auch alles viel einfacher haben. Ein Freund hat nicht bei den Standesorganisationen nachgefragt, sondern bei »Pro Familia«. Die haben ihm drei Adressen vermittelt. Er war dann nach fünfzehn Minuten wieder draußen und am nächsten Tag im Büro. Allerdings: auch er vermißt ein bißchen das Transistor-Radio.

Ingrid Klein

WAS, du willst dich sterilisieren lassen? Bist du sicher, daß du nie Kinder willst? Und was ist, wenn ihr euch trennt? Und wie wirst du dich fühlen, so als halbe Frau? Und was sagt dein Mann dazu? Und und und ... Ich habe alle Einwände weggewischt und meine Sterilisation durchgesetzt, habe mich selber, meinen Mann, meinen Frauenarzt und die Krankenkasse davon überzeugt, daß ich eine autonome und für mich wichtige und richtige Entscheidung treffe.

Alles war schwierig, langwierig, lästig. Und die Operation war endgültig. Kinder waren kein Thema mehr. Das ist jetzt fünf Jahre her. Ich war damals 29 Jahre alt. Vor zwei Jahren habe ich mich von meinem Mann getrennt. Unsere Geschichte hat zehn Jahre gedauert. Jetzt bin ich dabei, meine zweite Lebenshälfte zu ordnen: Neuer Beruf, neuer Mann - und keine Kinder, auch wenn ich jetzt eins wollte. Und es ist mir nicht gleichgültig. Überhaupt nicht.

Ich weiß nicht, was dran ist an dem »unbewußten Kinderwunsch der Frau«, von dem die Psychologen - besonders bei Schwangerschafts-Konfliktberatungen - reden. Ich weiß nur, daß ich vor einem Jahr anfing, meine damalige Entscheidung zu bereuen. Ich hatte mich verliebt. Leider nur ich. Dennoch: Mit diesem Mann habe ich über Gott und die Welt - und über Kinder geredet. Er fand Kinder prima und wollte welche - wie gesagt: nicht mit mir. Jedenfalls habe ich mir die Frage neu gestellt, warum ich keine Kinder will, warum ich damals keine Kinder wollte und warum ich mich habe sterilisieren lassen.

Immer schon und von Beginn meiner Ehe an war für mich klar: Nein, das nicht, und schon gar nicht mit mir. Wo bleibt sonst meine Freiheit, meine eigene Entwicklung? Auch die Frauenbewegung gab mir recht, und im Laufe der Jahre wurde meine Einstellung immer sicherer. Dazu kamen sexuelle Probleme. Lustvoll hatten wir uns in ein spätes Studium und haufenweise gesellschaftliche Aktivitäten gestürzt. Lustlos führten wir endlose Ursache-Wirkungs-Diskussionen, wobei die Wirkung eigentlich klar war: Wir pennten immer weniger miteinander. Und irgendwann bekam ich eine richtige Pillen-Phobie. Nicht einen Tag länger nehme ich diese kleinen Hormon-Ungeheuer. Ständig dran denken, sie immer öfter vergessen, fett geworden bin ich auch durch sie, häufig hatte ich Kopfschmerzen. Schluß damit. Spirale? Ich lasse mir doch nicht so einen Fremdkörper einpflanzen. Spinnt denn die ganze Welt? Warum ist das überhaupt mein Bier? Alleinverantwortlich für die Verhütung und womöglich auch noch für unsere angeknackste Sexualität? Und überhaupt: Ich will doch sowieso kein Kind. Weder mit diesem noch mit irgendeinem anderen Mann. Wozu habe ich mich eigentlich mit Mühen emanzipiert? Also: Sterilisation. Die Radikallösung.

Ich fühlte mich gut dabei, nahm wieder ab, war wieder ein bißchen wie ein junges Mädchen, das auf alle zweifelnden Fragen der Freunde und des Arztes immer locker und, wie ich meinte, ehrlich antwortete: Danke, mir geht's prima.

Mein Mann? Er hatte damals nichts dagegen, im Gegenteil. Er wollte sich zwar selbst nicht sterilisieren lassen, weil er die üblichen Kastrations- und Impotenzängste hatte, er hat aber meinen Entschluß akzeptiert. Ich glaube, daß die Sterilisation insgesamt unsere Beziehung nicht verändert hat, weder verschlechtert noch verbessert.

Ich bin kein anderer Mensch geworden nach der Trennung und habe auch nicht vor, mir das von einem Therapeuten bestätigen zu lassen. Ich weiß auch heute nicht, ob ich Kinder will, ich weiß nur, daß ich gern zusammen mit meinem neuen Lebensgefährten darüber reden würde: Wollen wir ein Kind, ja oder nein? So einfach ist das. Und es geht nicht mir allein so. Nach den Erfahrungen der Universitäts-Frauenklinik Berlin möchten Frauen zwischen 18 und 43 Jahren ihre

Sterilisation rückgängig machen. Alles Frauen, die sich - oft direkt nach einer Abtreibung - für die Radikallösung, nicht für eine vorübergehende Sterilisation entschieden hatten.

Vorübergeltende Sterilisation

nennt man das Unterbinden der Eileiter. Professor Siedentopf, Leiter der Frauen-Poliklinik der Universität Frankfurt am Main, setzt zum Beispiel einen Plastikclip auf den Eileiter. Dabei werden maximal fünf Millimeter beschädigt. Das heißt, die beiden Enden können leichter wieder zusammengesetzt werden als bei einer Verkochung der Eileiter (häufigste Methode), bei der ca. drei Zentimeter zerstört werden. Eine Garantie für die Wiederherstellung der Durchgängigkeit gibt es bei keiner Methode, auch wenn die Erfolgsrate durch die Mikrochirurgie gestiegen ist. Derartige Operationen werden bisher nur in der Düsseldorfer, der Gießener, der Kieler und der Berliner Frauenklinik durchgeführt. Deren Quoten sind gut, was die Durchgängigkeit der Eileiter betrifft. Über Schwangerschaften ist nichts bekannt. Die Zahl der Frauen, die ihre Sterilisation rückgängig machen wollen, hat in letzter Zeit zugenommen. Prof. Siedentopf vermutet, daß man in Zukunft etwas zurückhaltender sterilisiert.

Pille für den Mann

Der Pharma-Gigant Hoechst entwickelt und produziert die in Schweden erprobte Alternative zur Pille: Ein Nasenspray. Für Frauen natürlich. Nur von der Männerpille hört man nichts. Die überläßt man hier seit acht Jahren den Chinesen: Dort wurden bereits 1972 die ersten klinischen Versuche durchgeführt. Mit »Gossypol«, einem Mittel aus Baumwollsamenöl. Inzwischen an über 10.000 Männern erprobt. Bisherige Ergebnisse: »Gossypol« macht begrenzt unfruchtbar durch die Reduktion der Spermaproduktion, die sich bei Absetzen des Mittels innerhalb von drei bis sechs Monaten, in Einzelfällen erst in ein bis zwei Jahren normalisiert. »Gossypol« hat bei entsprechender Dosierung keine toxischen Nebenwirkungen. Andere Nebenwirkungen (vorübergehende Schwäche von kurzer Dauer) sind auf Kaliummangel zurückzuführen, vermutlich ernährungsbedingt.

»Gossypol könnte also ein hochwirksames Kontrazeptivum für den Mann sein. Wir erwarten mit großem Interesse die Ergebnisse der toxologischen und klinischen Untersuchungen aus anderen Teilen der Welt.« Das schrieb Professor Fairweather, University College Hospital, London, in den »Pro Familia Informationen«. Vor anderthalb Jahren.

Konkret-Sexualität 1980, S. 82

Ruth-Esther Geiger

□ Die geh□ ren alle ordentlich durchgefickt□

Ulrike F□ rni□ , 27, kaufm□ nnische Angestellte und Betriebsr□ tin in einer norddeutschen Gro□ -Druckerei, erz□ hlt, wie die st□ ndige sexuelle Anmache der Kollegen nervt

DIE angestellten Kollegen, mit denen wir in einer Abteilung arbeiteten und als deren □ Damen□ wir bezeichnet wurden, hatten alle einen unheimlich infantilen Umgangsstil. Die haben praktisch zu uns nur in sexuellen Anspielungen gesprochen. Dabei war es ihnen immer sehr wichtig, daß davon die anderen Männer reichlich was mitkriegten. Ob es nun ein Blatt war, das man in die Schreibmaschine *spannt,* oder ein Bleistift, den man in einen Anspitzer *reinstecken* muß, oder ein Stuhl, auf den man sich rauf*setzt,* all diese Bezeichnungen der Alltagssprache waren ein Grund zum Kichern oder schallenden Gelächter. Manchmal ging das tagelang; die hatten richtig ihre Periode, kann man sagen.

Wenn wir unter uns Frauen mal ein ganz normales Gespräch führten, vielleicht auch über private Dinge, dann hielten unsere Kollegen das nicht aus. Sie sind da reingeplatzt, haben uns unterbrochen, haben ein solches Gespräch einfach nicht zugelassen. Und zwar hauten sie eben am liebsten mit sexuellen Anspielungen dazwischen, weil sie wußten, das verunsichert uns doch noch immer, da hört man nicht einfach weg, das verletzt einen ja auch irgendwie.

Das schlimmste ist eigentlich die Anmache, während man arbeitet. Wenn man beim Tippen mal die Knie übereinanderschlägt, heißt es, man sei verklemmt, oder: □ Hast wohl heut' nacht' nen Typen gehabt, der hatten 'nen zu großen? Jetzt mußt du dich wieder zusammennageln!□ Oder man telefoniert gerade, und sie reden einem in Kundengespräche rein. Man muß sich konzentrieren, und die lehnen sich zurück und reden laut über dich, daß du's nicht überhören kannst: □ Mann, hat die heut' wieder 'n Schlabberbusen! Willst dir nicht endlich 'nen BeHa mitbringen?!□ und solche Sachen. Oder □ Was rutschtst du denn so auf'm Stuhl rum? Hast wohl Flöhe in der Möse?□ Und du mußt dabei ernsthaft mit den Kunden reden. Meist haben die Kollegen irgendwas gegen den Kunden, zu dem sie aber selbst immer scheißfreundlich sind. Und nun lassen sie das ausgerechnet an dir ab, während du mit dem Mann gerad' telefonierst.

Sehr beliebt sind auch solche Witze, daß die Kollegen sogenannte Modelle aus der Zeitung anrufen, und in dem Moment, wo dort jemand abnimmt, wird das Gespräch auf den Apparat einer Kollegin gestellt. Wenn die sich dann meldet, hört sie: □ Hier Massagesalon sowieso, welche Wünsche können wir Ihnen erfüllen?□ Sehr witzig; die Kollegen lachen schallend. Das ist ein beliebtes Spielchen.

Als einmal ausländische Werbemanager, höchstkarätig bezahlte Herren, in unsere Abteilung kamen, mußte ich Kaffee einschenken. Und weil sonst keiner in der Abteilung französisch und italienisch sprach, auch übersetzen. Als ich einem kleinen, etwas dicklichen Gast gerade Kaffee eingießen will, erschrickt der etwas, weil ich von Statur nicht gerade unterprivilegiert bin. Ich bin 1,80 und der vielleicht 1,50. Als ich ihm die Tasse vollgieße, dreht der sich demonstrativ zu mir, guckt an mir von unten rauf und macht mit einem Blick auch auf die anderen Herren laut □ Th, th, th!□ Sie kennen ja dieses Schnalzen mit der Zunge. Da hab' ich mich deutlich zu ihm runtergebeugt und extra vernehmlich in seiner Sprache gefragt: □ Bitte schön, was heißt denn das: th, th, th?!□ Die anderen im Raum waren etwas verwundert über diesen merkwürdigen Dialog, von dem sie nur das Schnalzen verstanden. Ich hab' ne ganz schöne Bombe gekriegt, aber es war raus - und danach erst mal Ruhe im Karton.

Augenscheinlich aber haben sich meine Chefs später doch den Dialog noch übersetzen lassen: Denn einige Zeit danach wurde ich in eine andere Abteilung degradiert, weil sich die Kunden über mein Verhalten beschwert hätten, und weil ich nie Kleider trüge. Das allerdings wurde nur unter vier Augen als Grund genannt.

Ich hab' ja gar nichts dagegen, wenn Kollegen wirklich Beziehungen, auch sexuelle haben, aber das, was an Sexualität in unserem Betrieb deutlich wird, ist ein einziges Ersatztheater auf Kosten der Frauen. Man muß fast sagen, die Kollegen verschaffen sich Erleichterung und ein für sie angenehmeres Arbeitsklima mit der sexuellen Anmache. Und bei uns kommt neben dem Arbeitsdruck und der Unterbezahlung auch noch dieser Anmachdruck dazu, gegen den du dich ständig panzern mußt. Das ganze bedeutet einen ungeheuren Kraftaufwand. Männer können sich das wohl nicht vorstellen. Du mußt dich jeden Tag panzern, erwartest ständig einen neuen Überraschungsangriff. Verschwendest unheimlich viel Energie, um dir die richtige Antwort, die richtige Reaktion auszudenken.

Der Betriebsrats-Vorsitzende Schwanz und seine Porno-Poster

Und manchmal gibt es Phasen, da hältst du diesen Doppeldruck einfach nicht mehr aus. Da möchtest du deine Ruhe haben, du willst dich nicht immerzu wehren müssen. Und dann schaltet man auf doof. Wir Frauen verfielen in unserer Abteilung zuzeiten in eine richtige Häschen- oder Micky Maus-Sprache. Wir nahmen eine Blödelsprache auf, obwohl wir den

sexuell-infantilen Stil der Kollegen eigentlich haßten. Einfach, um uns zu schützen, denn vernünftig konnten wir ja nie mit den Kollegen reden, wir wurden ja nie respektiert. Das war dann diese Häschensprache, die uns und das Gegenüber nicht ernst nahm: □ Hattu gut gepennt? Kollege ist heut'nen bißchen doof! Wieder was falsch geschrieben?□. Immer so abgekürzte Doofensprache einfach auf blöd geschaltet.

Bevor ich in den Betriebsrat kam, hatten wir da einen Vorsitzenden, der hieß Schwanz. Und der war ein Freund besonders scharfer Frauenposter, so an der Pornogrenze. Die hängte er im Betriebsrats-Zimmer auf. Nackte Frauen auf 'geilen' Maschinen und derartige Bilder. Das entschuldigte er damit, daß ihm das die Firmen zuschicken würden. Da haben wir damals die alte Frauenleiterin der Gewerkschaft, die eine gute Bekannte vom Kollegen Schwanz war, informiert. Denn kaum eine Kollegin traute sich mit Problemen in Richtung Männeranmache ins Betriebsrats-Büro, weil man sich einfach nicht ernstgenommen fühlte, solange da über'm Haupt des Vorsitzenden diese nackten Frauen thronten. Die Frauenleiterin hat dann tatsächlich sofort bei ihrem Freund angerufen und sich beschwert - das hat geholfen.

Heute sind wir drei Frauen im Betriebsrat. Neulich haben wir mit unseren Kollegen einen Artikel in die Betriebsrats-Zeitung gesetzt, in dem wir für die Abschaffung der mittelalterlichen Anrede □ Fräulein□ plädiert haben. Was passierte? Aus der Montageabteilung, in der nur Männer arbeiten, kamen uns Sprüche zu Ohren, die auf eindeutige Vergewaltigungsphantasien hinwiesen: □ Diese läufigen Betriebsrätinnen gehören alle mal ordentlich durchgefickt! Da nützen nur noch 20 Mann in einer Reihe, und dann sind die ruhig!□ Als uns ein Betriebsratskollege von dem Haß berichtete, der sich schon an einer so kleinen Frage entzündete, sind wir noch am selben Tag in diese Abteilung und haben die Kollegen zur Rede gestellt. Wir haben damit gedroht, bei Wiederholung würde das öffentlich gemacht mit Namensnennung! Auf der Betriebsversammlung haben wir dann auch von dem Vorfall berichtet, in welch dreckiger Weise in einer reinen Männerabteilung speziell über die Frauen im Betriebsrat hergezogen würde. Wenn uns so etwas noch mal zu Ohren kommt, werden die Kollegen vor den gesamten Betriebsrat zitiert und mit entsprechenden Mitteln gegen sie vorgegangen. Da sind wir uns zum Glück sehr einig.

Konkret-Sexualität 1980, S. 85

Karlheinz Deschner

Verdammt Unzucht

Wie und wann das Christentum zum Feind der Lust wurde

VULVA und Phallus waren als Träger der Gebär- und Zeugungsfähigkeit dem frühen Menschen heilig, geschlechtliche Akte oft der Mittelpunkt der Religion. Man huldigte der Sexualität durch Hierogamie, die sakrale Paarung zweier Menschen, den größten aller religiösen Kulte des Altertums, wobei sich, zumindest in der Frühzeit, die Versammelten oft in gewaltigen Massenorgien wahllos vermischten. Man feierte den Sexus durch die allgemeine voreheliche Defloration im Tempel; kein Mädchen durfte heiraten, bevor es dort von einem beliebigen Mann entjungfert worden war - ein Ritus, in Indien einst ebenso bekannt wie in Vorderasien oder bei manchen Negerstämmen. Und man betrieb, als dritte Hauptform des religiösen Koitus, vor allem in semitischen und kleinasiatischen Städten, den Tempelbeischlaf auch dauernd, wobei man die Hierodulen zunächst keinesfalls verachtet, vielmehr oft höher geschätzt hat als andere Frauen.

Nach einer jahrtausendelangen Verherrlichung der Sexualität entstanden jedoch nicht nur ihr immer mächtigere Feinde, sondern auch der in den alten matriarchalischen Kulturen hoch geachteten Frau. Es kamen, und zwar stets unter religiöser Ägide, Kräfte auf, die das eine oder andere bekämpften oder beides zusammen. Es begann ein Krieg zwischen den Geschlechtern und gegen das Geschlecht überhaupt - nicht zuletzt im monotheistischen Judentum und im hellenistischen Mysterienwesen, die dann den größten Einfluß auf das Christentum gewannen.

Jesus selber hat allerdings weder Frauen- und Ehediskriminierung noch das Zölibat oder Fasten- und andere Kasteiungspraktiken vertreten. Nie hat er sich gegen die Libido als solche gewandt, nie das Sexuelle an sich als gottwidrig betrachtet. Auch spielt in der allen Evangelien zugrundeliegenden älteren Überlieferungsschicht geschlechtliche Enthaltsamkeit gar keine Rolle. Es fällt nicht schwer, sich die Radikalität vorzustellen, mit der Jesus das Triebleben verdammt hätte, wäre es ihm darum zu tun gewesen.

Jesus lebte nicht als Asket, er hauste nicht wie Johannes der Täufer in der Wüste, trennte sich vielmehr von ihm, ja wurde von seinen Feinden »Fresser und Weinsäufer« geschimpft. Auch verkehrte er ganz unbefangen mit Frauen, hielt sie nicht für minderwertig und setzte sie nirgends zurück. Frauen gehörten zu seinen Schülern und waren unter seinem späteren Anhang vielleicht zahlreicher als die Männer. Jesus brach um einer Frau willen den Sabbat, er heilte auffallend viele Frauen, er nahm an einer Hochzeitsfeier teil und verurteilte selbst eine Ehebrecherin nicht. »Ihr sind viele Sünden vergeben«, kann er sagen, »denn sie hat viel geliebt «. An keinem neutestamentlichen Text freilich wurde so viel herumkorrigiert, ja immer wieder versuchte man ihn überhaupt zu entfernen. Luther zog aus der Geschichte den Schluß, Jesus habe wahrscheinlich selbst mit Maria Magdalena, von den Katharern für seine Frau oder Konkubine gehalten, und anderen die Ehe gebrochen, um ganz Mensch zu sein. Ob er selbst verheiratet war, bleibt unbeweisbar, mag auch manches dafür sprechen. Seine eigenen Brüder, die der Gemeinde beitraten, waren es jedenfalls, ebenso seine ältesten Jünger. Einige führten ihre Frauen sogar auf den Missionsreisen mit, unter ihnen der Apostelfürst Petrus, den man später, eine eiskalte Geschichtsfälschung, als ersten Papst ausgab.

Dagegen schleuste bereits Paulus - der erbitterte Gegenspieler der Jerusalemer Urgemeinde und besonders des Petrus: die Kirche hat später daraus das ideale Apostelpaar Peter und Paul gemacht - die folgenschwere Lustfeindschaft ins Christentum. Paulus, der außer Christus und seiner Lehre »alles für Kot« hält, sich und seinesgleichen aber für »Christi Wohlgeruch«, induzierte nicht nur eine Reihe scharf antijesuanischer, das Christentum recht eigentlich erst begründender Dogmen, sondern führte auch schon die Diffamierung der Sexualität ein, die Zurücksetzung der Frau, die Geringschätzung der Ehe und die Askese.

Der Wortstamm askein begegnet uns im ganzen Neuen Testament ein einziges Mal und wird dabei dem Paulus in den Mund gelegt, einem angeblich kleinen, glatzköpfigen und O-beinigen Mann, der überdies an halluzinatorischen Anfällen, vielleicht epileptischen Ursprungs, litt. Im krassen Gegensatz zum Evangelium jedenfalls durchdröhnen seine Briefe Kasteiung, Affektertötung, Leibeshaß**.** Die Sarx, das Fleisch, erscheint geradezu als Sitz der Sünde. Im Körper ist überhaupt »nichts Gutes«, er ist ein »Todesleib«, alles, was er will, »bedeutet Tod« und »Feindschaft gegen Gott.« Der Christ muß »den Leib martern und knechten«, »ans Kreuz schlagen«, »töten«, und so fort.

Immer wieder bekämpft Paulus - vielleicht von Kind an impotent, zumindest aber randvoll von sexuellen Komplexen - die »Unzucht« (porneia), das »Laster«, »die Werke der Finsternis«, »Schwelgereien und Trinkgelage«, »Unzucht und Ausschweifungen«, den »Verkehr mit unzüchtigen Leuten«, »Unzüchtige«, »Ehebrecher«, »Lüstlinge und Knabenschänder« - Homosexuelle nennt das Neue Testament »Hunde« -, »Unsittlichkeit, Unzucht und ausschweifende Lebensweise«. Dies steht an der Spitze. Erst dann folgen Götzendienst, Feindseligkeit, Zank, Zerwürfnis und anderes. Immer wieder liest man: »So er tötet denn eure Glieder, die an der Erde haften, in denen Unzucht, Unsittlichkeit,

Leidenschaft, böse Begierde wohnen ... « »Fliehet die Unzucht! Jede andere Sünde, die ein Mensch begeht, bleibt außerhalb seines Leibes, der Unzüchtige, aber sündigt gegen seinen eigenen Leib. «

Mit solchen Attacken gegen die Lust - es ist die Geburtsstunde der christlichen Moral - sinkt Paulus noch unter das Judentum seiner Zeit. Vermochten die Thoragelehrten mit ihrer. Weiberverachtung doch immerhin eine Hochschätzung des Sexus zu verbinden.

Als Missionar zwar brauchte der Apostel Frauen: er feiert sie in den Grußlisten seiner Briefe als »Mitarbeiterinnen« und »Mitkämpferinnen«. Auch vor Gott stellt er sie (wie die Sklaven dem Herrn!) dem Mann gleich - eine Parität, die freilich schon bei Iris und ähnlich in den Mysterien von Eleusis und Andania bestand. Praktisch aber verbietet Paulus der Frau im Kult prinzipiell das Wort. »Die Frauen sollen in den Gemeindeversammlungen schweigen, denn es kann Ihnen nicht gestattet werden zu reden, sondern sie haben sich unterzuordnen ... «, das berüchtigte, nicht nur Kirchengeschichte machende: Mulier taceat in ecclesia. Selbst Maria wird von Paulus gänzlich übergangen.

Wie gering er von der Frau denkt, demonstriert die Stufenfolge im 1. Korintherbrief: Gott - Christus - Mann - Frau. Überdies befiehlt er ihr - »ganze 16 Verse lang« (Karl Barth) - die Verschleierung bei Gebet und Gottesdienst: ein Zeichen ihrer Niedrigkeit, heißt doch den Schleier tragen, »sich schämen ob der durch die Frau in die Welt gebrachten Sünde«. Der Mann dagegen »Gottes Abbild und Abglanz«, die Frau nur »der Abglanz des Mannes. Der Mann stammt ja doch nicht von der Frau, sondern die Frau vom Manne; auch ist der Mann nicht um der Frau willen geschaffen, sondern die Frau um des Mannes willen.«

In heillose Schwierigkeiten stürzt die Exegeten auch die paulinische Herabsetzung der Ehe. Kennt der Apostel doch weder eine geistige noch emotionelle oder soziale Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, sondern bloß eine sexuelle.

Paulus eröffnet die Diskussion mit dem fundamentalen Satz, es sei »für den Mann gut, kein Weib zu berühren«. Er verbietet die Ehe nicht, hält sie für besser sogar als Brunst leiden, wünscht aber dennoch, »daß alle Menschen so wären wie ich«, also ehelos. Er nennt dies ausdrücklich »empfehlenswert«. Männer, Frauen, Witwen, Mädchen, alle möchte er am liebsten von der Ehe »verschont«, ohne Ehe »glücklicher« sehen - eine Konzession doch nur an das sündige Fleisch, ein notwendiges Übel, bloß erlaubt »um (der Vermeidung) der Hurerei willen«, und unverheiratet bleiben ist »besser«.

Schon früh überbieten einander - im Gegensatz zu Jesus, im Anschluß an Paulus - die bekanntesten Kirchenväter in der Propagierung der Askese und reizen besonders die Kinder, Fünf- und Vierjährige bereits, mit dem verführerischsten Zungenschlag zur Jungfräulichkeit an. Ahnungslosen Köpfen und Körpern nötigten sie lebenslang bindende Gelübde ab. Protestierten aber einsichtige Erwachsene, hetzte man gegen sie auf. »Die Eltern widerstehen, doch sie wollen überwunden werden«, predigt der hl. Ambrosius. Um der Keuschheit willen leben viele Mönche entsetzlich. Sie wälzen sich nackt in Ameisenhaufen, wie Macarius, oder in Dornen, wie Benedikt. Sie flennen immerzu, wie Schenute, oder starren vor Dreck wie Antonius. Sie sehen, wie Symeon der Säulenheilige, zeitlebens die eigne Mutter nicht an und werfen nach Frauen mit Steinen. Sie binden sich schwere Eisen um den Penis, so daß sie den Eunuchen ähnlich werden. Sie leben jahrelang eingemauert, jahrzehntelang auf Säulen, fressen lebenslang nur Gras, das sie wie Vieh vom Boden abweiden. Sie stellen sich dauernd verrückt - und nicht wenige sind es. Doch noch im 20. Jahrhundert feiern Theologen all dies als »Heroismus«, »Heiligkeit«, »vertieftere Formen religiösen Bewußtseins«, Produkt einer »herrlichen Blüte der Einwirkung des Heiligen Geistes« etc. Auch das ganze Mittelalter sieht in der leib- und triebfeindlichen Existenz hysterischer Asketen das höchste Ideal. Fast alles Sexuelle ist schwer sündhaft, das pathologisch Keusche heilig, die Lust wird verteufelt, die Kasteiung in den Himmel gehoben.

Wenn sie eine Pollution hatten oder nur befürchteten oder eine Frau ein wenig lüstern anlinsten, stürzten sie augenblicklich, selbst mitten in Nacht und Winter, ins Wasser, in kälteste Flüsse, eisige Seen, machten darin Kniebeugen und sangen dazu Psalmen. Auch steckten sie, zur Zähmung ihres Gliedes, jahraus jahrein in nägelstarrenden Gewändern, schliefen sogar darin, wie der sensible Heinrich Seuse, oder geißelten sich oft bis zur Bewußtlosigkeit, wie der Stifter des Dominikanerordens. Und noch im 20. Jahrhundert traktieren die Jesuiten sich mit Peitschen und Stahlspitzen - ist doch, nach dem hf Franz von Sales, die äußere Abtötung der Hafer für den Esel, damit er besser laufe.

Denn der von der Kirche stets so eifrig als der kraftvoll Große gefeierte Asket, der Bezwinger des »Tieres in uns«, des »niedern Triebs«, ist in Wahrheit natürlich gar nicht willensstark, sondern das Gegenteil: ein kleiner bigotter Befehlsempfänger bloß, der nicht aus eigenem Antrieb keusch sein will, sondern nur, weil man es ihm eingetrichtert hat, von klein auf schon; ist gar nicht innerlich fest, geistig autark, sondern tief unselbständig und schwach, so schwach, daß er sich ganz in einen Wahn verrennen muß, um überhaupt bestehen zu können. Wie denn Nietzsche Fanatismus die einzige »Willensstärke« nennt, zu der auch der Schwache gebracht werden kann.

Konkret-Sexualität 1980, S. 88

Hartmut Schulze, Nina Hagen

Nina Hagen: My way

Hartmut Schulze hat sich mit Nina Hagen über den Skandal Nina Hagen unterhalten

Als wir das erste Mal zusammen im Kino waren - irgendein Schmacht von Lelouch -, hat sie sich an der Kasse eine Quittung fürs Finanzamt geben lassen. Damals, vier Wochen nach Biermanns Ausbürgerung, hat sie auf meinem Sofa geschlafen. Bis sie ein Zimmer gefunden hat. Sie war sehr freundlich.

Dann ist sie sehr schnell abgehauen. Nach Westberlin, in die andere Hälfte von Wall-City, nach London, nach Amsterdam, und CBS hat von ihrer ersten Platte 300.000 Stück verkauft.

In diesem Frühjahr wohnte Nina mit ein paar Freunden in einem umgebauten Bauernhaus hinter Himmelpforten (das liegt noch ein ganzes Stück hinter Buxtehude). Sie haben dort eine Show vorbereitet, mit der sie durch ein paar Dutzend deutsche Städte touren wollten. Nach der ersten Vorstellung im ausverkauften Hamburger Audimax wurde die Tournee abgesagt. »Nina ist eine ganz bedeutende Künstlerin«, sagte Biermann, »alles macht sie außerordentlich. Auch wenn sie etwas Schlechtes macht, ist es eben außerordentlich schlecht.« Das haben sogar die Hamburger Punk-Kinder gemerkt.

Nun ist sie wieder weg, die Nina, in London oder vielleicht schon in New York, und ich sitze hier mit der Abschrift von diesem Gerede im Bauernhaus hinter Himmelpforten, wo wir auf dem Teppich lagen und Fotos beguckt haben, und die halbe Nacht lief das Band mit.

Du solltest nicht auf alte blöden Fragen antworten.

NINA: Das mache ich aber immer. Immer zeige ich dem andern, daß ich mir 'ne Blöße geben kann, daß ich einfach antworte, einfach wie mir diese Worte so rauskommen. Ist doch o.k.

Herman Brood, Dein lieber Freund Herman ...

NINA: ... aber leider konnte der nie in 'ner Gruppe leben. Weil er auch immer so auf dem Ego-Trip ist und vor allen Dingen auf dem Drogen-Trip. Der hat inzwischen so oft versucht, mir auch noch was in die Schüssel zu schieben von seinem Scheiß. Bin ik immer dagegen.

... und was ist das?

NINA: Ja, also das war meine letzte heterosexuelle Liebesbeziehung und seinen Namen habe ich mir auch auf meinen Arm tätowiert ... und damit hat sich das Problem.

Seitdem ist nichts mehr?

NINA: Nee.

Was ist denn seitdem?

NINA: Seitdem? Seitdem kann ich wieder arbeiten und kann mir wieder tolle Sachen ausdenken und kann mit meinen Freunden zusammenleben, was ich in einer Zweierbeziehung nicht kann, weil man wartet gegenseitig auf sich, man hält sich aneinander, man kann ja gar nicht anders, man hat auch sexuell miteinander zu kämpfen.

Zweierbeziehung als kriminelle Vereinigung?

NINA: So ungefähr. Ich wohne viel lieber mit vielen Leuten zusammen, und die Liebe kommt und bleibt.

Bleibt?

NINA: Klar.

Du hast dich »entschlossen«, lesbisch zu werden.

NINA: Ich war doch eine Zeitlang sehr auf Männer fixiert. In der Zeit war ich aber auch nicht glücklich. Ich war nur in so heterosexuellen Kreisen, und die schwulen Leute sind mehr unter sich, und die Heteros sind mehr unter sich. Da mußte ich erst mal raus, und jetzt bin ich bei den schwulen Leuten, naja, da werde ich immer mehr und mehr schwul, und es wird auch immer toller.

Die Propagierung von Schwulsein ist aber so ein bißchen Mode geworden.

NINA: Ja, was heißt Propagierung? Ich meine, natürlich schlafe ich auch mit Jungens. Warum denn nicht? Das sind ja alles so Kategorien. Die gibt's ja eigentlich gar nicht. Die Grenzen haben sich die Menschen auch selber ausgedacht.

Und gleichzeitig singst du, daß du gern ein Junge wärst.

NINA: Ja, natürlich. Ich finde ja Jungens auch toll. Ich bin ja nicht nur ein Mädchen, ich bin ja auch ein Junge.

Aber wenn du gerne ein Junge wärest, dann wärst du gerne ein schwuler Junge.

NINA: Dieses Frauen-Männer-Bumsen hat so was Schmerzhaftes an sich. Aus meinem Erfahrungsbereich ist es so eine eingefahrene Kiste. Es kann so eingefahren sein, so eindimensional.

Hast du es nie besser erlebt?

NINA: Ach, natürlich. Ich meine, warum habe ich mir den Namen einritzen lassen, weil ich den ganz toll fand und so, aber trotzdem, ich habe mich nicht gut gefühlt. Ich fühle mich viel besser, wenn ich alleine bin und machen kann, was ich will.

Als du aus der DDR gekommen bist, da warst du richtig eingekästelt, nicht?

NINA: Bin ich immer noch. Ich bin mein ganzes Leben lang irgendwie eingekästelt. Naja, irgendwann in London hatte ich da meinen totalen Punkt, wo ich gesehen habe, wie blöde und wie alt ich eigentlich schon bin, und meine Freundin Ariane von den Slits, die war mein Guru. Die ist wirklich toll und die hat mir so gefallen, da wollte ich so werden wie die. Und da fiel mir ein, na, wie die kann ich ja nie werden, so frei werde ich ja nie wie die ... Die ist so irre für mich gewesen, daß ich gesehen habe, daß ich schon völlig im Sumpf stecke. Und da habe ich endgültig -gesehen, daß ich das alles mal schön abbauen muß, um meine Wurzeln zu finden, wie meine Wahrheit ist. My way.

Du meinst nicht, daß du das schaffst, hast du eben gesagt. Du bist verloren, hast du gesagt ...

NINA: Eigentlich glaube ich nicht, daß ich verloren bin. Ich bin immer noch verloren, ja, aber nicht mehr lange. Daran glaube ich. Ich bin bestimmt bald so weit. Daß ich losfliegen kann ...

Du trinkst viel Beruhigungstee.

NINA: Abends. Ist auch besser als schwarzen Tee. Wir waren gerade neulich in Bremen, und da haben wir bei »Kraut und Rüben« ein paar Teesorten gekauft. Kamille und Beruhigungstee. Macht jedenfalls nicht so dick wie Biersaufen.

Ist dick schlimm?

NINA: Ist ungünstig. Kannste nicht mehr so toll tanzen und alles ...

Alles, ja, ja.

NINA: Ach ja, du meinst ... Also, komischerweise muß ich sagen, habe ich im Moment überhaupt keinen Sex. Mein Sex spielt sich in meinem Kopf ab. Und ansonsten sehe ich nachts, wenn ich manchmal nicht einschlafen kann, auf einmal ein Kreuz an der Wand. Ist doch toll. Man braucht doch nicht immer nach Feierabend mit Sexualität beschäftigt zu sein.

Nee, das erwartet aber die Presse von dir.

NINA: Ich bin überhaupt nicht sexuell tätig, tut mir leid. Ich schlafe jede Nacht mit meiner Freundin. Mit der habe ich aber nichts. Wir sind eben andere Freundinnen.

»Die vierundzwanzigjährige Rocksängerin ... schmuste ungeniert mit ihrem Freund, der offensichtlich nur zu diesem Zweck mitgekommen war, bis sie grundsätzlich so saß, daß ihre Beine über die Armlehne der Sitzbank lagen ... so *in Fahrt, daß sie den Zuschauern zeigte, wie man sich am besten selbst befriedigt ...* «

NINA: Es ist immer dasselbe ...

Das Thema muß dir doch eigentlich mittlerweile zum Hals raushängen.

NINA: Na, ich hab' erklärt, wie verlogen der heterosexuelle Akt ist. Daß, wenn die Frau nicht an ihrem Point rubbelt oder wie man das auch immer sagen mag, dann ist der Orgasmus einseitig, was immer noch nicht selbstverständlich in die Köpfe der männlichen Wissenschaftler gedrungen ist. Wir Frauen wissen es seit dem ersten Tag, wo wir einen Orgasmus hatten, daß bei dem heterosexuellen Spiel nichts ist, wenn man sich nicht selber anfaßt. Und das ist ja dann wichsen, aber das hört sich alles schrecklich an. Jedenfalls habe ich das gezeigt. Ich habe gesagt: Wenn man fickt und so, macht man es vielleicht so von hinten oder was weiß ich, dann muß sich die Frau vorne anfassen, sonst ist es eine Lüge. Und unsere ganze Gesellschaft besteht auf dieser Lüge. Aber Sex ist ja dreckig. Und deswegen können sie auch ein Geschäft draus machen. Aber so'n blödes Geschäft.

Können sie mit dir nicht auch ein Geschäft machen?

NINA: Deswegen sage ich ja: so'n blödes Geschäft!

Du bist ein Star für eine ganz bestimmte Scene. Die andern fühlen sich angezogen durch deine Widerlichkeit. Du bist ja eklig. Und sie fühlen sich wie von allem Ekligen nun auch von dir angezogen.

NINA: Wenn sie noch gut druff sind, denken sie, ich wär' vom andern Planeten, wenn sie schlecht druff sind, dann zeigen sie mir, daß sie das sehr merkwürdig finden, wie ich aussehe und was ich mache. Auch wenn sie mich nicht kennen, also auf der Straße. Wenige Leute erkennen mich als die, die ich bin. Sondern die sehen nur mein Bild ... Trotzdem fühle ich

mich noch verhältnismäßig frei, weil ich irgendwie mir manchmal selber ja nicht ähnlich sehe. Ich kann mich ziemlich schnell verändern.

Geht's dir denn gut?

NINA: Och, naja. Mir könnte es besser gehen, aber nicht auf der Erde. Auf der Erde geht's mir, glaube ich, ganz gut. Doch, ich bin oft lustig im Moment. Mir geht's ganz gut. Aber völlig albern manchmal und total verkichert. Also ich habe da Phasen, da denken die alle, ich bin verrückt. Und ich selber auch. Ich kann mich dann nicht stoppen. Und das brauche ich dann auch nicht, denn wenn man die Lachphase hat, das sind ja Idioten, die sich da stoppen. Das geht auch gar nicht. Wenn der unkontrollierte Lachanfall kommt, kannste gar nichts machen. Und es gibt ja so tolle Frauen auf dieser Welt, sie glauben es ja gar nicht. Bloß die meisten, die wissen ja gar nichts davon und sind total ängstlich und

... reagieren aggressiv auf Dich.

NINA: Ja, irgendwie, wenn ich jetzt auftauche. Früher, als ich angefangen habe zu singen und so langsam berühmt geworden bin, da fanden die Leute es ganz schick, mich zu kennen. Heute sehe ich bei vielen Leute, daß sie mich nicht mehr akzeptieren können. Das freut mich sehr.

Liest du alles, was über dich geschrieben wird?

NINA: Nee.

Vor ein paar Wochen stand zum Beispiel in der »Bild«-Zeitung ein Riesenartikel über Hagen und ihre vielen Abtreibungen.

NINA: Ich weiß nicht, woher so was kommt. Ja, wer weiß, wem ich mal sowas erzählt habe, ob ich gerade einen Text gemacht habe, vielleicht, oder ein Märchen geschrieben habe.

Aber durch die »Bild«-Zeitung werden diese Märchen Wirklichkeit und die »Skandale« ganz real.

NINA: Klar gibt's die, und diese Leute,

die die lesen, gibt's auch, aber - puh - von denen bin ich doch schon in der DDR abgehauen.

Wohin willst du jetzt noch abhauen?

NINA: Ich will nicht mehr abhauen. Ich bin ja einmal da, dieses eine Abhauen - das war ja auch ganz gut. Na, und jetzt bin ich rausgegangen aus meinem Namen und gehe immer weiter, woanders hin. Da, wo hoffentlich viele Leute hingehen. Da, wo es ehrlich ist und wo es wieder lustig zugeht. In die Ecke ...

Konkret-Sexualität 1980, S. 91

Rudolf Müller

Hitparade der Stellungen

Zur Funktion der sogenannten Sexualreports

WER sich heute Umfragen »in der Intimsphäre« ausdenkt, wer sie bezahlt und ihre Ergebnisse verkauft, schwimmt - wie gewollt auch immer - im Kielwasser der Kinsey Reports. Eine Welle der Empörung - zum Teil im Gewande wissenschaftlicher Kritik - hatte seinerzeit die beiden Bände zu Bestsellern emporgetragen. Davon mögen die heutigen Report-Schreiber - und mehr noch ihre Verleger - träumen.

Kinsey's gewaltige Datensammlung hatte allerdings einen Effekt, der heute unwiederholbar ist: sie zeigte nämlich, wie wenig die sexuellen Verhaltensweisen der Menschen mit dem puritanisch geprägten Normensystem in den USA übereinstimmten. Entlastet vom Druck der Vereinzelung - »so I'm not abnormal« - entwickelte sich danach eine breite öffentliche Diskussion, die die hohl gewordenen Moralbegriffe ins Wanken brachte und die Vielfalt des vorkommenden Sexualverhaltens gegen ein rigides Bild vom Menschen als Sexualwesen stellte. Gesetze wurden liberalisiert, Sexualnormen erschienen den Menschen einen Moment lang wieder verfügbar.

Auch die BRD ist von dieser »Lockerung« der Sexualnormen erfaßt worden, unabhängig davon, ob Kinsey's Zahlen auf uns übertragbar waren oder nicht. (eine mit den Kinsey-Reports vergleichbare Studie hat es hier nie gegeben); es kam gar nicht so sehr auf die genauen Prozentsätze an, sondern mehr auf die Erkenntnis, daß die geltende Sexualmoral die offenkundigen Bedürfnisse der Menschen ignorierte.

Orgasmus immer, manchmal, nie?

Die »Sex-Welle«, die Kinsey mit ausgelöst hatte, hat aber zugleich die Bedingungen für eine Fortsetzung der Aufklärung mit den gleichen Mitteln weggeschwemmt. Günter Amendts Prognose von 1970, daß »auch die vatikanische Violettpresse eines Tages ihren Ausgaben einen Sexfragebogen für Priester und Nonnen beilegen wird«, hat sich noch nicht erfüllt, aber Sex als high light des Konsum-Glücks ist allgegenwärtig in Wort und Bild. Was können heute noch Umfragen nach Koitushäufigkeiten, Masturbationsraten und Orgasmusereignissen aufklärend zutage fördern, wo doch der sexuelle Spaß als selbstverständlich und verfügbar propagiert wird? Nehmen wir als Beispiele die jüngsten bundesrepublikanischen Sex-Umfragen: -

Stern-Report über das Sexualverhalten junger Deutscher (»Moral '78«, »Stern« 24. und 30. 5. 78) -

RALF-Report: Das Sexualleben'der Deutschen (1978)

Die Forscher vermelden: »Eine sexuelle Revolution - der Ausdruck ist nicht übertrieben. Stärkere Veränderungen, als sie im Vergleich der beiden »Stern«Umfragen 1963 und 1978 sichtbar werden, lassen sich gar nicht denken« (Noelle-Neumann im »Stern« 22/1978). »Im Zuge einer Entwicklung, die als 'Liberalisierung' beschrieben worden ist, haben sich während der letzten 10 bis 15 Jahre die Sexualnormen fast überall in der Welt, besonders aber in den westlichen Industrieländern, weitgehend gelockert« (RALF-Report, S. 13)

Diese Feststellungen gründen sich auf »harte facts«:

»Ungewöhnliche Sexualpraktiken« werden zunehmend akzeptiert und praktiziert: »Während in der Gruppe der über 40jährigen nur ca. 67 Prozent es für völlig normal halten, die Geschlechtsorgane der Partnerin mit Lippen und Mund zu liebkosen und zu reizen, sind es in der Gruppe der unter 25jährigen bereits über 80 Prozent.« (RALF, S. 14)

- Der erste Geschlechtsverkehr findet früher statt als noch vor 15 Jahren, durchschnittlich etwa im Alter von 16 Jahren. (RALF, S. 13)
- Die Ehe wird nur noch von einer Minderheit als Voraussetzung für Geschlechtsverkehr und Lebensglück anerkannt: Nur 40% der Männer und 42% der Frauen halten die »Einrichtung der Ehe grundsätzlich für notwendig«. (»Stern« 22/78)
- Sexuelle Treue in einer Partnerschaft wird in abnehmendem Maße gefordert. 34% der Frauen und 53% der Männer können sich eine Partnerschaft auch ohne Treueverpflichtung vorstellen. (RALF, S. 78)
- Die sexuelle Freizügigkeit der Frauen hat sich der der Männer angenähert.

Der Stellenwert der Sexualität im Leben des einzelnen hat sich erhöht: 840/o der Männer und 65 % der Frauen halten »intime (geschlechtliche) Beziehungen« für notwendig zu ihrem eigenen Lebensglück.

(»Stern« 22/78)

Der RALF-Report geht noch sehr viel weiter in die Details: bevorzugte Stellung (»von hinten, von vorn, von der Seite in die Scheide der Frau« - in wessen Scheide sonst?); harte oder weiche Bewegungen; Orgasmus immer, manchmal, nie; wie oft Selbstbefriedigung? - Ich verzichte hier auf weitere Zahlenangaben.

Angenommen, die Ergebnisse seien nach allen Regeln der Befragungskunst gewonnen worden. Für den »Stern« bürgt das Allensbacher Institut für Qualität, auch wenn es für seine Interviewer wohl kaum bürgen kann. Die Autoren des RALF-Report diskutieren mit demonstrativer Redlichkeit die Repräsentativitätsprobleme, die sich aus dem geringen Rücklauf (unter 20%) bei ihrer schriftlichen Befragung ergeben, und weisen darauf hin, daß es eine Garantie für Richtigkeit und Repräsentativität eh nicht geben könne; der Leser müsse gewärtig sein, daß der Report eben doch nur »über die Sexualität der Deutschen, die bereit sind, einen Fragebogen über Sexualität zu beantworten«, informiert.

Wer masturbiert hier wen?

Angenommen also, die Methodik sei in Ordnung - wen werden diese Ergebnisse überraschen, wozu dienen sie? Schon vom Ansatz her können solche Befragungen kaum mehr zeigen als einen äußeren Ist-Zustand. Denn der »Verzicht auf jegliches Theoretisieren« (RALF-Report, Klappentext) gilt hier als Objektivitätsmerkmal. Die Forscher wissen nicht, wonach sie fragen, was sie aufklären sollen. Ihre Fragen sind allgemein daran orientiert, was »heute in der öffentlichen wie in der wissenschaftlichen Diskussion auf starkes Interesse« stößt, oder sie folgen in Akzenten und Formulierungen schlicht früheren Untersuchungen. Heraus kommt eine Trendmeldung, die uns seit Jahren vorgerechnet wird: eine sexuelle Liberalisierung, die in der Gleichung Sex = Glück gipfelt. Heraus kommen beliebig verfügbare Datensammlungen, blutarm und lustlos:

»Frauen mit starkem beruflichem Engagement geben zu 72 Prozent an, daß sie häufig, zu nur acht Prozent, daß sie manchmal, und zu 19 Prozent, daß sie nie masturbieren. Der letztgenannte Prozentsatz ist nur um zwei Prozentpunkte niedriger als der entsprechende Satz der beruflich wenig Engagierten. Doch in dieser Gruppe masturbieren 13 Prozent mehr als in der Gruppe der stark Engagierten manchmal. Häufig masturbieren von den beruflich wenig Engagierten 58 Prozent. Die Sätze der mittelstark Engagierten liegen zum Teil (bei den nie Masturbierenden) über, zum Teil zwischen (bei den manchmal Masturbierenden), zum Teil (bei den häufig Masturbierenden) unter den Sätzen der beiden anderen Gruppen.« (RALF-Report, S. 88)

Wer masturbiert hier eigentlich beruflich engagiert? Wenn es ein Kennzeichen von Pornographie ist, den Menschen zu verdinglichen, seine sexuellen Äußerungen isoliert, quasi durch's (Prozent-) Schlüsselloch zu betrachten, dann ist dies Pornographie. Aber leider - niemand kann sich daran erregen und niemand würde solche Reports kaufen.

Der RALF-Report wird daher aufgepeppt mit dem undurchsichtigen, aber einprägsamen Markenzeichen »RALF« (Repräsentative Analyse sexueller Lebensformen) und mit einer unförmigen Dokumentation freier Antworten (ca. 65% der gesamten Darstellung); die »Stern«-Umfrageergebnisse werden verpackt mit Fotos und bekräftigenden Statements von ach so positiven jungen Menschen.

Diese Aufmachung der Reports weist allerdings auch auf ihre uneingestandene Funktion hin. Sie klären nicht auf, sondern bekräftigen, was ist, indem sie ein buntes Treiben präsentieren, bei dem scheinbar jeder sein Glück in der Hand hat; sie modellieren mit an einer zeitgerechten »Stromliniensexualität«: Dem Leser des RALF-Reports wird mit wissenschaftlichem Brimborium suggeriert, daß die dargestellten Prozentsätze etwas Wesentliches über »die Sexualität der Deutschen« aussagen (»interessant«, »bemerkenswert«, »überraschend« sind RALF's Lieblingswörter bei der Darstellung seiner Ergebnisse). Es entsteht ein Bild von Sexualität, das sich aus isolierten Koitus-, Masturbations- und Orgasmusereignissen zusammensetzt. Häufigkeiten erscheinen wichtiger als deren Bedeutung im individuellen oder gar gesellschaftlichen Lebenszusammenhang. Welches Verständnis von der Funktion empirischer Sexualforschung den RALF-Autoren naheliegt, offenbaren sie in einer Nebenüberlegung für oder gegen ein statistisch begründetes Ratgeber-Buch:

»Wer sollte die Mittel für dieses Vorhaben bereitstellen? Um sich ein Bild von den Kosten zu machen, die mit der Vorbereitung eines Buches verbunden wären, das dem Leser sorgfältig erprobte Hinweise geben will, 'wie man es richtig macht', stelle man sich vor, daß jede Empfehlung, jede Warnung, wenn sie keinen Schaden anrichten soll, immer wieder experimentell überprüft werden muß, daß hierzu Versuchsräume gemietet, Meßgeräte angeschafft und wissenschaftliche Hilfskräfte eingestellt werden müssen, daß erhebliche Reisekosten durch Versuchspersonen aus anderen Bundesländern oder dem Ausland entstehen, daß diese Versuchspersonen vor und nach dem Experiment der Betreuung bedürfen usw.« (RALF, S. 20f)

Die in der Erhebung als beliebt ermittelten Techniken will RALF dem Leser nur deshalb nicht zur Nachahmung empfehlen, »weil selbst die sorgfältigste Überprüfung einer Stichprobe niemals alle Zweifel an ihrer Repräsentativität ausräumen kann.« (RALF, S. 21). Sexualforschung als Verhaltenstechnologie? Repräsentativumfragen für eine Hitparade der Stellungen?

Unverhohlen demonstriert auch der »Stern«-Report »Moral '78«, wie Sexualforschung zum bloßen Anpassungsinstrument verkommen kann. Flott und selbstzufrieden interpretiert Sternredakteur Michael Jürgs die dürren Zahlen des Allensbacher Instituts für Demoskopie:

»Sex gehört für die jungen Deutschen zum Leben wie Flippern und ins Kino gehen. Sex bedeutet ihnen Glück. « »So wie sich der Mann immer nahm, was ihm geboten wurde, nehmen sich heute viele Frauen, was ihnen geboten wird. « »Und wenn sie dann ... verheiratet sind, wobei entscheidender Anlaß immer noch der Wunsch nach Kindern ist und keineswegs Lebensangst, bleiben die jungen Deutschen auch treu. « »'Die Umfrage zur Moral '7 8 zeigt das Bild einer Generation .... der Sex und Glück eins sind oder die durch Sex Glück zu finden hofft.« »Sex vereinigte 1978 alle Stände .... das gab es in Deutschland noch nie.« (»Stern« 22/23,1978)

Wie weit haben wir es doch gebracht. Alles so schön bunt hier. Diese »Sexualforschung« klärt die Illusion in der Gleichung Sex = Glück nicht auf, sondern verklärt sie als revolutionäre Errungenschaft. Nach der erhellenden Blitzlichtaufnahme Kinsey's folgen nun langweilige, aber schöngefärbte Urlaubsfotos. Wo einzelne Zahlen das Bild unübersehbar stören, werden sie übermalt: 50% der Männer möchten nicht »als Arbeitskollegen oder im selben Haus oder als Nachbarn mit einem Homosexuellen zusammensein« - im »Stern« gedeutet als gewachsene Toleranz gegenüber allem, »was man miteinander treiben kann oder was andere treiben. «

Skepsis an dem vordergründig-fortschrittlichen Bild, das uns die SEX-Reports zeichnen, artikulieren sich bestenfalls als Moralin '78. Elisabeth Noelle-Neumann kommentiert in ihrem Untersuchungsbericht für den »Stern« die zunehmende eheliche Unzufriedenheit der Frauen und die häufigeren vorehelichen Beziehungen wie folgt: »Es könnte gut für das Eheglück von Frauen sein, sich etwas rar zu machen und ein bißchen auf die Liebe zu warten.«

Konkret-Sexualität 1980, S. 94

Friedemann Pfäfflin

Alltagsliebe

Antwort auf eine redaktionelle Zumutung

PAULUS, der Apostel, sang das Hohe Lied der Liebe. Nachzulesen 1. Korinther 13, im Neuen Testament. Volkmar Sigusch, der Gelehrte, rezensierte das Niedere Lied der Liebe, nachzulesen im Sonderheft SEXUALITÄT KONKRET 1979. Und er fügte hinzu: Wer über die Liebe schreibt, ist allemal ein Papagei auf der Stange. Die Redaktion fragt mich, ob ich zur Alltagsliebe etwas schreiben will. Das Thema reizt mich. Der Preis indes ist hoch: ein Papagei zu sein. Das will ich nicht. Auch ist mein Alltagsleben viel zu grau, es fehlt die Farbenpracht. Schlecht wär' auch nicht ein Star. Singen jedoch, das konnte ich noch nie. Spöttelnd(rief man mich als Kind nur: Amsel.

Assoziationen sind verräterisch. Kaum redet man von Liebe, landet man bei Bienen oder den geliebten Singzweibeinern. In unseren Städten sind sie längst verschwunden, gehalten werden sie in Käfigen, kanariengelb, mir ziehts den Mund zusammen. In anderen Ländern, sagt man, sei ihr Schicksal noch viel grausamer. Nicht nur gefangen, auch verspeist. Deep throat.

Alltagsliebe. Standardisierte psychosexuelle Entwicklung. Narziß als Papagei, orale Gier, anal-anankartisches Kalauern. Unausgesprochen benennt es auch die phallische Etappe. Sei's drum, wenn hier die genitale Phase noch verschwiegen wird, ist sie ja doch nicht mehr als Integral der partiellen Trieb- und Ich- und Über-Ich-Aspekte. Wo ist da Liebe anzusiedeln?

Das Thema suggeriert als Ort die Zeit: im Alltag. Doch was soll der Quatsch. Als gäb's die Sonntagsliebe. Der Sonntagsbraten hat, soweit bekannt, kein Montags-, Dienstags-, Mittwochs- oder Freitagsgegenstück. Ihn gibt's am Sonntag und sonst nicht. Bei Sexualität mag das schon anders sein. Für viele gibt's sie nur am Sonntag. Der Arbeitsrhythmus schreibe die Zeiten vor. Für Liebe bleibt oft wenig Raum. Auch wenig Zeit.

Mir fällt zu Liebe vieles ein: Der Schuster, der bei seinen Leisten bleibt, besohlt-beseelt schickt er den Kunden fort. Der Architekt, der Brücken schlägt, für den der Schuhkarton nicht Wohnraummaßstab ist. Zahlen-Kolonnen schreibt der Buchhalter, der Wissenschaftler auch, und freut sich, wenn sie aufgehen. Er liebt das Leben dann, die Zahlen oder sich. Es ist kein großer Unterschied ...

Solch' Alltagsliebe bleibt meist unbenannt, die schlägt sich nieder in den Taten. Ihr Augenblick ist kurz. Und wo er länger dauert, im Werk der Kunst, im Bild, im Wort, und allgemein bekannt wird, da ist's auch nur der Sammelpunkt des Alltags seines Schöpfers. Im Schweiße ihres Angesichts schafft Liebe Welt.

Ein Fallstrick ist der 'Alltag' vor der Liebe. Es gibt sie ganz, sonst nichts. Man sieht das an dem Beispiel, das Gunter Schmidt jüngst angerichtet hat. Er sprach von trister Alltagssexualität als dem oft optimalen Resultat von Therapie. Und hat viel Mißmut ausgelöst. Als hätte es des Adjektivs bedurft. In sich schon ist die Alltags-Sexualität gekappt. mit Alltagsliebe stehts nicht anders. Das teilt die Liebe zu, setzt Grenzen, coupiert mit Alltag, was sich nicht beschränken läßt. Was sicher seine Grenzen hat, doch aus sich selbst gesetzte.

Mir drängt sich der Verdacht auf: als dem Autoren wird von mir erwartet, die Alltagsliebe zu vergolden. Das Mittelmaß, den Trott, den Ort, den keine Liebe küßt, zu weihen. Ob Sonntags- oder Alltagsliebe, ist dann gleich. Gleich unergiebig, das ist klar. Die Liebe liebt, sie hält sich nicht an Zeiten.

konkret-Sexualität 1980, S. 96

Henning Venske

»Komm in mein Wigwam«

Wie sich der deutsche Mensch in seinem Schlager fortpflanzt

Daß dieser Schlagerproduzent ein As war, wußte die ganze Branche. Er kannte jeden gängigen Akkord zwischen ABBA und AABB; der Marschbeat, den er exakt auf die »2« mitklatschen konnte, - das war ein wesentlicher Teil seiner Qualifikation - bestimmte den Rhythmus seines Schaffens; er wußte, wie ein Schaltpult aussah und schluckte gewohnheitsmäßig zum Frühstück ein Dolby. Er war verheiratet, machte aber keinen Gebrauch davon, weil ihn das in der Schlagerproduktion behindern könnte.

»Wegwerflieder zur Lebenshilfe« hatte er das, womit er die Paraden der Rundfunk- und Fernsehanstalten belieferte, in einem Anfall intellektuellen Übermutes genannt: So etwas läßt sich nicht in einer bürgerlichen Ehe ersinnen, da muß man schon in der Situation des brünstigen Konsumenten stehen; also balancierte er sein seelisches Gleichgewicht zwischen Habsucht und Sehnsucht aus. Seine Frau hatte sich über die neue Platte gefreut, der Text *»Zusammen zu leben und doch frei zu sein«* hatte ihr eingeleuchtet, und der in das Howard-Carpendale-Poster eingewickelte neue Massagestab war eine wundervolle Geburtstagsüberraschung gewesen.

» Und wenn ich schlaf,

dann schläft nur ein Teil von mir,

und der andre träumt von dir«

murmelte er, griff sich prüfend an den leicht schmerzenden Wasserturm und wälzte sich verdrießlich auf den Bauch. Es war kalt, und er mußte dringend pissen. »Ich kann doch nicht onanieren, und dabei an Peter Maffay denken. Warum zum Teufel fällt mir nicht ein, wie Marianne Rosenberg aussieht?« dachte er und sackte wieder weg in die Abgründe seiner alkoholisierten Niederfrequenzgänge. Der erfolgreiche Schlagerproduzent kriegte den Arsch nicht mehr hoch: nackt lag er auf dem unbezogenen Hotelbett, und leise dudelte das Radio seine Erfolgsmelodien.

Schelmisch blinzelt die Sonne, die bekanntlich nach jedem Regen zu scheinen gezwungen ist, durch die Gardinen auf diesen Exponenten zeitgenössischer Kultur. Es ist ihr, scheint's, egal, daß der Kapitalismus - stets bestrebt, den ganzen Menschen seinem Profitinteresse dienstbar zu machen - auch diese einst hoffnungsvolle Triebstruktur vermarktet hat: Hunger, Durst und Schlafbedürfnis - befriedigt im Rahmen des Spesensatzes; das Verhältnis zum Geschlechtsleben findet mit »gebrochen« eine zureichende Bezeichnung. »Da bin ich ein ganz normaler Mensch« - sagt er - und: »Wo kämen wir denn hin, wenn jeder seine Triebe ungesteuert ausleben könnte? Ich stelle mein Liebesbedürfnis dem Arbeitsprozeß zur Verfügung, meine Sinnlichkeit wird als Leistungswille wirksam. Meine Triebunterdrückung dient unserer Ökonomie.«

Und nun liegt er da und ruht sich aus. Gestern hat ihm Radio Luxemburg in einer Festveranstaltung in der Westfalenhalle vor einigen tausend Leuten den »Goldenen Maulauffen« verliehen, und Anton Urlaub - den er eigensinnig in Tony Holliday umgetauft hatte - sang jene berühmten Zeilen:

» Heute nacht wird' ich wieder nach dir suchen,

denn nachts, wenn alles schläft, dann fehlst du mir am meisten!«

Mein Gott, hatte er sich mit dem Text abgequält. Aber es hatte sich gelohnt. Das Ungereimte in den Griff zu kriegen - da lag die Schwierigkeit ... Er wälzte sich aus dem Bett, torkelte zum Waschbecken, pinkelte erst gegen den Spiegel, dann hinein, ging rüber zum Schreibtisch, nahm Hotelbriefbogen und Kugelschreiber zur Hand, notierte:

» Schade, immer muß uns etwas stöhöhören,

schade, immer bleibt uns nur die Illusion,

warum können wir uns nicht ungestört gehöhören,

du bist nun bei mir zwei Minuten schon«

und fiel erleichtert wieder auf's Bett und in Schlaf.

»Der Streß macht einen fertig, mein lieber Mann. Selbst im Schlaf. Im Traum - dazu bin ich einfach zu sensibel, weißt du, sonst wäre ich ja auch nicht in diesem Beruf, nicht? - sogar im Traum setze ich mich damit auseinander, was ich da produziere« hat er mal bei einer Fernseh-Talkshow geäußert. Temperamentvoll hatte er damals die Vorwürfe eiskalter Kritiker vom Tisch gefegt-

er sei ein Handlanger der Systemwerbung -

ein Propagandist der Ware Sex, die als ein der jeweiligen Mode entsprechender Einheitstyp feilgeboten werde -

ein Plattenheini, der dem armen Publikum einrede, wenn es nur genug besungenes Vinyl kaufe, werde sich die Liebe schon von allein einstellen

ein Ausbeuter und Unterdrücker der Frauen, die via Unterhaltungsindustrie und Werbung über ihre wirkliche Rolle getäuscht würden -

kurz: ein Betrüger, mit dessen Schlagerkrimskrams das menschliche Liebesbedürfnis verhöhnt werde -

Diese Kritiker hatte er zum Schweigen gebracht. »Was ist denn schon dabei, wenn unsere Stars Liebesversprechen unter's Volk bringen?« hatte er zurückgefragt, und »was Sie mir da von der Werbung erzählen, ist doch Unsinn! Selbstverständlich haben Leute, die aus dem Hals riechen, unter den Achseln schwitzen, eine picklige Haut und schuppige Haare haben, Schwierigkeit in der Liebe. Tun Sie doch nicht so, als würden Sie kein Deo benutzen!« Dann hatte er darauf hingewiesen, daß die breite Schlagerpalette wirklich für jeden etwas bereithalte:

Für die zu allem Entschlossenen Udo Jürgens:

» Ich hab' noch nie im Leben Berge versetzt, ich tu es jetzt!« (- Die Bemerkung mit dem Venushügel hätten Sie sich sparen können, gnädige Frau -)

Für die Kuscheligen Katja Ebstein:

» Es müssen keine Rosen sein, ich will doch eigentlich nur dich, ich muß dich atmen, muß dich fühlen ... «

Für die Niedlichen Michael Schanze:

» Ohne dich, da werd' ich nicht mal müd' und außerdem hab ich dich lieb!«

(- Außerdem heißt außerdem, kommen Sie hier doch nicht mit grammatikalischen Spitzfindigkeiten, Sie Oberlehrer! -)

Für die Verspielten Heino:

» Komm in meinen Wigwam, Wigwam, ruh dich bei mir aus! Komm in meinen Wigwam, Wigwam, hier bist du zu Haus! Komm in meinen Wigwam, Wigwam, ist er auch noch so klein, Regenbogen-Johnny, Regenbogen-Johnny ... « (- Natürlich kann man alles mißverstehen, das bleibt Ihnen unbenommen ...

Für Anspruchsvolle haben wir Roland Kaiser:

» Sie war so wie ein kühler Tropfen Tau auf dem Gras und doch setzte sie mich in Brand« -

für die Aufgeweckten haben wir Howard Carpendale:

» Nachts, wenn alles schläft, solltest du bei mir sein,

ich brauche deine Nähe« -

für alle, die unter kalten Füßen leiden, haben wir Costa Cordalis:

» Und wir haben aus der kalten Nacht einen Sommertag in Athen gemacht ... «

und für die von Arbeit und Ehe fast schon verschlissenen Jahrgänge haben wir Peter Alexander:

» Mit seinem Mädchen, da lebt er in dem Reihenhaus dort im Revier. Frühmorgens ging er und kam erst spät.

Doch die Nächte gehörten nur ihr .. «

Der nackte Produzent auf seinem Bett begann zu schnarchen. Niemand konnte ihm einen Vorwurf machen. Er mochte Kinder sehr gern, hatte aber selbst keine. Nein, sowas wie Andrea Jürgens möchte er auch nicht. Nein, auch nicht aus finanziellen Gründen. Natürlich sei der Schlager angesichts des Geburtenrückganges bevölkerungspolitisch nicht uninteressant! Nein, die Fortpflanzung der Leute findet selbstverständlich nicht *im* Schlager statt, sondern *nach* dem Schlager-Hören. Er wisse nur zu gut, manches alte Ehepaar steige regelmäßig nach der Hitparade ins Bett, er fühle sich wie Gunter Gabriel, sie wie Juliane Werding, er stelle sich aber vor, sie wäre die beiden Baccaradamen, während sie von Rex Gildo phantasiere.

Bitte - wenn Sie darauf bestehen: natürlich ist der Schlager eine Onanierhilfe, gerade *wegen* seines ausgelutschten Vokabulars, das soviele Wünsche offenläßt: »Kultur beginnt dort, wo ... auf die vollständige Befriedigung von Bedürfnissen mit Erfolg verzichtet wird!« sagt Freud. Sonst noch Fragen?

Ach Kitsch ... Wissen Sie überhaupt, was das genau ist? So, Wunschdenken, Traumwelt und Realitätsflucht kombiniert mit künstlerischer Mangelhaftigkeit, sagen Sie. Meinetwegen - dann hören Sie sich mal Tschaikowsky an, oder Richard Wagner, wenn Sie das aushalten. Da lobe ich mir meinen Demis Roussos! Sieht aus wie'n Nudelholz im Schlafrock, singt wie'n Wallach - aber verlogener als die Meistersinger von Nürnberg ist er doch wirklich nicht. Kitsch ist Kunst für die Masse, ist doch klar - ich als Kitschfabrikant, wenn Sie mich so bezeichnen wollen, erfülle für den Kopf von Hinz & Kunz

die gleiche Funktion wie Goethe für irgendeinen ästhetischen Eierkopf. Wissen Sie, wer Karl Hofer ist? Nein, ich auch nicht - aber der hat gesagt: »Im Kitsch wird das tiefere und reine Gefühl der Masse für das Edle und Schöne auf eine kompromißlose, unkomplizierte und sinnvolle Art befriedigt.« - Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe ...

Die Tür wird geöffnet, herein kommt ein Zimmermädchen. Stutzt, räuspert sich, tippt dem erfolgreichen Schlagerproduzenten auf die Schulter. Der setzt sich auf. Ihm brummt der Schädel, er ist mürrisch, er geniert sich. Das Zimmermädchen geht nicht raus. Sie will wissen, wie er hier reingekommen und wo seine Kleidung ist. Er weiß nichts. »In welchem Zimmer bin ich?« fragt er, und dann - argwöhnisch - »in welchem Hotel?« Wickelt sich in eine Wolldecke, das aufdringliche Zimmermädchen geleitet ihn zur Rezeption. Dort wird festgestellt: hier wohnt er nicht, der Herr Schlagerproduzent, er wohnt bei der Konkurrenz. Der Portier ist von hinterhältiger Höflichkeit - er besorgt ihm ein Taxi. Da werden die Kollegen aber Augen machen, wenn er in diesem Aufzug in sein Hotel zurückkommt, am Frühstücksraum vorbeischleicht.

Kein schlechter Stoff für einen neuen Volker-Lechtenbrink-Hit, so à la *»Junge laß die Flasche stehn«* ... nur den Anfang müßte er verändern: wie er sich die Dame schön getrunken hat, wie er mit ihr in ihr Hotelzimmer gezogen ist, wie er unverrichteter Dinge sofort in Tiefschlaf verfiel, wie er wenig später auf's Klo mußte, die Tür verfehlte und auf dem Hotelflur stand. Wie er den Fahrstuhl betrat, auf den Velours pinkelte, ein Stockwerk höher den Fahrstuhl wieder verließ und erleichtert das Zimmer, das genau über dem seiner Bekannten lag, betrat. Und wie er dort, nackt und hilflos, auf dem unbezogenen Bett zusammenbrach - nicht ohne vorher das Radio anzudrehen, das wieder mal seine Erfolgsmelodien dudelte ...